This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

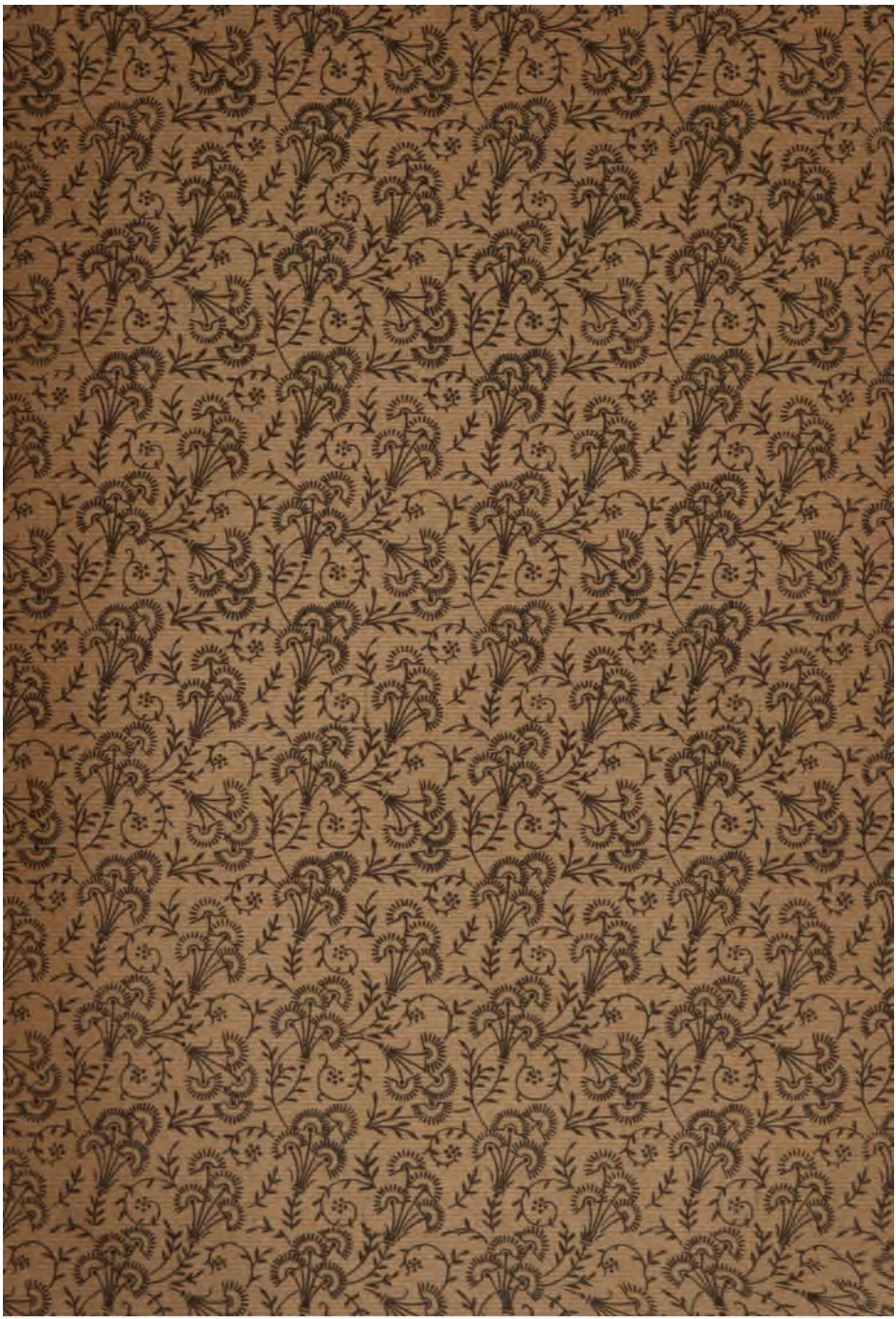
**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ein Spaziergang um die Welt
von
Alexander Grafen von Hübner.

· EX · LIBRIS ·

Dr. THEODOR FREIHERR v. PLENKER



In memory of

Joe Padilla

from a gift by

Mr. & Mrs. Fred Leuenberger

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

# Ein
# Spaziergang um die Welt.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Deutsche Ausgabe

vom Verfasser.

Mit einem Portrait in Stahlstich und drei farbigen Titelblättern von Rudolf Cronau.

---

Zweiter Band.

Siebente Auflage.

Leipzig
T. O. Weigel Nachfolger.
(Chr. Herm. Tauchnitz)
1891.

# Japan.

(Fortsetzung.)

## V.

## Osaka.

**Vom 19. zum 22. September.**

Kobe und Hiogo. — Die Barre des Yodogawa. — Osaka. Seine Bedeutung als Handelsstadt. Seine Physiognomie. — Die Theaterstraße. — Das Schloß Taiko-Sama's. — Der Chi-fu-ji.

(19. September.) Um vier Uhr Nachmittag begebe ich mich an Bord der Costarica, eines der schönsten Boote der „Pacific-Steamship-Company", welche zwischen Yokohama und Shanghai einen regelmäßigen Dienst unterhalten und Hiogo (Kobe) und Nagasaki anlaufen. Diese Schiffe gehen ab und kommen an viermal, die Boote der Peninsular-Gesellschaft zweimal im Monat zwischen Yokohama und Hongkong. Man findet also jede Woche Gelegenheit nach Nord- und Süd-China. Sie wird nur von wenigen Japanern benutzt, die Studenten und Touristen ausgenommen, welche die hiesige Regierung im Auslande reisen läßt. Aber viele Chinesen kommen auf diesen Schiffen nach Japan. Daher die stete Zunahme des chinesischen Elementes in den Treaty-Ports, besonders in Yokohama und Nagasaki. Wenn die beabsichtigten Reformen nicht zu Katastrophen führen und das Innere des Landes den Fremden erschlossen wird, so dürften die Europäer in den Chinesen bedeutende Konkurrenten finden.

Einige Freunde kommen an Bord. Wie sie mich beneiden! Aber der Scheidende ist nicht sehr heiter gestimmt. Der Abschied von Orten, welche man gewiß nicht wieder sieht, hat immer etwas Peinliches. Man blickt zurück und fühlt, daß diese Epoche und Episode unseres Lebens abgeschlossen ist für immer. Ein Vorgeschmack des Todes; ein feierlicher Augenblick, der zu Betrachtungen anregt und zu Gefühlen des Dankes, wenn man wie ich mit Freundlichkeit überhäuft wurde.

Als die Nacht hereinbrach, waren wir bereits aus dem Golf gesegelt. Bei dem unsichern Dämmerlichte erkenne ich die Umrisse des Eilandes Enoshima und die beiden Hörner des Hakonegebirges. Olympische Klarheit umfluthet den Fujiyama.

---

(20. September.) Die japanischen Meere haben einen üblen Leumund, besonders in dieser Jahreszeit des Monsoonwechsels, der gefährlichsten wegen der häufigen Typhone. Heute aber ist das Meer spiegelglatt. Eine andere Gefahr entspringt aus dem Mangel an nautischen Karten. Die Kapitäne suchen einen gewissen bekannten Kurs einzuhalten; wird aber ein Schiff durch die wechselnden und noch wenig bekannten Strömungen oder durch schlechtes Wetter von dem beaten track verdrängt, so liegt sein Geschick in der Hand des Zufalls. Gegenwärtig lassen die französische und die englische Regierung hydrographische Messungen in dem „inneren Meere" vornehmen. Mit Ungeduld erwarten die Seefahrer die Veröffentlichung der Karten.

Wir sind an Bord wenig zahlreich und sehr uninteressant. Dagegen ist das Vorderdeck mit Japanern überladen. Auch auf dem ersten Platz haben wir deren einige. Alle begeben sich nach Kiyôto oder nach der Insel Kiushiu. Auf fremden Schiffen pflegen die Japaner sich ihres Ceremoniells zu entledigen, woran sie ohne Zweifel sehr recht thun; aber wenn sie die europäischen

Manieren nachäffen, werden sie einfach gesagt ungeschlacht und unerträglich.*) Ausnahmen gebe ich natürlich zu.

Gegen drei Uhr Nachmittags nähern wir uns der Küste, welche hier den Charakter der Gegend um Yokohama beibehält: zerklüftetes Felsgebirge, ganz bewachsen und auf den Kämmen mit den gewöhnlichen grünen Federbüschen geschmückt.

---

(21. September.) Um zwei Uhr Morgens geht die Costarica vor der europäischen Niederlassung Kobe, eine Meile östlich von dem japanischen Ken Hiogo, vor Anker.

Entfernung von Yokohama dreihundertzweiundvierzig Seemeilen (sechzig auf den Grad).

Kobe ist einer der fünf Vertragshäfen. Thatsächlich wurde er erst vor drei Jahren eröffnet, und schon bedeckt sich die „Concession" mit schönen Häusern und großen Waarenlagern. Die Anzahl der Residenten mit Inbegriff der flottirenden Bevölkerung dürfte sich kaum auf dreihundert Seelen belaufen; aber als Hafen von Osaka hat Kobe Zukunft.

Ich bin bei dem englischen Konsul Herrn Gower abgestiegen. Sein Haus ist ein kleines Juwel. Am Abhange des Berges ließ er sich als Landwohnung ein in Osaka gekauftes japanisches Haus aufstellen. Ringsherum dehnt sich der Garten aus, und das Auge schweift mit Wonne über den weiten Golf und seine reizenden Gestade. Hinter dem kleinen Tuskulum führt eine Treppe zu einem im Laube versteckten Tempel hinan.

In Kobe machte ich die Bekanntschaft des P. Monico von den Missions étrangères de Paris. Er ist Vorstand der hiesigen Mission und gab mir über die gegenwärtige entsetzliche Lage der eingebornen Christen interessante Aufschlüsse. Dieser würdige Priester ist aus Tarbes im südlichen Frankreich gebürtig.

---

*) Hr. Medhurst, englischer Konsul in Shanghai, sagt dasselbe von den (sehr seltenen) europäisirten Chinesen. Er nennt sie most insufferable creatures. Siehe The foreigner in far Cathay, London 1872. S. 176.

Blasse, edle Züge; darauf der Ausdruck der Sanftmuth und der Entsagung. Der Typ des Apostels. Wenn er spricht belebt sich sein Antlitz und ein feines Lächeln spielt auf den vertrockneten Lippen des Asceten. Bei den Residenten von Kobe, obgleich die meisten Protestanten sind, steht er in großem Ansehen. Er gilt für einen vorzüglichen Kenner der japanischen Sprache.*)

Der Golf von Osaka dringt von Süd gegen Nord in das Land ein. Im Osten breitet sich der Fu, d. h. die Großstadt Osaka, auf beiden Ufern des Yodogawa aus. Dieser Strom fließt von Nord nach Süd und mündet ein wenig unterhalb der Stadt in den Golf. Mehrere kleine Steamer, welche, das Eigenthum japanischer Gesellschaften, von englischen Kapitänen befehligt werden, laufen zwischen den beiden Häfen. In einem dieser Boote, dessen Bestandtheile aus Deutschland gebracht wurden, erreichen wir nach anderthalbstündiger Fahrt die immer schwierige und oft gefährliche Barre des Yodogawa, gleich darauf die ersten Häuser von Osaka, und eine halbe Stunde später, um elf Uhr Vormittags, die sehr kleine „Konceſſion". Innerhalb der Barre, in der Nähe und etwas unterhalb seiner Mündung, ist der Strom enge, tief und reißend; die Häuser haben, wie fast alle dieser Stadt, nur ein Erdgeschoß. Den Ufern entlang liegen in zwei-, drei- und vierfachen Reihen Djonken aller Art vor Anker. Sie verengen das Flußbett und erhöhen die Schwierigkeiten der Schifffahrt.

Osaka, einer der drei Fu, zählt, wie man mir sagt, vier- bis fünfhunderdtausend Einwohner. Sein Flächenraum ist bedeutend kleiner als der von Yedo; aber es gibt hier weniger Yashke, weniger Tempel und Tempelgründe, weniger Privatgärten und Felder. Wahrscheinlich bleibt die eben genannte Zahl einer halben Million Einwohner hinter der Wahrheit zurück. Drei Arme des Yodogawa und ein kleinerer Fluß durchströmen die

*) P. Monico starb, allgemein betrauert, wenige Wochen nach meiner Durchreise in Kobe.

Stadt. Ein Netz von Kanälen ſetzt ſie unter einander in Verbindung. Man zählt über zweihundertſechzig Brücken, darunter einige von beträchtlicher Länge.

Oſaka iſt die bedeutendſte Handelsſtadt in Japan. Alle für die Mittelgegenden des Reiches beſtimmten Waaren kommen hier durch. Daher die ungeheure Anzahl der vor Anker liegenden Schiffe. Die Bewegung im Fluſſe von Yedo ſteht hinter dem, was ich hier ſehe, weit zurück. Der Dampf beginnt eine Rolle zu ſpielen, und in dieſem Punkte haben die Japaner den Chineſen den Rang abgelaufen. Letztere ſind noch nicht im Stande eine Maſchine zu bedienen und einen Steamer zu lenken, aber die Japaner haben uns das bereits abgelernt. Der Fürſt von Toſa (Inſel Shikoku) beſitzt mehrere große Dampfſchiffe; Kapitän und Maſchiniſten ſind Eingeborene. Drei prachtvolle Dampfer, die außerhalb der Barre vor Anker lagen, gehören dieſem Daimio. Sie treiben zwiſchen Yokohama und den kleineren Häfen des „inneren Meeres" Handel, und ſind im Gegenſatze zu den amerikaniſchen Steamern wegen der niederen Preiſe immer mit Paſſagieren überfüllt. Von Oſaka gehen die zur See gekommenen Güter auf dem Yodogawa bis Fujimi, von wo ſie zu Lande nach Kiyôto gebracht werden. Andere Djonken ſegeln den Strom hinauf bis zu ſeinem Ausfluſſe aus dem See Biwa oder Omi.

Ich wohne hier bei dem engliſchen Vice-Konſul, Herrn J. J. Enslie. Obgleich noch jung, gehört er ſchon zu den Veteranen des brittiſchen Konſularſtabes, lebt in dem Lande ſeit zehn Jahren, verſteht und ſpricht die Sprache und kennt insbeſondere die Menſchen und Dinge in dieſem Theile von Japan. Er wird die Güte haben, mich auf der Reiſe nach Kiyôto zu begleiten. Ein unſchätzbarer Vortheil; denn hier zu Lande gibt es nicht wie in der Levante gute oder ſchlechte Dollmetſcher, deren Dienſte man miethen kann. Ueberhaupt ohne einen ſehr wirkſamen und ſehr weit ausgedehnten Schutz der diplomatiſchen und Konſularbehörden ſcheint es mir unmöglich, in Japan mit Nutzen zu reiſen.

Das Fremdenviertel liegt am Südende der Stadt, ist durch den Strom und durch Kanäle nach allen Seiten ab- und eingeschlossen und wird von einer gehörigen Anzahl Yakunin und Spionen beschützt und überwacht. Es enthält zwei oder drei europäische Häuser, das in einem hübschen kleinen Yashke untergebrachte brittische Konsulat und einige japanische Kasen, welche weiße Barbaren ihren Bedürfnissen angepaßt haben. Ein Paar schöne Bäume sind die einzige Zierde dieses Verbannungsortes, der vorwiegend den Stempel des jungen England trägt, das heißt ein wenig amerikanisirt aussieht. Man zählt an zwanzig Weiße, Europäer und Yankee, ebensoviele unter den Beamten der Münze, und vier oder fünf französische Militärerzieher, die im Schlosse wohnen, im Ganzen an fünfzig Ausländer. Frauen von unserer Hautfarbe fehlen dermalen noch. Weder Kirchen, noch Priester, noch Prediger. Die eingeborne Bevölkerung würde, sagt man, die Ausübung des christlichen Gottesdienstes nicht dulden. Auch steht das Recht, hier Kirchen zu errichten, vertragsmäßig nicht fest, da Osaka kein Treaty-Port ist, sondern nur eine den Fremden geöffnete Stadt. In dieser Faktorei ist Alles unsicher und provisorisch. Die Geschäfte geben wenig Gewinn. Die besten Kunden der Europäer waren die Daimio, welche früher einige Monate des Jahres hier zubrachten, aber seit dem Sturze des Shogun nicht wieder erschienen sind. Die eingebornen Kaufleute hassen die Fremden; die Behörden, allerdings mit Vermeidung des Anscheins, legen ihnen möglichst viele Hindernisse in den Weg. Die kleine Kolonie kann also nicht rasch gedeihen, und die meisten Residenten beabsichtigen nach Kobe überzusiedeln. Die Bevölkerung ist entschieden feindselig. Wenn man in den Straßen geht, sieht man die Eltern ihren Kindern in das Ohr flüstern; es sind Schimpfworte, welche die Kleinen hinter den Fremden herlaufend laut wiederholen. Die Soldaten der neuen Armee — man vermeide ihre Begegnung — zeichnen sich durch Frechheit aus. Die Beamten unterhielten früher diese Stimmung im Publikum. In Folge energischer

Vorstellungen der Gesandten in Yokohama haben sich die feindseligen Demonstrationen in den letzten Monaten etwas vermindert.

Kaum im Konsulat angelangt, ließ sich der Gouverneur der Stadt melden. Ein Kourier Iwakura's hatte ihm meine bevorstehende Ankunft angezeigt. Einige Minuten später erschien er in Begleitung des Vice-Gouverneurs und eines Dollmetschers. Er ist das Urbild der japanischen hohen Staatsbeamten, artig, würdevoll, ein wenig verlegen, was ihm gar nicht übel steht; die Stirne für die Gelegenheit gefaltet, die Gesichtsmuskeln zusammengezogen, der Ausdruck des Gesichts nichtssagend, beinahe etwas dümmlich. Die Etiquette erheischt dies eben. Etwa wie bei uns der Kanzleistyl, der weder schwungvoll noch hochtrabend ist, den Charakter des Individuums den Erfordernissen des Dienstes unterordnet. Uebrigens, sobald die banalen Redensarten gewechselt worden, verschwindet die Spannung der Muskeln und das angeborne Naturell, gewöhnlich ein freundliches, tritt in sein Recht. Die Artigkeitsmaske wird abgelegt und erst beim Fortgehen wieder vorgesteckt.

Der Chi-fu-ji, das heißt Gouverneur eines Fu, trug den schwarz lackirten Ceremonienhut, sein großes Galakleid: ein faltenreiches weites Gewand mit sehr breiten und steifen Aermeln aus schwerstem goldgestickten Seidenbrokat. Seine beiden Schwerter, deren eines über die Maßen lang, das andere von gewöhnlicher Dimension war, zeichneten sich durch kunstreich gemeißelte Griffe aus. Sein Gefährte, der Vice-Chi, hatte ein offenes Gesicht, eine Stentorstimme und eine herzliche Art laut zu lachen, ich möchte beinahe sagen, zu wiehern. Dies gefiel mir so sehr, daß ich gerne die seltene Unregelmäßigkeit seiner Züge übersah. Seine Kopfbedeckung war eine papierne phrygische Mütze von kolossalem Umfange, sein Leibrock von violetter Seide mit blaßrothen Blumen. Der Gouverneur beglückwünschte mich zu meiner Audienz beim Mikado, einer unerhörten Ehre, sagte er; zugleich theilte er mir mit, daß er Auftrag habe, mich auf der Reise in seinem Gouvernement als Gast des Kaisers zu behandeln.

Kaum waren diese hohen Herren abgezogen, als wir zwei Jinrikisha besteigen. Herr Enslie hatte auf meinen Wunsch nicht ohne Mühe die Yakunin vermocht, uns unserem Schicksale zu überlassen. In Yedo wäre dies unmöglich. So treten wir denn allein unsere Fahrt durch die Stadt an.

Osaka macht Geschäfte und Osaka unterhält sich. Auf den ersten Blick gibt sich dies kund. Die Gesichtszüge sind langweilig, aber der Ausdruck ist interessant. Ueber dem lebhaften Treiben in den Gassen vergißt man die Häßlichkeit der Häuser. Die Gassen sind gerade, sehr eng — vier bis acht Fuß breit — sehr rein gehalten, sehr lang und kreuzen sich im rechten Winkel. Es gibt ganze Stadtviertel, die nur Kaufläden enthalten. Das Häusermeer ist in lange Parallelogramme getheilt. Die Häuser gleichen sich alle. Oben ragt ein schwarzes Vordach in die Gasse. Ueber demselben dient eine niedere Attica als Magazin und trägt das gleichfalls sehr niedere Hausdach. Dem Auge erscheint ein solches Stadtviertel wie ein ungeheurer schwarzer, von dem Straßennetze durchfurchter Block. Schwarz und Grau sind die herrschenden Farben. Nichts ist trauriger als eine solche Straßenansicht, aber man hat nicht Zeit, sich bei ihr aufzuhalten. Man wünschte hundert Augen zu besitzen, um den Reichthum, die Abwechslung, die Sonderbarkeit der Gegenstände zu betrachten, welche feilgeboten werden, sowie die bunte mannigfaltige Menge der Kauflustigen. In dieser Doppelströmung menschlicher Wesen, welche sich begegnen, ohne sich zu berühren, sieht man einige wenige Jinrikisha und sehr wenige Reiter. Eine der Gassen, die von Nord nach Süd läuft und über mehrere Brücken führt, durchschneidet den größern Theil der Stadt. Es ist Osaka's Oxford-Street. In einer Parallel-Gasse stehen zwei große alte Buddhatempel, welche der Montosekte angehören und daher von den neuerungssüchtigen Staatsmännern in Yedo geschont werden, „denn", sagte mir ein Minister des Mikado, „es sind mächtige, einflußreiche Leute." In diesen beiden Tempeln herrscht und regiert

Shaka*) noch ungestört. Niemand behelligt weder ihn noch seine Untergötzen, Heiligthümer und Priester. Diese beiden Tempel reichen weit in das Alterthum zurück. Wie die meisten Gebäude ihrer Gattung sind sie weder gemalt noch mit Lack verziert. Das Holz behielt seine natürliche, einst rothbraune, jetzt im Laufe der Jahrhunderte lichtgrau gewordene Farbe. Am Eingange und im Innern sieht man reiches Schnitzwerk, welches aber, älter als Taiko-Sama, keine Spuren des späteren Barokismus verräth. Die hohen Dächer der beiden Tempel, aufgestülpte breitgekrämpte Filzhüte, überragen die Stadt und bringen einige Abwechslung in das einförmige Bild.

Wir haben unsere Jinrikisha verlassen, sind auf Stufen in die obere Stadt hinaufgestiegen und betreten nunmehr die Theatergasse. Mehrere Schauspielhäuser ziehen dort die Menge an. Der obere Theil ihrer Fassaden ist mit großen Guachegemälden bedeckt; letztere, in sehr kräftigen, ja grellen Tönen gehalten, stellen Scenen aus den beliebtesten Stücken dar, besonders aus historischen Dramen. An den Eingängen großes Gedränge. Da sehen wir athemlose Greise, hagere Gestalten mit blassen Gesichtern in fieberhafter Aufregung; Frauen und Mädchen; Tänzerinnen und Sängerinnen, die in reichem Anzuge, stark geschminkt, drei oder vier Nadeln im Haar, immer in kleinen Banden zusammengehen. Das Publikum betrachtet sie mit wohlwollender Neugierde und macht ihnen gerne Platz. Wir selbst lassen uns sanft vorwärtsschieben. Eine ungeheure Menschenmasse füllt die Gasse. Alles strömt den Theatern zu, aber Keiner stößt den Andern. Wie überall in Japan ist die Menge blau und fleisch-, eigentlich bronzefarbig. Viele Herren von Rang gewahren wir, aber keine Damen. Erstere machen sich nicht durch ihren Anzug kenntlich, denn Jedermann trägt hier zu Lande dieselbe Tracht, sondern durch ihre hellere Gesichtsfarbe, die reinen wohlgepflegten Nägel, durch ihre ganze

*) Shaka, der japanische Name für Buddha.

Haltung. Auch Zweischwertmänner schwellen die Reihen der Theaterfreunde. Ueber diesem Menschenknäuel und über den erwähnten Bildern erhebt sich ein Wald von bewimpelten Masten. Blumengewinde, Seile mit Flaggen und Papierschnitzeln behängt, verbinden sie untereinander, Alles bewegt von der lauen Abendluft. Man sieht den Menschen an, daß sie nur Eines im Sinne haben: sie lechzen nach Vergnügen. Ein sonderbares Schauspiel. Ein Gemisch von Eleganz und grotesker Verzerrung; aber im Ganzen wie im Einzelnen feiner Geschmack und ein gewisses vornehmes Salonwesen.

Wir haben nun die Theatergasse in ihrer ganzen Länge glücklich durchschritten und steigen auf einer breiten Steintreppe zur Tempelstraße hinan. Im Stadtviertel der Vergnüglinge die äußerste Belebtheit; tiefe Einsamkeit am Wohnsitze der Götter. Auf beiden Seiten niedere Mauern. Durch die großen Portale sieht man den kleinen Vorhof, im Hintergrunde den Tempel. Da ist immer für ein paar prachtvolle Ichô, für eine Ceder oder einige Kryptomerien Platz. Mit ihren gekrümmten, verschlungenen Aesten reichen sie über die Mauer in die Gasse hinaus und spenden den wenigen Vorübergehenden ihre wohlthätigen Schatten. Auf der Schwelle sitzen die kahlgeschorenen Bonzen in schmutzigen, abgenutzten Talaren von gelbem oder violettem Tafft, schmauchen ihre Pfeife, werfen den beiden Fremdlingen neugierige, boshafte, stechende Blicke zu. In einigen dieser Tempel wohnten die diplomatischen Vertreter Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und der Niederlande, als die Ereignisse des Jahres 1868 sie in diese, früher von keinem Europäer betretenen Gegenden gerufen hatten.*)

Wir haben nun das nordöstliche Ende und zugleich den höchsten Punkt der Stadt erreicht. Hier erhebt sich das von Taiko-Sama**) erbaute Schloß, das in der Geschichte Japans

*) Einige Jahre früher war Sir Rutherford Alcock durch Osaka gekommen, ohne sich aufzuhalten.

**) 1590.

ſo häufig und zum letzten Male während des Sturzes des Shogun eine ſo wichtige Rolle ſpielte. Die Umfriedung könnte beinahe eine Cyklopenmauer genannt werden. Die rieſigen Steine ſind im Ruſtikoſtyle roh gemeißelt und in abſichtlich gekrümmten Linien aneinander gefügt. (Auch ein barockes Motiv.) Zwei tiefe, breite, in ähnlicher Weiſe gemauerte Graben umgeben ſie, aber zwei breite, ſolide Steinbrücken erleichtern den Belagerern den Zugang. Im Mittelpunkt der zweiten Ringmauer ſtand der Palaſt. Der Shogun ließ ihn im Jahre 1868, als er das Schloß räumte, verbrennen. Auf ſeinen Befehl wurde auch das große Yaſhke des Fürſten von Satſuma, eines der Urheber ſeines Sturzes, in Brand geſteckt und faſt gänzlich vernichtet. Die Trümmer des Schloß-Palaſtes ſind weggeräumt worden, aber die zweite Ringmauer mit ihren vier Eckthürmen iſt erhalten. Von einem derſelben überſieht man Oſaka und ſeine Umgegend. Eine wundervolle Rundſicht. Zu unſern Füßen dehnt ſich die Stadt aus. Vier breite, ſilberweiße Bänder und eine zahllos ſcheinende Menge kleiner Waſſerfäden ziehen ſich wie ein Netz durch die Häuſermaſſe. Ueber die niederen Hausdächer und die Filzhüte der beiden großen Tempel hinweg blickend, ſieht man den Golf, zu dieſer Stunde ein glänzender Metallſpiegel. Jenſeits hohe Berge, jetzt von der untergehenden Sonne vergoldet, aber ſchwarz geſprenkelt durch die Schatten leichter Wölkchen, welche die Abendluft über den Golf treibt. Der Himmel roſa und ultramarin! Dies iſt die Ausſicht nach Süd, Weſt und Nord-Weſt. Gegen Norden öffnet ſich das flache Thal des Yodogawa, den wir morgen hinaufdampfen werden. Im Oſten ſchieben ſich, grün vom Fuße bis zum Scheitel, anmuthige Höhen bis in die Nähe der Stadt vor. Felder und Gärten füllen den ſchmalen Zwiſchenraum aus.

Dem Schloſſe gegenüber, jenſeits des Stromes und etwas weiter hinauf, erhebt ſich die neue Münze, ein anſpruchsvolles, europäiſches Prachtgebäude, das für Rechnung der Regierung von einem engliſchen Architekten gebaut und von engliſchen Be-

amten geleitet, Millionen verschlungen hat. Die Einrichtung des für japanische Würdenträger bestimmten Wartesaales allein kostete zehntausend Dollars! Die Kanapés und Lehnstühle sind mit Lyoner (!) Seidenstoffen bespannt. Nicht ohne Kopfzerbrechen werden die Herren lernen darauf zu sitzen. Alles Uebrige zeigt ähnlichen Luxus. Die Münze hat soeben ihre Thätigkeit begonnen, indem sie den ersten Rio prägte.

Zum Schlusse erwidern wir den Besuch des Gouverneurs. Er empfängt uns in seiner im Centrum der Stadt gelegenen Amtswohnung. Hier wird uns einer jener Lichteffekte zu Theil, wie sie nur in diesem Himmelsstriche und in japanischen Häusern vorkommen. Das in den Hof führende große Portal, das für uns weit geöffnet wurde, denn Standespersonen treten nie durch Seitenthüren ein, dies große Thor ist schwarz übertüncht und mit schwarzen Ziegeln eingerahmt. Im Hofe herrscht Halbdunkel. Dem Portal gegenüber steht das gleichfalls durch eine schwarze Holzverkleidung eingefaßte Vorzimmer seiner ganzen Breite nach offen. Im Innern sieht man die schöne lichte Strohmatte am Boden und die weißen Papierwände. In diesem Augenblicke wird die Sonne durch eine Häuserspalte dem Yashke gegenüber sichtbar; dem Untergange nahe, sendet sie ihre fast horizontalen Strahlen durch das Portal, über den im Schatten bleibenden Boden des Hofes hinweg in das Innere des Vorgemaches. Die Wirkung ist unbeschreiblich. Eine Masse von Licht. Kaum erträglich für das Auge. Eine leuchtende Scheibe von mattem, von glänzendem Golde, umgeben von durchsichtigen aber tiefschwarzen Schatten.

Man führt uns durch die um diese Stunde verlassenen Bureaux, ein Labyrinth von Sälen und Zimmern, wo soeben zum Gebrauche der Beamten Tische und Stühle aufgestellt wurden. Das allein ist eine Revolution. Der Japaner schreibt stehend oder auf den Fersen kauernd, mit weit vorgeneigtem Kopfe. Den Pinsel hält er senkrecht in der Hand, damit die chinesische Tusche, deren er sich bedient und die er wenig ver-

dünnt, durch ihr Gewicht leichter abläuft. Sitzt der Schreibende an einem Tische, so neigt er die Feder natürlich nach rückwärts. Man wird also die Tusche durch unsere Tinte ersetzen oder verdünnen müssen. Wie sollen dann aber die abwechselnd sehr breiten und feinen chinesischen Schriftzeichen hervorgebracht werden? Daher als Folge der Stühle und Tische die Nothwendigkeit, die europäischen Buchstaben anzunehmen, in welchen sich jedoch die Laute der mongolischen Sprachen nicht ausdrücken lassen. Ein Beispiel im Kleinen, auf welche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten die Nachahmer Europa's in Japan stoßen.*)

Der Chi-fu-ji empfängt uns in seinem Gartensalon. Auch er ist im Besitze eines Tisches, um welchen wir Platz nehmen. Ein höherer Beamter setzt sich zu uns, nicht ohne früher den vorschriftsmäßigen Fußfall verrichtet zu haben. Zwei Pagen — sie fehlen, wie bereits bemerkt, in keinem vornehmen Haushalte — und drei Zweischwertritter kauern in demselben Gemache in ehrerbietiger Entfernung auf ihren Fersen. Es wird vom Theebau gesprochen und der Chi gibt uns interessante Aufschlüsse. Die besten Gattungen erzeugt die Provinz Udji, nach ihr die von Kiyôto. Er will uns selbst zeigen, wie der Thee bereitet wird. Der Tisch ist ihm aber unbequem, darum werden Theemaschinen und Schalen auf den Boden gestellt; er kauert daneben und servirt uns mit eigenen Händen den feinst parfümirten Thee, der mir je vorgekommen. Folgendes sind die Regeln. Man siede das Wasser in einem irdenen Geschirr, ja nicht in einem metallenen. Man berechne genau die Menge des Wassers und die Anzahl der Blätter nach der Anzahl und Größe der Tassen; man trinke den Thee sehr heiß und gieße nie ein zweites Mal Wasser auf. Sodann wurde verzuckertes Obst von verschiedener Farbe servirt. Es schien mir Anfangs etwas fade,

*) Die Regierung des Mikado hat im September des folgenden Jahres (1872) hundert Lehrer aus Nordamerika verschrieben und die englische zur Gelehrten-Sprache erhoben, zugleich verordnet, daß in Zukunft die Landessprache mit lateinischen Buchstaben zu schreiben sei!!

hatte aber doch einen sehr feinen Geschmack, der dem Geruche verschiedener Blumen entsprach. Die Japaner sind große Feinschmecker und, weil ihr Gaumen viel weniger überreizt ist als der unsrige, im Stande Nüancen zu würdigen, welche uns entgehen.

Wir kehrten in einer Barke nach der Niederlassung zurück. Obgleich der Palast des Gouverneurs sich im Mittelpunkte der Stadt befindet, brauchten wir doch, sehr schnell rudernd, mehr als eine Stunde, um das Fremdenviertel zu erreichen. Viele Theebote, an den farbigen Laternen kennbar und gefüllt mit jungen Herren und Sängerinnen, große schwerfällige Djonken, beladen mit Reisenden nach und von Kiyôto, glitten an unserem Kahne vorüber. An den Ecken, wo sich die Kanäle kreuzen, stehen meist Theehäuser, um diese Stunde im Innern glänzend erleuchtet und heute Nacht mit dem magischen Lichte des Vollmondes übergossen. Allenthalben Gejauchze, Lachen, Gesang, Flötentöne und zu zarten Gefühlen stimmender Lautenklang!

## VI.

## Kiyôto.*)

**Vom 22. zum 25. September.**

Am Yodogawa. — Fujimi. — Die Hauptstadt des Westens. — Der kaiserliche Palast. — Das Schloß des Shogun. — Die Tempel. — Blick auf Kiyôto. — Guion-machi.

(22. September.) Außer den großen Segel- und Ruderbooten, welche Passagiere befördern, verlassen kleine Dampfer Osaka am Morgen und erreichen Fujimi je nach der veränderlichen Beschaffenheit des Flußbettes gegen Abend oder in der Nacht. Kapitän, Maschinisten und Matrosen sind Landeskinder.

*) Das Miako unserer europäischen Karten. In Japan geräth dieser Name außer Gebrauch.

Daher die sehr zahlreichen Unfälle. Zu unserem Troste sagt man uns, daß in letzterer Zeit keines der Boote in die Luft flog. Auf einem dieser kleinen Steamer schifften wir uns heute Morgens um sieben Uhr ein und zwar mit einer sehr beschränkten Ehrenwache. Den energischen Vorstellungen Herrn Enslie's nachgebend hat sie der Gouverneur auf zwei höhere Beamte, zwei Offiziere und vier Soldaten vermindert. Der Koch des Konsuls und unsere Diener, sämmtlich Eingeborene, vervollständigen unser Gefolge. Der Chi-fu-ji ließ uns das ganze Hinterdeck und die Hauptkajüte vorbehalten; wir sind also sehr bequem untergebracht.

Das Schiff dampft an mehreren Palästen vorüber; der größte ist das vom Shogun verbrannte Yashke des Fürsten von Satsuma. Nur die Außengebäude, die zugleich die Ringmauern bilden, blieben stehen. Weiter oben bewundern wir die neue Münze. Dann weichen die Häuser allmälig den Gärten und Feldern. Die Uferdämme verhindern uns viel vom Lande zu sehen, aber was man sieht, zeugt von sorgfältigem Anbau und einem fruchtbaren Boden. Allmälig verflachen sich die Ufer des Yodogawa und wir steuern fortwährend zwischen Bambushainen und schönen Baumgruppen: Ahorn, Lerchenbäume und Trauerweiden. In kurzer Unterbrechung folgen sich bedeutende Marktflecken, kleine und größere volkreiche Dörfer. Alles sieht blühend und wohlhabend aus. Während an den Haltestellen Passagiere abgesetzt und aufgenommen werden, können wir sehen, wie japanische Artigkeit auf dem Dorfe geübt wird. Die Abreisenden geleitet, die Ankommenden empfängt man am Landungsplatze mit Bezeugungen der Freundschaft oder der Ehrfurcht. Kleine Gruppen bilden sich; man plaudert, wie es Leuten von Erziehung zukommt, in gebückter Stellung, mit gebeugten Knieen, die Hände auf die Schenkel gestützt. Einsame, unbewohnte Stellen sind selten und haben, wo sie vorkommen, einen idyllischen Anstrich. Auf dem Strome selbst herrscht allenthalben ein bewegtes Leben. Die Schiffe haben ein einziges, ungeheures, viereckiges, ganz

eigenthümliches Segel. Es besteht aus mehreren langen senkrechten Streifen von Schilf, welche durch dünne Stricke mit einander verbunden sind. Zwischen den Streifen haben Auge und Wind freien Durchgang. Ein sonderbarer Anblick! Aber wir sind eben im Herzen von Japan. Alles scheint dem Europäer neu, weil ihm Alles unbekannt ist.

Der Flußgott begünstigt die beiden Reisenden; denn bereits um vier Uhr Nachmittags langen sie bei Fujimi an. Dort wird ihnen ein glänzender Empfang zu Theil. Die Behörden in Flügelkleidern erwarten sie am Strande und führen sie in ein schönes, festlich geschmücktes Haus. Den Tisch und die zwei Stühle, die wir dort finden, hat der Gouverneur geschickt. Diese nützlichen Möbel werden uns auf der ganzen Reise folgen.

Fujimi wird in der japanischen Geschichte oftmals genannt. Die hier vor drei Jahren gelieferte Schlacht entschied über das Schicksal des Shogun. Auch Andenken anderer Art knüpfen sich an diese Stadt. Hier verweilte der heilige Franciskus Xaverius, als er, das Krucifix in der Hand, den Bettelsack auf den Schultern, mit erfrornen Füßen und Wundmalen an seinem Körper, nur von zwei Katechumenen begleitet, nach dem Hoflager des Mikado zog.

Zwischen Fujimi und Kiyôto hebt sich der Boden allmälig. Zu beiden Seiten der sich oft krümmenden Straße folgen ohne Unterbrechung Haus auf Haus. Man hat Fujimi verlassen, man hat Kiyôto erreicht ohne es zu merken. Die ganze Straße ist eine einzige drei Ri oder ungefähr acht Meilen lange Gasse. Die Landschaft bewahrt den idyllischen Charakter der Ufer des Yodogawa.

Unterwegs besuchen wir zwei sehr alte Tempel. In dem einen, Inari-no-Yâjiro, ein kleines Shinto-Tempelchen, wiederholt sich der Fuchs in den Skulpturen der Balken, der Gesimse, der Balustraden.

Einen Ri weiter östlich befindet sich der große Buddhatempel Tô-fu-Kuji, nach Angabe unserer japanischen Freunde

vom Shogun Yoritomo im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gegründet. Die meisten Tempel Japans wurden mehrere Male neu aufgebaut. Daß dieser aber sehr alt sei, lassen die Beschaffenheit des Schnitzwerkes und die lichtgraue Holzfarbe vermuthen.

Leider kommen wir, Herr Enslie im Norimon getragen, ich auf seinem schönen Pony reitend, nur äußerst langsam vorwärts; denn wir schleppen mehrere Oberbeamte, Offiziere und an dreißig Soldaten mit uns. Der Chi-fu-ji von Kiyôto hat diese Leute geschickt als Ehrengarde. In Wahrheit sind wir ihre Gefangenen. Dazu die Neugierigen! Sie stürzen aus den Häusern, versperren uns den Weg, betrachten uns mit offenem Munde, weiden sich, ein jeder nach seiner Art, an dem seltenen für die meisten ganz neuen Anblicke der beiden Europäer. Um sechs Uhr betreten wir die Hauptstadt des Westens und beschließen eine halbe Stunde später die interessante Tagereise an der Schwelle einer großen Herberge. Unter unserem Balkon fließt der Kamagawa, auf dem jetzt eine Menge kleiner beleuchteter Lustboote schwanken. Der Dai-Sanji oder Vice-Gouverneur erscheint, um uns im Namen des Chi-fu-ji zu begrüßen. Letzterer läßt sich für morgen sieben Uhr ansagen, mit dem artigen Beisatze, er habe diese frühe Stunde gewählt, damit wir die Stadt in der Morgenkühle besehen könnten.

Entfernung von Osaka nach Fujimi zehn Ri; von Fujimi nach Kiyôto drei Ri, zusammen etwas über dreißig Meilen.

---

(23. September.) Die beiden Oberbeamten von Osaka verlassen uns hier. An ihre Stelle treten der Vice-Dai-Sanji und eine andere Notabilität. Sie werden uns beschützen, überwachen und auf den Spaziergängen begleiten. Heute Morgen erschienen sie bereits bei Sonnenaufgang mit einer ungeheuren Rolle, einem acht Fuß langen Papier, auf welchem die Namen der zu besuchenden Tempel in großer Schrift verzeichnet sind.

Nicht ohne Mühe erlangt Herr Enslie, daß einige derſelben geſtrichen werden. Der Vice-Dai-Sanji iſt ein kleiner Herr mit einem gewöhnlichen durch die Pocken entſtellten Geſichte, aber lebhaften verſtändigen Augen. Sein tellerförmiger Hut von lackirtem Papier läuft in eine Spitze aus, an welche der Eigenthümer, nach Sitte der Anglo-Indier, einen weißen Muſſelinſchleier befeſtigt hat. Er trägt einen weißgeränderten, violettfarbigen Leibrock von Tafft, europäiſche Beinkleider und Stiefletten. Seine beiden Schwerter hat er nicht in den landesüblichen Gürtel, ſondern in die kunſtvoll durchlöcherte Weſtentaſche geſteckt. Das Kurzſchwert, deſſen Griff ein Meiſterſtück von Bronzearbeit iſt, befindet ſich ſeit Taiko-Sama's Tagen im Beſitze ſeiner Familie. Die ganze Erſcheinung macht einen unbeſchreiblich komiſchen Eindruck. Uebrigens der Typus des höheren Bureaukraten, wie er ſein ſoll. Aeußerſt reſpectvoll gegen die Vorgeſetzten, ſehr artig mit uns, kurz angebunden und ſteif gegen die Untergebenen, ſchlürft er mit ſichtlichem Wohlbehagen die Ehrfurchtsbezeugungen des Volkes ein. Sein Gefährte hat es im Fortſchritte noch weiter gebracht. Sein ſtruppiges, unlenkſames und wenig gekämmtes Haar iſt in europäiſchem Style geſchnitten. Morgenrock und Pantalon ſtehen ihm entſchieden übel. Hemd und Halsbinde kennt er noch nicht, und die glänzend lackirten Stiefel ſcheinen ihn zu beläſtigen, denn er entledigt ſich ihrer von Zeit zu Zeit und erſetzt ſie durch die landesüblichen Sandalen. Der junge Mann hat übrigens offene, einnehmende Züge; in japaniſcher Tracht ſähe er gewiß ganz hübſch aus, aber die der Barbaren gibt ihm ein ungeſchlachtes und gemeines Ausſehen.

Genau um ſieben Uhr erſcheint der Chi-fu-ji im Gaſthauſe. Während er durch die verſchiedenen Vorhäuſer ſchreitet, wirft ſich Alles zu Boden; deutlich vernehmen wir das Klappern der Köpfe auf dem Fußboden. Der große Mann überhäuft uns mit Artigkeit. Ein Schützling der leitenden Männer in Yedo, hat er ſeinen Poſten erſt kürzlich angetreten, aber für

den öffentlichen Unterricht, namentlich den der Mädchen, bereits viel geleistet. Bisher, einige wenige Damen der höheren Stände ausgenommen, lernten die Frauen weder lesen noch schreiben. Wie Iwakura, wie Kido versichert der Gouverneur, die große Reform werde in drei Jahren vollendet sein. Dieser feste Glaube an die eigenen Ideen gefällt mir. Er ist eine Gewähr des Erfolges, wo der Erfolg möglich ist.

Um von unserer Herberge, die im südöstlichen Theile der Stadt liegt, nach dem Schlosse des Mikado, nahe am nordöstlichen Ende, zu gelangen, muß man Kiyôto in seiner ganzen Länge durchschreiten. An der Spitze des Zuges kapriolirt ein Samurai, in der bei den Zweischwertmännern beliebten Weise, auf seinem großen Rappen; sechs Wachmänner reiten unmittelbar vor, der Sanji und sein Gefährte so nahe als möglich neben den beiden Europäern. Die Beto laufen zu Fuße; nur mit Mühe verhindern wir sie, in die Zügel unserer Pferde zu greifen. Sechs berittene Zweischwertmänner und Fußvolk bilden die Nachhut. Im Ganzen etwa vierzig Personen. Unser Erscheinen erregt ungeheures Aufsehen. Die Vorübergehenden bleiben stehen; die Kaufleute, ihre Lehrlinge, Weiber und Kinder stürzen aus den Läden auf die Gasse; Alles fällt beim Anblicke des Sanji auf die Kniee. Die anderen Offiziere werden mit tiefen Bücklingen beehrt. Für die zwei Barbaren hat man nur neugierige, kalte Blicke, aber keinen Gruß. In den Stadtvierteln der Konservativen, oder, wie der Sanji sagt, der Schlechtgesinnten, sahen wir nur unfreundliche Gesichter. Wo wir hielten, wurde mein Augenglas bewundert. Einige Herren entlehnten es von mir, und das sonderbare Instrument wanderte dann von Hand zu Hand, versetzte Hunderte von Menschen in Erstaunen und kehrte immer wieder in meine Hände zurück.

Der Palast des Mikado nimmt ein weitläufiges Terrain ein. Außerhalb der ersten Ringmauer befindet sich das von den Dienern, niedern Beamten und Samurai bewohnte Quartier. Von den andern Stadtvierteln unterscheidet es nur eine gewisse

feierliche Stille, jene eigenthümliche Hofluft, die man in allen königlichen Residenzschlössern athmet. Auch hier fühlt ein jeder eine Wichtigkeit und beansprucht seinen Antheil an dem Glanze des Gebieters, der aber leider für immer geschieden ist.

Den Raum zwischen der ersten und zweiten Ringmauer, letztere die der „neun Thore" genannt, nehmen die Paläste des hohen Hofadels, der Kuge, ein. Ihre Yashke gleichen denen der Daimio und liegen meist in kleinen Gärten, wo Lorbeerbäume mit Zwergcedern und den schönsten und größten Trauerweiden wechseln, die ich jemals sah.

Auf dieser Reise nach Kiyôto legte ich besonderen Werth darauf das kaiserliche Schloß zu sehen, das Absteigequartier des geheimnißvollen Wesens, das ein Sohn der Götter, dessen wahrer Wohnsitz der Olymp ist. Ich wollte seine irdische Behausung vergleichen mit den drei prachtvollen Residenzen der Shogune in Yedo, in Osaka und hier in Kiyôto. Ich hoffte hierdurch, wenn auch nur in geringem Maße, einen Einblick zu erlangen in das so wenig gekannte Verhältniß zwischen Mikado und Shogun. Aber in Yedo und Yokohama hatte man mir gesagt: „Unmöglich! Denken Sie nicht daran! Kein Sterblicher hat Zutritt am Sitze des Gottes." Ich dachte aber doch daran und erlangte auch, in Folge der warmen Verwendung des brittischen Geschäftsträgers und längerer Verhandlungen Herrn Satow's mit den japanischen Ministern, ein Schreiben Iwakura's an den Palastintendanten. Es enthielt, als letztes und äußerstes Zugeständniß den Befehl, mir die „neun Pforten" der zweiten Ringmauer zu zeigen, mit anderen Worten, mich in das Quartier der Kuge einzulassen. Von dort, sagte man mir, könne man den Palast sehen.

Aber an Ort und Stelle angelangt, gewahrte ich durch die glücklicher Weise offenen Thore nur eine andere Mauer, vom Schlosse aber nicht die geringste Spur. Ich bestand also auf Einlaß in den zweiten, zwischen der zweiten und dritten Ringmauer liegenden Hof. Der Sanji verhehlte nicht sein Be-

fremden, fast möchte ich sagen seine Entrüstung über die unerhörte Zumuthung. Er zog eine Depesche des Ministeriums aus der Tasche und bewies, daß ein weiteres Vordringen unstatthaft sei. Ich blieb aber bei meiner Forderung. Man habe mir versprochen, daß ich das Schloß von außen sehen würde, und sehen wolle ich es. Dagegen lärmende Proteste. Fast schien die Sache eine ernste Wendung zu nehmen. Je fester ich mich aber zeigte, je mehr stimmte mein Sanji den Ton herab. Auf die barsche Weigerung folgen Bitten, Lachen, zuletzt ein verlegenes Schweigen: offenbare Symptome von Unentschlossenheit. Ich gebe also meinem Pferde beide Sporen; es setzt über die Schwelle der geheimnißvollen Pforte. Einen Augenblick darauf ist Herr Enslie an meiner Seite. Wir sind im zweiten Hof. Die beiden Würdenträger, die Samurai und der übrige Troß folgen uns. Man sieht sich an, aber man spricht nicht. Das Ungeheure ist geschehen. Auf allen Gesichtern lese ich den Ausdruck der Bestürzung. Ein großes Verbrechen ist verübt, das Heiligthum entweiht. Darüber herrschte wohl kein Zweifel. Aber in Japan wie anderwärts fügt man sich zuweilen den vollendeten Thatsachen. Wir reiten also um die letzte, innerste Ringmauer, die Mauer „der sechs Pforten" genannt. Man gestattet uns diese Thore mit Muße zu betrachten. Es sind das „Südthor", das nach Osten gewandte „Sonnenthor", das „Gartenthor", das „Thor der Frauen des Mikado", das „Küchenthor", endlich das „Thor der Würdenträger", welche nach Nord-Ost, Ost, West und Süd-West schauen. Sie sind sämmtlich Holzkonstruktionen im Style der Tempelportale. Die blaßgraue Farbe des Holzes zeigt von hohem Alter. Wenig Schnitzwerk und einige kaum sichtbare Spuren von Vergoldung. Weder Lack noch Malerei. Die innerste Ringmauer besteht aus einem steinernen Unterbau, auf dem der eigentliche Wall steht. Er ist aus leicht zurückgeneigten Pfählen gebildet, mit grauem Cement belegt und durch Holzpilaster in Felder getheilt. Ein kleines Dach von schwarzen Ziegeln schützt ihn gegen den Regen.

Vom Schlosse war, ein paar Giebel und die Bäume des Gartens ausgenommen, nichts zu sehen. Einige der „sechs Pforten" standen halb offen, andere waren geschlossen. Als ich Miene machte in das Heiligthum einzudringen, sah mich der Sanji mit so flehenden Blicken an, daß ich mein Pferd anhielt. Umsonst verschwendete Herr Enslie die Künste seiner Beredsamkeit. Wir erhielten immer dieselbe Antwort: „Die Schloßverwaltung ist unabhängig vom Gouverneur; der Schloßverwalter gehört der alten Hofpartei an; er haßt die Minister, den Fortschritt, und über Alles die Europäer." Als letztes Zugeständniß führt uns der Sanji zum „Küchenthor", von wo aus man über die Dächer einiger Nebengebäude hinweg den Giebel der großen Palasthalle gewahrt. „Nun", rief er mit erzwungenem Gekicher, „seid Ihr zufrieden? Wenn Ihr nach Europa zurückkehrt, könnt Ihr Euch rühmen gesehen zu haben was Niemand sah, den Palast des Kaisers." Bei diesen Worten warf er sein Pferd herum. Es sei spät, sagte er, der Chi-fu-ji erwarte uns im Schloß, der Weg sei weit, der Tag heiß; auch an das Frühstück müsse man denken. — „Nein", antwortete ich, „ich bin nicht zufrieden. Wie, Ihr ahmt unsere Sitten nach, nehmt unsere Tracht an; Ihr wähnt Euch auf bestem Wege zur Civilisation und verweigert uns aus Aberglauben den Eintritt in die Wohnung Eures Kaisers. Ja, ich werde von Euch in Europa erzählen. Wie wird man da lachen wenn man erfährt, die Erlaubniß, den Palast des Mikado durch die Küchenthüre zu betrachten, sei das Aeußerste, was Eure neue Aufklärung zu leisten vermag." Ich hatte Herrn Enslie gebeten, diese Worte langsam und mit lauter Stimme zu verdollmetschen, so daß alle Anwesenden sie hören könnten. Dies geschah. Als mein Gefährte geendigt hatte, entstand tiefes Stillschweigen. Soweit dies sein mongolischer Teint gestattete, erröthete der Sanji. Nach einer kurzen Berathung mit leiser Stimme zwischen ihm und seinem Amtsbruder wandte er sich an mich. „Sie haben Recht", sagte er, „man würde über uns lachen." Er wolle sogleich den

Intendanten ſehen, verſpreche ſich aber keinen Erfolg, denn außer Sir Harry Parkes und ſeinen drei Kollegen, deren kurze Anweſenheit in Kiyôto eine ſo große Aufregung erzeugt und zu einem Blutbade geführt habe, ſei nie ein Europäer hier eingedrungen. Damit verſchwanden er und ſein Kollege im Innern des Palaſtes. Mittlerweile ruhten wir im Schatten einer prachtvollen Linde, umringt von einer Gruppe Neugieriger, meiſt Diener und Dienerinnen der Kuge, die uns aber nicht beläſtigten. Die Weiber und Mädchen fielen uns weniger durch ihre perſönlichen Reize als durch den eigenthümlichen und hübſchen Kopfputz auf. Im Uebrigen, nichts was das Auge feſſelte: ein öder Hofraum, die unförmigen Ringmauern, über ihnen grüne Baumwipfel und in der Ferne dämmernde Berge.

Nach einer halben Stunde kommen unſere Unterhändler mit freudiger Miene gelaufen. Der Zweck ihrer Miſſion iſt erreicht. Der Schloßintendant und der Unterinſpektor legen bereits ihre Amtstracht an; alsbald werden ſie erſcheinen. Da kommen ſie. Lange, verdrießliche Geſichter! Thut nichts. Man fügt ſich; das genügt. Von den beiden Intendanten geleitet, überſchreiten wir alſo, durch die Pforte „der Würdenträger", die verbotene Schwelle. Unerachtet der ſengenden Sonnenhitze entblößen hier Alle das Haupt. Die Zumuthung daſſelbe zu thun weiſen wir zurück, ſchließen aber unſere Sonnenſchirme, womit man ſich zufrieden gibt. Die Leute unſeres Gefolges werfen ſich auf den Boden und füllen ihre Taſchen mit kleinen Kieſeln, indem ſie uns rathen daſſelbe zu thun, denn dieſe Steine ſchützen gegen Krankheiten aller Art.

Wir ſind in einen geräumigen, verödeten Hof getreten. Tiefe Stille herrſcht hier. Bewegungslos wie Bildſäulen, für die ich ſie zuerſt hielt, kauern drei Wächter im Schatten eines geräumigen Thorweges. Ein hinter ihnen aufgeſtellter Schirm, mit der üblichen Malerei auf Goldgrund, hemmt den Blick nach dem Innern des Palaſtes. In dieſem Augenblick erſcheint ein Kuge in voller Amtstracht aus Goldbrokat, mit breiten, geſteiften,

flügelartigen Aermeln. Gemeſſenen Schrittes geht er durch den Hof, an den drei unbeweglichen Wächtern vorüber, verſchwindet ſodann hinter dem Schirm. Dieſer Hof wie alle andern, die wir noch ſehen ſollten, ſind von gedeckten Gallerien umgeben, deren Säulen weiß und roth, das heißt mit den Shintofarben übertüncht ſind. Am Ende der Gallerie angelangt, biegt der Intendant kurz um und macht Miene, uns auf dem Wege, den wir gekommen, vor die Thür zu ſetzen. Das wird ſelbſt dem Sanji zu viel. Er proteſtirt, ſchreit, geſtikulirt. Herr Enslie bringt wo er kann ein Wort an. Die üble Laune und Verlegenheit des Intendanten ſteigen ſichtlich, aber am Ende, zum großen Aerger des Adjunkten, gibt er nach. Derſelbe Auftritt wiederholt ſich an allen Thüren, die glücklicherweiſe offen ſtehen und durch die ich ohne Weiteres eindringe, ſobald ich bemerke, daß die ſtrenge Amtsmiene der Beamten dem Ausdrucke der Aengſtlichkeit oder Unentſchloſſenheit Platz macht. Die japaniſchen Bureaukraten, ſagte man mir in Yedo, ſind ſchwerfällig, pedantiſch und gefallen ſich in Schwierigkeiten, aber mit Artigkeit, Geduld und Feſtigkeit erlangt man in der Regel von ihnen was man will. Dies hat ſich heute bewährt.

Wir ſind im großen Hofe. Hier ſteht, der „Südpforte" gegenüber, ein iſolirtes Gebäude, die Halle oder der Saal, wo der Mikado ſeine ſeltenen Audienzen ertheilt. Zwiſchen dem Thore und der Halle wehrt ein gemauerter Schirm die indiskreten Blicke der Vorübergehenden ab. In dieſem Saale hatten Sir Harry Parkes und ſeine drei Kollegen mit ihrem Gefolge vor zwei Jahren die Ehre, den Sohn der Götter von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Es war das erſte und bis heute Morgen das letzte Mal, daß Europäer den Fuß auf dieſen geheiligten Boden ſetzten. Die Geſandten wurden durch das große Portal eingelaſſen und auf demſelben Wege hinausgeführt. Die übrigen Theile des Palaſtes blieben ihnen unſichtbar.

Das Audienzhaus iſt ein gewöhnlicher vier Fuß über den

Boden erhöhter Holzbau, zu welchem eine breite Treppe führt, ein Rechteck, deſſen eine Langſeite die dem Hofe zugekehrte Faſſade bildet. Das gedoppelte breitkrämpige Dach iſt hoch, ſchwer, häßlich, die Querbalken, welche es tragen, an ihren Enden mit Schnitzwerk und Vergoldung geziert. Sowohl Balken als Getäfel haben, einer Hoftradition gemäß, ihre natürliche Holzfarbe bewahrt. Im Innern nackte Wände, am Boden eine feine Matte. Es war zu dunkel, um etwaige Verzierungen wahrzunehmen. Dies Audienzhaus iſt vor ungefähr zwanzig Jahren erbaut worden. Die Säulengänge im Haupthof ſind roth und weiß angeſtrichen.

In der Nähe befindet ſich ein kleiner iſolirter Kiosk, in welchem die Reichskleinodien, die myſtiſchen Inſignien der kaiſerlichen Würde, das Schwert, der Koffer, der Spiegel, ſeit undenklichen Zeiten aufbewahrt wurden. Im vergangenen Jahre mußten dieſe Schätze nach Yedo wandern.

Nach neuen Kämpfen und neuen Siegen dringen wir in den öſtlichen Hof, wo ſich die „Sonnenpforte" befindet.

Kurz geſagt, nimmt der eigentliche Palaſt des Mikado, ohne die beiden Quartiere der Kuge und der Diener, einen verhältnißmäßig kleinen Flächenraum ein und unterſcheidet ſich von den Yaſhke der Daimio nur durch größere Dimenſionen der Zimmer und durch den ihm entſchieden eigenthümlichen Tempelſtyl. Es iſt ein Wirrſal von Höfen, kleinen iſolirten, durch Gänge und Holzwände verbundenen oder durch Gäßchen getrennten Häuſern und Kiosken. Die Dächer ruhen wie in den Shintotempeln auf horizontalen Querbalken, welche theils weiß lackirt, theils die natürliche Holzfarbe bewahrend, an den Enden vergoldet und mit kleinem Schnitzwerk geſchmückt ſind. Einige dieſer Skulpturen halte ich für Meiſterſtücke. Die Ecken der Häuſer ſind gemauert oder, wenn aus Balken beſtehend, mit Stuck überzogen. Wie in allen Privathäuſern beſtehen die Wände aus mit weißem Papier beſpannten Holzrahmen. Zuweilen ſchützt ſie ein weißes Holzgitter von feiner, anmuthiger

und ſinnreicher Zeichnung. Die Bretterverſchalung bewahrt durchweg ihre natürliche Holzfarbe, je nach dem Alter lichtgrau oder mahagonibraun. Hier und da ſind Stäbe in ſchwarzem Lack angebracht. Der Geſammteindruck läßt ſich nicht wohl beſchreiben. Der ſanfte Farbenſchmelz, die Schönheit der Einzelheiten, die Vollendung der ſich nirgends vordrängenden Ornamente, der feine Geſchmack, die Einfachheit, welche in dieſem geheimnißvollen und unzugänglichen Labyrinthe herrſchen, beruhigen und erquicken das Auge. Man überſieht dabei ganz die primitive und barbariſche Anlage des Baues. Von den prachtvollen Skulpturen, von den durchbrochenen Hautreliefs, wie ſie in der Shiba und in allen Gebäuden Taiko-Sama's vorkommen, und welche der Geſchmack und die Shinto-Traditionen der Mikado vielleicht verſchmähten, fand ich hier nicht die geringſte Spur.

„Aber wo iſt die Wohnung, das Schlafgemach des Kaiſers?— Im Garten. — Alſo in den Garten! — Unmöglich. Nur zwei Thüren führen dahin. Die eine, die äußere, iſt die große „Gartenpforte". Der Eintritt von Fremdlingen würde bemerkt werden und das Volk erbittern. Die andere iſt vernagelt. Alſo unmöglich. — Wir beanſpruchen nicht den Eintritt durch das große Portal. Wir ſind beſcheidene Menſchen. Das kleine Pförtchen genügt uns. Nichts iſt leichter, als durch eine vernagelte Thür zu gehen. Es bedarf nur des guten Willens und einer Zange." Der Sanji und der Intendant ſind in Verzweiflung, der Vice-Intendant verbirgt ſeinen Ingrimm nicht länger, wirft wüthende Blicke auf uns, ziſchelt ſeinem Vorgeſetzten in das Ohr, muntert ihn offenbar zum Widerſtande auf. Ich geſtehe, daß mich das nachdenklich machte. Schon ſinne ich auf den Rückzug, als Herr Enslie ſich in das Geſpräch der Cerberuſſe miſcht. Am Ende gelingt es ihm, ſie umzuſtimmen. Wir gehen alſo in den Garten und zwar durch eine kleine, aber unvernagelte Thüre. Die Nägel erweiſen ſich als eine Erfindung der Herren Intendanten.

Der Garten des Mikado ist ein Teich mit künstlichen Vorgebirgen und Buchten. Ein See im Kleinen. Auf zwei Seiten beschatten ihn schöne hohe Bäume, auf der dritten schließt ihn die Ringmauer ab, und gegenüber stehen zwei unansehnliche Häuser auf Piloten. Ein Gang verbindet sie. Sie waren die Wohnung des Mikado und seiner Frauen. Das Innere haben wir nicht gesehen. Die Matten und kostbaren Gegenstände, welche sie enthielten, wurden nach Yedo gebracht. Ueber den kleinen See führt eine Brücke im Zickzack. Dies barock scheinende Motiv, welches in China sehr häufig vorkommt, hat eine symbolische Bedeutung. Es soll die Windungen der Schlange vorstellen. Die Schlange ist der Repräsentant des Drachen, und der Drache das Sinnbild der obersten Gewalt. Der Garten des Götterſohnes ist äußerst vernachlässigt. Ich begreife nun, abgesehen von den mystischen Gründen, warum uns der Intendant nicht zulassen wollte. Alles erinnert hier an die Abwesenheit des Eigenthümers. Der Teich ist mit dürren Blättern, Schlingpflanzen und Schlamm bedeckt, Gras wächst auf den Gehwegen und Unkraut zwischen den Büschen. Vor den Häusern stehen einige Blumentöpfe, der einzige Beweis von dem Dasein eines Gärtners. Aber ganz abgesehen von dem Verfalle, welcher Unterschied zwischen dem wahrhaft kaiserlichen Schloßpark des Shogun in Yedo und dem elenden Theehausgarten des Sohnes der Götter!

Vom Palaste gehen wir nach dem Schlosse. Es liegt im westlichen Theile der Stadt. Wir haben also bei furchtbarer Hitze Kiyôto in seiner ganzen Breite zu durchreiten.

Das Schloß, ein höchst merkwürdiges und prachtvolles Gebäude, wurde von Taiko-Sama vom Grunde aus neu erbaut und trägt das Gepräge des Genius und der Macht dieſes großen Mannes. Es liegt auf einer geräumigen, auf einer Seite von einer Baumreihe begrenzten Esplanade. Die Ringmauer unterscheidet sich von denen des Palastes nur durch größere Festigkeit. Durch das aus altersgrauen Balken und

Brettern gezimmerte große Thor betritt man einen geräumigen Hof. Gegenüber gibt das Ehrenportal Einlaß in das Hauptgebäude. Ich bewundere die Sopraporta, eine überaus reiche Skulptur: Vögel und Blumen in Hautrelief, vergoldet, gemalt, lackirt; ganz im Style der Shiba.

Die Gemächer sind bedeutend höher als die gewöhnlich niederen Zimmer der Daimiohäuser. Alles athmet hier die Pracht jener Epoche. Es war das goldene Zeitalter der Künste und der Macht des Shogun.*) Auf dem Plafond, in mattem Gold, kreuzen sich geschnitzte Balken in Schachbrettform. An den Punkten, wo sie sich durchschneiden, Scheiben in Goldbronze; die Zeichnung letzterer von unbeschreiblicher Eleganz. Wir sind durch mehrere Gemächer dieser Art geschritten und haben nun den großen Saal betreten. Er ist ungefähr achtzig Fuß lang, dreißig breit und zwanzig hoch. Ueberaus schön ist der in dem oben beschriebenen Style gehaltene Plafond; die beweglichen Papierwände und die Mauern sind mit Gemälden auf Goldgrund bedeckt: große Bäume mit kühnen Strichen gezeichnet, aber nicht frei von der landesüblichen Verzerrung.**) Längs dem Prunkgemache läuft ein Gang, dessen Fenster, durch Reichthum und Abwechslung in der Zeichnung und durch Pracht der Ausführung, dem Schönsten, das man in der Shiba sieht, zur Seite stehen. Etwas weniger reich, aber in demselben Style sind die Gastzimmer gehalten. Die Wohnungen des

*) Diese Epoche umfaßte ungefähr ein halbes Jahrhundert, von 1580 bis 1630.

**) Der Gouverneur ließ uns einen Augenblick allein. Ich benutzte die Gelegenheit, um in Eile eine Skizze des Saales zu entwerfen. Später verglich ich sie mit einer ganz ähnlichen Zeichnung Engelbert Kämpffer's (1691). Vielleicht fand die Audienz der holländischen Abgeordneten, deren Kämpffer einer war, in diesem selben Saale statt. Bekanntlich bewohnten die Mikado zuweilen das Schloß, besonders während der Anwesenheit der Shogune, welche dies Gebäude bis zur Abschaffung ihrer Würde (1868) besessen haben. S. Kämpffer's Geschichte von Japan gedruckt im Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Shogun zeigen schönes Getäfel mit Wandstäben in Vieux-Lack und einige wundervolle Staffeleibilder. Letztere liefern den schlagenden Beweis, daß im Widerspruche mit der allgemeinen Annahme die Gesetze der Perspektive den japanischen Künstlern nicht unbekannt waren. Das Kleeblatt, das Wahrzeichen der Shogune, von einem Ringe umgeben, wiederholt sich hier in das Unendliche.

Der Gouverneur bewirthete die fremden Gäste im großen Saale und führte sie dann in die Bureaux. Auch dort, wie in Osaka, waren vor einigen Tagen Tische und Stühle aufgestellt worden. Die Beamten schienen sich in der neuen Lage nicht bequem zu fühlen und schrieben, ohne aufzublicken, mit großem Eifer; denn so will es die Etiquette bei Anwesenheit des Vorgesetzten. In jedem Zimmer steht eine Konsole, auf welcher die Schwerter niedergelegt werden. Dies Möbel hat seine Wichtigkeit. Keiner der hier schreibenden Beamten, sofern er der Militärklasse angehört, hat vergessen, daß er vor Allem Edelmann ist. Ihm ist das Schwert Haupt-, der Schreibepinsel Nebensache. Mit diesen Zweischwertmännern ist nicht zu spaßen. Kürzlich unternahmen die Vertreter zweier fremder Mächte in Yokohama eine Reise nach Kiyôto. In einem nicht weit von hier gelegenen Städtchen geschah es, daß einer von ihnen während der Rast in einem Theehause zufällig mit dem Fuße das am Boden liegende Schwert eines Yakunins berührte. Der Mann hielt sich für entehrt. Seine Gefährten jammerten über die ihm widerfahrene Schmach; die zahlreichen Neugierigen und Müßiggänger fielen in das Jammergeschrei ein; am Ende gesellte sich auch das Volk hinzu. Alles beklagte das Loos des Unglücklichen, dem nichts übrig bleibe als Harakiri zu machen. Die Lage der Europäer begann kritisch zu werden, als einer der japanischen Dollmetscher dem Yakunin sagte: „Du hast Dein Schwert auf den Boden gelegt und nicht, wie es die Vorschrift erheischt, auf die Konsole. Der fremde Herr hat also Deine Waffe aus Zufall berührt und nicht absichtlich.

Deine Ehre ist nicht gekränkt worden." Diese Auslegung befriedigte Jedermann, besonders den Offizier, den sie der unangenehmen Pflicht enthob, sich den Bauch aufzuschlitzen, und die beiden Reisenden, welche der im Ehrenpunkte so kitzlichen Einwohnerschaft mit Vergnügen und eilends Lebewohl sagten.

Auf Befehl des Gouverneurs war unser Mittagsmahl im Gemeindehaus eines entlegenen Stadtviertels bereitet worden. Der Speisetisch wurde in einem schönen Saale aufgestellt, mit einem Seidenteppich bedeckt und als Tafelaufsatz mit einem wenigstens fünf bis sechs Fuß hohen Blumenstrauß geschmückt, wie man deren in den Tempeln findet; auch sah unser Tisch wie ein Altar aus. Ueber die Stühle hatte man Shawle geworfen und am Boden einen englischen Teppich ausgebreitet. An diesem Tische nahmen nur die beiden Europäer und die zwei Sanji Platz. Die Offiziere des Gefolges speisten im selben Saale, aber am Boden sitzend. Die übrigen Begleiter wurden in den anstoßenden Zimmern bewirthet. Das Mahl war überreichlich und die Gerichte von großer Abwechslung. Den Glanzpunkt bildete wie gewöhnlich der berühmte Tay. Dieser Fisch wird lebend mit sehr scharfen und dünnen Messern in Scheiben geschnitten, die man jedoch nicht von einander trennt. Die Operation verlangt große Geschicklichkeit und Eile. Hierauf wird der Fisch, wie man behauptet, noch lebend aufgetragen, man gießt etwas Essig in seine Augen. Es folgt darauf eine konvulsivische Bewegung; die Scheiben fallen aus einander, das Thier verendet. In diesem Augenblicke verzehrt man es. Ekelhaft, grausam, aber raffinirt! Diesmal mißlang der Versuch. Mehrere Europäer versichern mich, diesem abscheulichen Experimente mit vollständigem Erfolge beigewohnt zu haben.

Ma io nol viddi, nè credo che sia.

Neben dem Saale ist die Schule, wo eine große Anzahl kleiner und erwachsener Mädchen, Knaben und Jünglinge sich im Schreiben üben, das heißt ökonomischer Weise dasselbe

Blatt Papier immer wieder mit Tuſche beſchmieren. Der Gouverneur hat dieſe ſo wie viele andere Schulen in den letzten Monaten improviſirt.

Nach Tiſche wird der Shinto-Tempel Kitano-ten-jin beſucht. Er iſt dem Andenken eines großen Feldherrn aus dem fünfzehnten Jahrhundert geweiht. Sodann durchziehen wir die unabſehbaren Gaſſen der weſtlichen Stadt. Am Ende gehen ſie in lange Baumgänge über. Daneben fließen Bäche. Vor uns im Weſten thürmen ſich hohe Berge auf.

Das Ziel dieſes Rittes iſt der dem Helden Tojimizu geheiligte, ſehr reiche Buddha-Tempel Kin-kaku-ji.*) Er unterſcheidet ſich von den übrigen Vor-Taiko-Sama'ſchen Tempeln hauptſächlich durch die Schönheit und Ausdehnung des heiligen Haines. Japaniſche Gartenkunſt feiert hier ihre höchſten Triumphe und erreicht zugleich, im Lächerlichen und Grotesken die äußerſten Grenzen des Möglichen. Da ſieht man zum Beiſpiel eine rieſige Pinie lebendigen Leibes in ein Schiff umgeſtaltet. Der Stamm ſtellt den Maſt vor; die höhern Aeſte die Raaen, die niedrigen die Ruder. Der poetiſche Reiz dieſer geweihten Stätte liegt in ihrer Abgeſchiedenheit und in den unbeſchreiblich ſchönen Fern- und Durchblicken. Die Stadt ſelbſt bleibt übrigens unſichtbar; ein dichter Laubvorhang verhüllt ſie.

In der Nähe erhebt ſich ein iſolirter Hügel, von deſſen Scheitel Kiyôto ohne Zweifel zu ſehen wäre; aber unglücklicher Weiſe ſteht dieſer Punkt nicht auf dem Programm des Gouverneurs. Der gute Sanji gibt ſich die Mühe es mir zu beweiſen, indem er das lange Papier mit der Marſchroute aufrollt. Aber meine Erfahrungen von heute Morgen ſind nicht verloren. Flugs ſpringe ich vom Pferde und ſteige allein den Berg hinan. Herr Enslie beſchwichtigt alle Skrupel. Nicht ſehr willig folgen uns die Würdenträger, die Offiziere, die

*) Erbaut um 1420.

Soldaten, nachdem sie ihre Pferde, unehrerbietig genug, am Gitter eines kleinen Tempels festgebunden haben. Der Weg ist steil, aber die Mühe lohnend. Zu unsern Füßen breitet sich Kiyôto aus. Ein dunkles Häusermeer, umgeben von einem Meere grüner Baumwipfel. Das Ganze eingerahmt durch Berge. Darüber durchsichtige, perlgraue und rosige Tinten von unbeschreiblicher Zartheit!

Auf dem Heimwege beschleunigen wir den Schritt unsrer Pferde und brauchen doch eine Stunde und zwanzig Minuten, um die Herberge zu erreichen. Als wir ankamen, war es bereits vollkommen dunkel. Am Flusse, wie gestern, ein venetianisches Fest: erleuchtete Lustboote, fröhliches Geschrei, Gesang, Musik. Darüber die schwarzen Schleier einer lauen Sommernacht.

---

(24. September.) Es gibt hier ausgezeichnete Verfertiger von sogenannten Kuriositäten. Ich nenne sie absichtlich nicht Fabrikanten, eher noch Künstler. Sie bringen uns ihre Produkte, darunter ein paar wahre Meisterstücke. Leider finden die reichen und vornehmen Leute des Landes Behagen an derlei Gegenständen und geben zuweilen sehr hohe Preise. Lack und Schnitzwerk in Elfenbein scheinen mir hier vorzüglicher als Alles, was man in dieser Gattung in Yokohama und selbst in Yedo sieht. Die Bronzearbeiten sind reizend. Ich kaufte eine Schale und eine Schachtel, eine Art von Bonbonnière, beide aus Kupfer, mit Gold und Silber eingelegt. Der Name Goroza, der mit dem Beisatze „Neunte Generation" auf den beiden kleinen Kunstwerken eingegraben ist, erhöht ihren Werth in den Augen der Kenner. Der erste Goroza war der Cellini Japans; seine Nachkommen zeigten sich bis jetzt des Ahnherrn würdig.

Um sieben Uhr Morgens wieder zu Pferde. Wir beginnen mit dem größten Buddhatempel (von der Montosekte)

in Kiyôto, Nishi-hon-guan-ji. Er stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, wurde Ende des sechszehnten von Taiko-Sama fast vollständig umgebaut und besteht aus zwei Tempeln oder Tempelhallen, welche ein Korridor verbindet. Sie nehmen die hintere Langseite des großen oblongen Hofes ein. In der Mitte ein mehrhundertjähriger Baum. Zwei Portale führen in den Hof.

Die beiden Tempel tragen das Gepräge des Zeitalters Taiko-Sama's. Der eine ist dem Gründer der Montosekte, Shinranshozo, der andere der Göttin Amida geweiht. Der Tempel des Gottes ist eine hundertachtzig Fuß lange und sechsundfünfzig Fuß breite Halle; die dem Haupteingange gegenüberliegende Seite nehmen fünf Kapellen ein, deren mittlere und größte das Heiligthum ist. Diese Anordnung erinnert an die gothischen Kirchen in Toskana. Zwischen den Kapellen und dem Saale läuft, von letzterem durch ein niederes Geländer getrennt, ein enger Gang hin. Die Säulen, welche die Decke tragen, sind geglättete Baumstämme ohne Kapitäler, denen man die Holzfarbe ließ. Wir fanden den Tempel mit weißgekleideten Männern und Weibern angefüllt. Burschen, deren Toilette nur aus dem Lendengürtel bestand, hatten sich ein Stückchen weißen Papiers in das Haar gesteckt. Weiß ist die Farbe der Trauer. Sie wurden nach einander in den Gangweg gelassen, verneigten sich vor dem Heiligthum, sagten ein kurzes Stoßgebetlein für ihre Todten und verliefen sich dann rechts und links unter Geschwatz und Lachen. Obgleich die Menge sehr groß war, sah ich nirgends Gedränge noch Unordnung. Unser Sanji lachte viel über den Köhlerglauben dieser braven Leute. Gerne benutzte er die Gelegenheit, vor uns als Freigeist zu glänzen. Wie die meisten seiner Standesgenossen hat er sich zu dem Standpunkte der Konfessionslosigkeit emporgeschwungen.

Die Wände der Kapellen und die jetzt offenstehenden Thürflügel sind so wie die schön geschnitzten Sopraporten vergoldet.

Außerordentliche Pracht entwickelt die Hauptkapelle. Dort ſteht der ſchwarz lackirte Altar; auf ihm ein verſchloſſener Tempietto, wahrſcheinlich das Götzenbild enthaltend, von überreich ciſelirter Bronze; vor dem Altar ein länglicher Tiſch mit den üblichen Gegenſtänden, dem Weihrauchgefäße, den zwei aufrechtſtehenden Tafeln und den zwei Porzellanvaſen, deren eine einen rieſigen Strauß von natürlichen Blumen enthält. Die Tiſchdecke iſt reich geſtickt; die Zeichnungen hierzu byzantiniſch! Zu beiden Seiten des Altars ſieht man niedere Schemel in ſymmetriſcher Ordnung aufgeſtellt. Ich erfreue mich an ihren reizenden Arabesken in Gold auf ſchwarzem Lackgrund. Die Wände der Hauptkapelle ſind matt vergoldet und mit leicht hingeworfenen, farbigen Ornamenten geſchmückt. Von dem gleichfalls vergoldeten Plafond hängen vier große Lampen tief herab. Ihr Licht verſchmilzt in magiſcher Weiſe mit der von außen eindringenden Tageshelle: Sonnenſtrahlen, welche vom Fußboden zurückgeworfen ſich im Säulenwalde der Halle verloren haben und nun im Heiligthume wiederfinden. Die Reſidenz der Göttin Amida iſt nach demſelben Plane gebaut.

Dieſer hochberühmte Tempel, der Stolz der alten Hauptſtadt und zugleich eines der verehrteſten Heiligthümer, beſaß ein ſehr bedeutendes Stiftungsvermögen, und groß war noch vor ganz Kurzem die Anzahl ſeiner Prieſter. Aber unerachtet der Abſicht der Regierung die Montoſekte aus politiſchen Rückſichten zu ſchonen, haben ſich die finanziellen Verlegenheiten des Staatsſchatzes ſtärker erwieſen als die Regeln der Klugheit und die Achtung vor dem Recht. Das Miniſterium hat alſo die Anzahl der Prieſter vermindert, einen Theil des Stiftungsvermögens eingezogen und von den ſchönſten Gebäuden am Tempelgrunde Beſitz ergriffen. Letztere läßt ſie für den Empfang ihrer (eingeborenen) Gäſte einrichten. In einem dieſer Häuſer ſah ich ein wundervolles Gemälde: drei Frauen am Eingange eines Palaſtes. Die Perſpektive läßt nichts zu wünſchen übrig.

Alle Gebäude, Hallen und Häuser zeigen, mit Ausnahme eines offenbar viel älteren kleinen Portals, soweit es sich um Skulptur und Malerei handelt, die charakteristischen Kennzeichen des Taiko-Sama'schen Barockstyles. Das Emblem des großen Regenten*) findet sich auch hier vor, diesmal in etwas veränderter Gestalt: drei Kleeblätter, die sich an dem Mittelblatte berühren, von Einem Ringe umfangen. Die Blätter sind im heraldischen Style gezeichnet, mit absichtlicher Verschmähung der Naturwahrheit, welche die japanischen Künstler, wenn sie wollen, so trefflich nachahmen.

Hinter dem Tempel dehnt sich der heilige Hain aus; er gilt für einen der größten und schönsten in Japan. Die vielen Palmen und Bananenbäume geben ihm einen tropischen Anstrich. Hier häufen sich die Erinnerungen an Taiko-Sama. Unter diesem Baume pflegte er um die Mitte des Tages seine Siesta zu halten; dort den Vollmond zu betrachten. Diese beiden Vögel hat Er an die Gartenmauer gemalt.

Ich übergehe die Beschreibung anderer Tempel, die wir pflichtschuldig besuchen mußten. Der bedeutendste ist Higashi, ein Seitenstück des Nishi, und ebenfalls von Taiko-Sama neu erbaut. Eine Feuersbrunst hat ihn unlängst theilweise zerstört. Herr Enslie besitzt eine alte japanische Handschrift, in welcher die Gründungsjahre der vornehmsten Heiligthümer von Kiyôto verzeichnet sind. Kann man ihr Glauben schenken, so reichen die ältesten nicht über das neunte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zurück.**)

Gewiß, der Besuch dieser Oertlichkeiten bietet das lebhafteste Interesse; aber bald erkaltet es. Eine Masse von

---

*) Taiko-Sama war nie Shogun. Sein Name war Toyotomi Hidiyoshi; sein Titel Kuambaku, d. i. Regent. Als er zu Gunsten seines Sohnes abdankte, nannte er sich Taiko, d. i. Regent im Ruhestand.

**) Die ältesten sind aus den Jahren 839, 870, 950, 1162, 1185 und 1240. Der Wiederbau der beiden so eben erwähnten Tempel Nishi und Higashi durch Taiko-Sama fand 1578 und 1592 statt.

Fragen drängen sich auf, aber Niemand weiß sie zu beantworten. Unsere Kenntniß der japanischen Mythologie ist noch sehr lückenhaft. Dagegen führen die unermüdlichen Bonzen den Besucher bei drückender Hitze durch die weiten Gründe, zwingen ihn fast senkrecht stehende morsche Leitern auf- und niederzuklettern, schleppen ihn in unterirdische, finstere Räume, um ihn am Ende einen Kiosk, eine Bretterhütte, einen Stein sehen zu lassen, weil sie Zeuge irgend eines lächerlichen Wunders waren oder Gegenstand einer widersinnigen Legende.

Die Tempel in und um Kiyôto scheinen unzählig. Einige besitzen ein Stiftungsvermögen in liegenden Gründen, auf welches die Regierung jetzt mit unbarmherziger Hand Beschlag legt. Andere genießen oder vielmehr genossen eine Subvention des Staates. Viele sind für ihren Unterhalt auf Almosen angewiesen.

Die Thatsache, daß Kiyôto noch heute mehr als dreitausend Buddhatempel zählt, zeugt von der überwältigenden Macht, welche die buddhistischen Shogune in der Residenz und unter den Augen der dem Shintokultus zugethanen Mikado besaßen.*)

Im Süden der Stadt, am linken Ufer des Kamagawa und bereits am Abhange der Berge, welche das Kiyôtothal im Osten begrenzen, liegen die Lustorte Guion-machi und Shimabarra. Dort steht Theehaus an Theehaus. Die elegante Welt, die jungen Herren vom Adel sind ihre Kunden. Wir richten unsere Schritte gegen Guion-machi, wo beständig Festtag ist. Ueberall bewimpelte Maibäume, Blumengewinde, Schnüre mit Papierschnitzeln, die von Dach zu Dach gespannt sind; überall Gesang, Flötentöne und Lautenspiel, dazwischen das schallende Gelächter der fröhlichen Gäste. Auf einem sehr steilen Fußpfade erreichen wir eines der elegantesten Theehäuser, berühmt auch wegen seiner prachtvollen Aussicht über die Stadt.

---

*) Die Mikado waren immer äußerlich Shintoiten, doch konnten oder wollten sie das Ueberhandnehmen des Buddhismus nicht verhindern.

Kiyôto, ein ungeheures Parallelogramm, liegt in einem von Nord gegen Süd sanft abfallenden Thalgrunde. Zwei Flüsse begrenzen es: im Osten der Kamagawa, im Westen der Katsuragawa. Beide vereinigen sich südlich und in geringer Entfernung von der Stadt, um weiter unten in den Yodogawa zu fallen. Das Kiyôtothal ist auf drei Seiten von Bergen umschlossen; gegen Süden geht es in dem flacheren und breiteren Thale des Yodogawa auf. Die Berge im Osten der Stadt, von welcher sie nur der Kamagawa trennt, erheben sich wohl kaum über tausend Fuß, aber die jenseitige etwa acht englische Meilen entfernte Bergkette des Atagoyama erreicht mindestens eine dreifache Höhe.

Die Stadt Kiyôto zeigt sich dem Auge als eine verschwommene Häusermasse. Nur die schwarzen Dächer sind sichtbar. Zu unserer Linken, in weiter Ferne, machen sich die Giebel und weißen Ringmauern des Schlosses bemerkbar. Vor uns, etwas zur Rechten, sehen wir ein Labyrinth von Gebäuden und einige hohe alte Bäume: den Palast des Mikado. Das Häusermeer überragen in Form aufgestülpter Filzhüte unzählige Tempeldächer; doch erscheinen sie niedrig im Vergleiche mit den beiden Heiligthümern Taiko-Sama's, deren dunkle Massen den Blick immer wieder an sich ziehen.

Wir befinden uns in den ersten Stunden des Nachmittags. Man stelle sich einen ungeheuren Strom vor, der gewaltige Kohlenblöcke führt: schwarz, glatt, glänzend an den Kanten. Ueber diese dunkle und doch leuchtende Fläche, denn sie wirft das Tageslicht zurück wie ein schwarzer Spiegel, sind zahllose grüne Eilande, die Gärten und Tempelhaine, ausgesäet. Rings um die Stadt ein Ocean von Baumwipfeln und von eben noch saftgrünen, jetzt im vorgerückten Herbste bereits gelblichen Reisfeldern. So stellt sich Kiyôto dar, wenn man es von dieser Anhöhe und mit der Sonne im Gesicht betrachtet. Bis auf halbe Höhe mit zahllosen Tempeln und dichtem Gehölz bedeckt, springen zu unserer Rechten die Bergrippen in das Thal vor.

Gegenüber und etwas zur Linken, im Nord-West und West, entwickelt der Atagoyama seine dämmernden Massen. Wer könnte den wunderbaren Farbenschmelz beschreiben? Schwarze, silberne, goldige, ultramarinblaue Töne! Dazu die überaus sanfte Klarheit der Luft.

Die gastronomischen Genüsse, welche wir der Gastfreundschaft des Chi-fu-ji und der Kunst des Theewirthes verdanken, mögen ungeschildert bleiben, ebenso auch die Komplimente und zahllosen Kow-tow, mit welchen dieser Grand Vatel die Gäste seines Kaisers beehrt.

Endlich wird die Tafel aufgehoben. Wir gehen an einem nahen Tempelchen vorüber, wo ein Dutzend Bonzen in zerlumpten Talaren den Gottesdienst verrichten. Sie sitzen auf der Schwelle in Reih und Glied und singen Litaneien; dazu paukt ein jeder aus Leibeskräften auf einer vor ihm stehenden Trommel. Dicht neben ihnen spielen Erwachsene und Kinder im Grase. Von den Bonzen nehmen sie keine Notiz. Unter einem Bretterdach bietet ein Greis Photographien feil. Er hat nie einen Europäer gesehen und seine Kunst von einem japanischen Photographen erlernt. In technischer Beziehung ließe sich an seinen Erzeugnissen Manches ausstellen; aber er besitzt eine andere Kunst, welche der Himmel allein verleiht, die Kunst, den Dingen ihre schöne und malerische Seite abzusehen.

Nahebei liegt der Tempel Chionin, welchen Sir Harry Parkes während seiner kurzen und denkwürdigen Erscheinung am Hoflager des Mikado bewohnte.

Auf der Heimkehr nehmen wir den Weg, den dieser Gesandte mit seinem Gefolge einschlug, als er sich an dem verhängnißvollen 23. März 1869 in feierlichem Aufzuge zur kaiserlichen Audienz begab. Herr Enslie zeigt mir die Stelle, wo der Mordanfall stattfand.*) Sir Harry, wie alle seine

*) Ich erzähle dies blutige Ereigniß nach den mündlichen Mittheilungen der Herren Satow und Enslie. Beide waren Augenzeugen.

Sekretäre, die ihn umgaben, war zu Pferde und in großer Uniform, ließ sich aber, nach Landessitte und um die friedlichen Absichten der Gesandtschaft auszudrücken, den Degen durch einen Diener nachtragen. Dreizehn englische Ordonnanzen ritten vor ihm, fünfzig Mann Linientruppen der englischen Garnison von Yokohama folgten zu Fuße. Sir Harry hatte sie mitgebracht, um für die Sicherheit der Mission zu sorgen und ihren Glanz zu erhöhen. Sie bildeten die Nachhut. Japanische Oberbeamte und Zweischwertmänner, Reiter und Fußvolk, im Ganzen an zwölfhundert Mann, schlossen den Zug. Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich längs den Häusern. Die erste Hälfte der Kolonne bog eben um die Ecke eines engen Gäßchens, welches in eine der großen Querstraßen mündet, als die Spitze des Zuges plötzlich in Unordnung gerieth. Man sah zwei große Schwerter in der Luft glänzen. Im Nu lagen von den dreizehn Ordonnanzen neun schwer aber nicht tödtlich verwundet am Boden. Einer der Mörder, ein Samurai, drang mit gezücktem Schwert auf den Gesandten ein, welchen hier, wie in der furchtbaren chinesischen Gefangenschaft, Geistesgegenwart und Unerschrockenheit nicht verließen. Schon war der Mann bei ihm angelangt, schon erhob er den Arm zum Todesstoße, als er über einen der verwundeten Reiter strauchelte und fiel. Mit Wunden bedeckt raffte er sich auf, flüchtete in einen Kaufladen und wurde dort von japanischen Soldaten niedergemacht. Der andere Angreifer, ein Bonze, ward auf Verwendung eines der Gesandtschaftssekretäre nicht getödtet, sondern verhaftet, den Landestribunalen übergeben und später hingerichtet. Herr Enslie, der sich im Gefolge des Ministers befand, war noch nicht um die Ecke geritten; er hörte verworrenes Geschrei, Waffengeklirr, das Stöhnen der Verwundeten. Vergebens suchte er seinem Chef zu Hilfe zu eilen; auch die englischen Soldaten vermochten nicht vorzudringen; das Gedränge in dem engen Gäßchen, die am Boden liegenden Menschen und Pferde versperrten den Weg. Herr Enslie blickte zurück, und siehe da, Würdenträger, Hof-

beamte, Samurai und das erſt noch ſo zahlreiche Publikum waren verſchwunden, die Gaſſe wie ausgeſtorben, die Europäer allein. Sie eilten nach ihrer Wohnung im Tempel Chionin zurück. Während eines der volkreichſten Stadtviertel Zeuge dieſer Blutthat war, ſaß der Mikado, den Geſandten erwartend, auf ſeinem Thron. In der Stadt herrſchte die größte Gährung. Eine Wiederholung des Anfalles ſchien nicht unwahrſcheinlich. Dennoch fanden die Audienzen am folgenden Tage ſtatt, worauf die vier Geſandtſchaften ſo raſch als möglich nach Oſaka zurückkehrten.

Die gerichtliche Unterſuchung und andere Erhebungen laſſen keinen Zweifel darüber, daß dies Attentat, ſowie die meiſten bei Yokohama und in Yedo verübten Angriffe das Werk politiſcher Fanatiker war. Eine augenblickliche Stimmung, zuweilen erzeugt unter dem Einfluſſe des Sake, leitet den Arm der Mörder, die ſich ſelbſt im Vorhinein dem Tode weihen. In der That zwei Männer, die mehr als tauſend Bewaffnete angreifen, wiſſen, daß ſie verloren ſind. Die Anweſenheit der Geſandtſchaften hatte den Haß gegen die Fremden neu angefacht. Man weiß, wie tief er in den höheren Klaſſen wurzelt, und zwar nirgends mehr, als in der alten Hauptſtadt der Mikado. Ein Samurai und ein Bonze gaben ihm Ausdruck. Mit Blitzesſchnelle warfen ſie ſich auf die Engländer. Es waren keine Verzweifelte, keine Trunkenbolde; es waren Männer, die das Unglaubliche, die Alles wagten, weil ſie Alles zu geben, weil ſie ihr Leben zu opfern im Vorhinein feſt entſchloſſen waren. Es iſt immer dieſelbe Geſchichte. Samurai ſitzen in einem Theehauſe beiſammen. Das Geſpräch kommt auf die Ausländer. Man erhitzt ſich. Ein Ritter ſagt: Ich will einen von ihnen umbringen. Ein anderer ſteht auf und erklärt ſich bereit, ihm beizuſtehen. Sie prüfen ihre Schwerter, die wie Raſirmeſſer geſchliffen ſind, verlaſſen das Theehaus und ſäbeln den erſten Europäer nieder, dem ſie begegnen. Sie wiſſen ſehr wohl, daß ihr Leben verwirkt iſt. Sie ſind bereit zu ſterben.

Sie wiſſen, daß ſie unter Henkershand enden; wenn Adelige, den Harakiri vollziehen müſſen. In beiden Fällen harrt ihrer der Tod. Aber ihr Name wird fortleben; auf ihren Gräbern werden Weihrauch und grüne Zweige niemals fehlen, und die Verehrung der kommenden Geſchlechter wird ihr Andenken mit dem Glanze des Helden und des Märtyrers umgeben. Dieſer ſeinem innerſten Weſen nach politiſche nicht religiöſe Fanatismus wurzelt im Herzen der Nation, äußert ſich im Adel als ein ritterliches Gefühl, trifft ſeine Opfer mit der Raſchheit des Blitzes und ſucht die Sühnung der That in der Hingebung des eigenen Lebens. Dieſe Seelenſtimmung erzeugt für europäiſche Reiſende im Innern eine wirkliche, vielleicht die einzig wirkliche Gefahr.

Kiyôto liegt in der Provinz Yamaſhiro*) und iſt nach der Angabe eingeborener Geſchichtsſchreiber ſeit dem Ende des achten Jahrhunderts**) der Sitz des Mikado. Aber, mehrmals durch Feuer zerſtört, verſchwand allmälig das alte Kiyôto. Vor Ueberſiedelung des Hofes nach Yedo zählte die Stadt etwa vierhunderttauſend Einwohner. In den letzten zwei Jahren wäre die Bevölkerung auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen. Doch, wie bereits geſagt, entbehren derlei Angaben einer feſten Grundlage.

Sämmtliche Straßen ſind ſchnurgerade. Sie durchziehen die Stadt von Nord gegen Süd, von Oſt nach Weſt und kreuzen ſich im rechten Winkel. Die erſteren, deren ſieben zu den beſtbewohnten gehören, ſind numerirt. Die zum kaiſerlichen Palaſte führende iſt Nummer Eins. Ihre Breite wechſelt von zwölf zu zwanzig Fuß, ihre Länge von zwei zu fünf engliſchen Meilen. Die viel ſchmäleren Quergaſſen, deren Länge etwa dritthalb Meilen beträgt, werden durch Namen bezeichnet. Die Häuſer haben durchweg nur ein Erdgeſchoß, gleichen denen

*) Dieſer Theil von Mitteljapan heißt Gôkinai und umfaßt die fünf Provinzen Yamaſhiro, Yamato, Idſumi, Kavaji und Satſu.

**) Im Jahre 798.

aller andern Städte und enthalten meistens Kaufläden. Seit der Umsiedlung des Hofes sind viele Hauseigenthümer nach Yedo gezogen; ihre Wohnsitze sind verödet, aber noch nicht verfallen. Ich sprach bereits von dem zweiten Ringe des Kaiserpalastes, dem Viertel der Kuge. Hundertzwanzig dieser großen Herren sind mit ihren Familien hier geblieben; die übrigen ließen sich in Yedo nieder. Mit Ausnahme von zwei oder drei Hauptstraßen ist Kiyôto eine todte Stadt. Die Hauptquelle des Wohlstandes ist versiecht. Das Leben ebbt nur mehr schwach in dem großen Körper. Man sieht nur Fußgänger; keine Jinrikisha, keine Wagen, keine Reiter; zuweilen, aber selten, ein schwarzes Ochsengespann. Die Menschen unterscheiden sich von den Yedoern durch eine hellere Hautfarbe; die Frauen scheinen mir den Ruf der Schönheit zu verdienen. Seit einigen Wochen halten sich hier zwei in japanischen Diensten stehende Europäer auf, ein englischer Ingenieur, der die Vorstudien zu einer Eisenbahn nach Osaka macht, und ein deutscher Schullehrer! Ich bedauere, diese beiden Pioniere der Civilisation nicht gesehen zu haben.

In den höhern Ständen sollen die Ansichten über die Reform des Ministeriums sehr getheilt sein. Die Männer des Fortschritts geben natürlich den Altkonservativen viel Aergerniß. Man denke nur, sie besudeln sich sogar, indem sie Fleisch genießen. Es ist unerhört. Jetzt wird, wie kürzlich in Yedo, auch hier eine Schlächterei errichtet. Einmal die Woche können die Neuerer frisches Rindfleisch essen. Nichts ist dem Japaner widerwärtiger. Er ißt Gerste, Reis und Fische; äußerst selten Schweinefleisch und Geflügel. Den Orthodoxen gilt auch dies für Sünde. Brot kennt man nur dem Namen nach. Es heißt Pan, das portugiesische pão. Dies Wort ist, wie ich höre, die einzige Spur, welche die Portugiesen des sechszehnten Jahrhunderts hier zurückgelassen haben. Zu den Reformatoren zählen auch die Fürsten von Tosa und Chiôshiu. Letzterer hat soeben ein Edikt publicirt, durch welches er seinen

Soldaten auferlegt, Fleisch zu essen. Als Grund wird die stärkende Kraft dieses Nahrungsmittels angegeben. Die Neuerung begegnete Anfangs hartnäckigem Widerstand und konnte nur mit Gewalt eingeführt werden.

Der Fürst von Tosa wollte die Strohsandalen seiner Soldaten durch Lederschuhe ersetzen. Die Schwierigkeit war, Schuster zu finden; denn die Berührung todter Thiere besudelt. Nur Eta gaben sich dazu her. Am Ende versprach der Fürst den Adel jenen, welche sich herbeilassen würden, Schuhe aus Leder zu verfertigen. Das Schusterhandwerk verleiht fortan in seinen Staaten den Adel.

Während dieser beiden sehr fleißig benutzten Tage haben wir zu Fuß und zu Pferde vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Nacht die Stadt durchzogen und ihre vorzüglichsten Monumente besichtigt, allerdings ohne das Programm des Gouverneurs zu erschöpfen. Der Sanji ist hierüber untröstlich. Er fürchtet die Unzufriedenheit seines Vorgesetzten und hätte uns auch gerne gewisse wunderthätige Steine mit mystischen Inschriften sehen lassen; denn, sonderbar genug, oder vielmehr gar nicht sonderbar, glaubt dieser Freigeist an Wunder, und je abgeschmackter sie sind, desto fester glaubt er sie. Er bedauert also lebhaft, daß wir nicht Alles sahen, doch hütet er sich, uns zu längerem Verweilen zu ermuntern. Und daran thut er wohl. Wenn Kiyôto mit Recht für den Mittelpunkt der Europa feindlichen Gesinnung gilt, so haben die beiden Fremdlinge von Glück zu sagen. Sie drangen allein und ohne verläßlichen Schutz in das Innere des Reiches; sie besichtigten die geheimnißvolle Stadt in all ihren Theilen, und kein unangenehmes Abenteuer störte sie im Genusse dieser unvergeßlichen Tage.

## VII.

## Der Bivasee.

**Vom 25. zum 27. September.**

Otsu. — Der See. — Der Gouverneur und seine Dai-Sanji. — Owaku. — Udji. — Rückkehr nach Osaka. — Die Künste in Japan.

(25. September.) Bei Tagesanbruch dringen der Sanji und sein Adjunkt in mein Schlafzimmer. Sie kommen, um uns Lebewohl zu sagen und tragen die Landestracht. Kaum hätte ich sie erkannt, so stattlich sahen sie aus; so ganz anders, als in unserem Kostüme. Ich verhehle es ihnen nicht, aber die Bemerkung scheint ihnen wenig zu munden. Sie wollen es eben den Europäern gleichthun.

Um acht Uhr Abreise. Umgeben von einer Masse Wächtern, Spionen und Soldaten überschreiten wir die Kanagawa-Brücke und gelangen sogleich in die Bergschluchten im Osten der Stadt. In weniger als vierzig Minuten haben wir den Höhenpunkt des Engpasses erreicht; wir wenden uns dann nördlich und steigen in ein kleines Kesselthal hinab. Da sind wir wieder am Tokaido, der hier der Hauptgasse einer volkreichen Stadt gleicht. Da folgen sich ohne Unterbrechung Reisende, Briefboten, die mich immer an Gott Merkur erinnern, in vollem Trabe laufende Burschе, welche Fische vom Bivasee oder aus dem Nordmeere bringen, Lastträger mit langen Bambusstangen, Frauen und Pilger; auch sehr viele mit Ochsen bespannte Karren. Der Tokaido ist gut unterhalten. Große Steinblöcke sind in kleinen Entfernungen quer über die Straße gelegt; dadurch wird sie gegen die Wirkung der periodischen Regengüsse geschützt und den Karren ermöglicht, auch in der nassen Jahreszeit zu verkehren.

Der bedeutende Flecken Yamashina liegt in einem kleinen Gebirgssattel zwischen den beiden Kämmen der Kette, welche,

von Süd-Oſt nach Nord-Weſt ziehend, das Kiyôtothal von dem Seebecken trennt. Hier verlaſſen wir den Tokaido, um auf einem ſteilern Gebirgspfade die Reiſe zu verkürzen. Richtung Nord-Nord-Weſt. Die Gegend, obgleich weniger lachend, bewahrt den allgemeinen japaniſchen Charakter. Ueberall ſieht man bebaute Felder. Wir ſteigen in einer engen Schlucht empor. Die Abfälle ſind in Terraſſen getheilt und dadurch bis zum Scheitel hinauf für die Kultur gewonnen. Kleine Reisfelder hängen an den Felswänden, daneben Bambusgehölz, Lorbeer- und Ahornbäume. Gegen halb zehn Uhr haben wir den Kamm erreicht. Ein kurzer, ſehr abſchüſſiger Pfad führt uns an den unterſten Stufen des großen Tempels vorüber zu den erſten Häuſern der Stadt Otſu.

Entfernung von Kiyôto drei Ri oder nicht ganz acht Meilen.

Der tendaitiſche Tempel Midera wurde im neunten Jahrhundert begründet und gilt für eine der reichſten Buddhaſtiftungen in Japan. Seine Einkünfte werden durchſchnittlich auf fünfzigtauſend Koku Reis berechnet. Der entſprechende Geldwerth iſt vierzigtauſend Rio, etwa achttauſend Pfund Sterling, bei dem hohen Werthe des Geldes eine ungeheuere Summe. Die gegenwärtige Regierung unterließ auch nicht, das Kloſter bedeutend zu brandſchatzen. Ueberdies ſetzte ſie die Zahl der Bonzen auf dreihundert herab. Eine lange ſteile Steintreppe führt zum Tempel empor. Die Heiligthümer, kleine und große Tempelhallen, die Wohngebäude der Prieſter, die Gaſtzimmer für Pilger befinden ſich im beſten Zuſtande. Ringsum breitet ſich der ſchattige, baumreiche Tempelhain aus. Unſere Yakunin erzählen uns lachend, daß, um die Prieſter nicht in ihrem beſchaulichen Leben zu ſtören, das ſchöne Geſchlecht nur einmal im Jahre im Garten Zutritt hat. Die berühmteſte Sehenswürdigkeit, der Stolz und die Freude der Mönche, iſt die große Glocke, die, mit Schriftzeichen bedeckt, in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung gegoſſen wurde. Wie alle Tempel-

glocken, ruht sie auf einem hohen Gerüste. Ein in der Nähe der Glocke horizontal aufgehängter Balken oder Widder ersetzt den Glockenschwengel. Während wir uns in den dunklen, kühlen Schatten des Tempelgrundes ergehen, dringen aus der Ferne dumpfe Trauertöne an unser Ohr. Es sind Posaunenklänge. Tendaitische Priester irren in den Bergen, suchen und rufen die Götter.

Aber unsere Neugier fesselt der See, der große, geheimnißvolle, von den Europäern fast nie gesehene See. Otsu, die Hauptstadt der Provinz, ein Ken, liegt am Abhange eines in den See steil abfallenden Berges. Die untere Stadt breitet sich am Ufer aus. Von unserem hohen Standpunkte aus gesehen, bietet die Stadt den Anblick einer verschwommenen Masse von schwarzen und grauen Dächern. Im Osten und Süden erheben sich, unmittelbar hinter den letzten Häusern, die prachtvoll bewaldeten Berge, durch deren enge Schluchten der Tokaido und der Weg, auf dem wir kamen, nach Otsu führen. Vor uns, gegen West und Nord, über den dunklen Dächern hinweg, zeigt sich der See: glatt, still, einsam. Kein Segel bedeckt ihn, aber in der Ferne gewahren wir die senkrecht aufsteigende Rauchsäule eines nahenden Dampfers. Mit Feldern und Baumgruppen bedeckt und niedliche kleine Buchten zwischen sich einlassend, laufen zu unserer Linken niedere Vorgebirge bis an den Wasserrand. Sie sind die Rippen des Rückgrates der großen Insel (Niphon). Hier verhindern sie uns leider das nördliche Seeende zu gewahren. Uns gegenüber, also der Hauptrichtung nach gegen Osten, dehnen sich niedere Hügel aus, überragt von dem Kamme einer langgestreckten und hohen Bergkette, die Shigara-kidane heißt, von Süd nach Nord läuft, und die östliche Einfassung des Seebeckens bildet. Ihre phantastisch gezeichneten und — in Japan eine Seltenheit — unbewaldeten, mit Gras und Lichen bedeckten Strebepfeiler springen in vertikaler Richtung auf die Achse des Wasserspiegels vor, und stürzen dort plötzlich, gekuppte oder zackige Vorgebirge

bildend, fast senkrecht in den See. Also am westlichen Ufer eine liebliche idyllische Landschaft, am östlichen die Einöde in ihrer wilden Pracht.

In Nord-Nord-Ost schließt eine Bergkette den Gesichtskreis ab. Ungeachtet der großen Entfernung können wir die wellenförmigen Umrisse wahrnehmen; ihre lichtblaue Färbung unterscheidet sich kaum von den nur wenig zarteren Tinten des Himmels. Dies ist der steinerne Damm, an dem sich die wüthenden Wogen des Nordmeeres brechen.

Der Bivasee, wörtlich übersetzt „die viersaitige Laute", welcher auf den alten Jesuitenkarten vom sechszehnten Jahrhundert mit dem Namen Oits (Otsu) bezeichnet wird, und auf einigen modernen Karten als Omisee erscheint, bildet ein unregelmäßiges Quadrat; Länge und Breite betragen zwischen achtzehn und neunzehn Ri oder fünfundvierzig bis achtundvierzig Meilen. Die Seeufer sind nicht stark bevölkert. Die kleinen Städte oder Flecken Hadjemanje am östlichen Ufer, Hikoneno-Mayebara und Kaitsu am nördlichen, sind die wichtigsten Punkte. Die Entfernung von den beiden letzteren nach Tsuruga, dem nächsten Hafen des Nordmeeres, beträgt nur sieben Ri, ungefähr siebenzehn Meilen. Der Reisende, der Otsu am frühen Morgen mit dem Dampfboote verläßt und von Hikoneno aus zu Fuße geht, kann Tsuruga leicht vor der Nacht erreichen. Von Osaka nach Kiyôto zählt man zwölf Ri; von Kiyôto nach Otsu drei; von Otsu nach Hikoneno achtzehn; von Hikoneno nach Tsuruga sieben; im Ganzen vierzig Ri oder hundert englische Meilen. Hiervon muß man, um die Länge der Luftlinie zu messen, die bedeutenden Krümmungen der Straße in den Bergen, sowie die des Kanagawa abrechnen, wodurch sich die Entfernung zwischen Osaka und Tsuruga nicht unbeträchtlich vermindert. Also das Centrum der japanischen Hauptinsel (das Niphon der europäischen Geographen), welche sich in ihrer Diagonale vom vierunddreißigsten zum zweiundvierzigsten Grade nördlicher Breite erstreckt, besteht aus einem großen Binnensee, welchen zwei

schmale Felsketten von den beiden Meeren trennen. Eine eigenthümliche und ich glaube, wenn überhaupt, nur höchst selten vorkommende Gestaltung.

Die Bewohner des nördlichen Gestades treiben Seidenzucht. Die „Kartone" (mit den Eiern) werden nach Otsu und von dort nach Osaka und Hiogo ausgeführt. Vor Kurzem hat eine Gesellschaft eingeborener Kapitalisten einen Dampfschiffsverkehr am See eingerichtet. Sie besitzt drei Boote, welche Morgens von Otsu abgehen und nach vollendeter Rundfahrt Abends zurückkehren. Dadurch rissen sie den ganzen Seehandel an sich. Segelschiffe sind seither verschwunden. In Yokohama fehlt es nicht an Residenten, welche den kühnsten Spekulationsgeist mit einer nicht minder schwunghaften Einbildungskraft vereinigen. Sie sprechen mit Begeisterung von der Fruchtbarkeit des Bodens, von der merkwürdigen Entwickelung der Industrie, von der Uebervölkerung dieser Seegegenden, die sie selbst nie besucht haben. Wenn man sie hört, so sollte man meinen, die Bewohner des Bivasee's harren mit Ungeduld der Kommunikationsmittel, um sich der Schätze ihrer Betriebsamkeit und ihres Bodens zu entledigen. Es ist ein gelobtes Land. Man eröffne es so rasch als möglich europäischer Gesittung und europäischer Spekulation. Die neue Regierung in Yedo hat sich diese Anschauung angeeignet und, wie bereits erwähnt, einen englischen Ingenieur nach Kiyôto geschickt mit dem Auftrage, den Plan einer Eisenbahn zwischen der alten Hauptstadt und Osaka zu entwerfen. Später solle der Schienenweg bis Tsuruga verlängert werden. Es gebührt mir nicht ein Urtheil abzugeben über den möglichen Aufschwung der Industrie, des Handels, der Volkswirthschaft in diesem Theile von Japan; aber ich gestehe, die einsame Wasserfläche, welche Felsen umgeben, mit einigen Reisfeldern und im Norden mit einigen Maulbeerpflanzungen, dies vielbesungene und wenig gekannte Seebecken, dessen Handelsbedürfnissen drei kleine Steamer genügen, entspricht nur wenig dem glänzenden Ideale der Projektenmacher in Yokohama;

und rechtfertigte kaum die schweren Geldopfer, welche sie dem bereits erschöpften Staatsschatze zumuthen wollen.*)

Der Kahn bringt uns nach dem jenseitigen Ufer. Während wir längs dem südlichen Gestade hinrudern, kommen wir an dem Unterbau eines großen Daimioschlosses vorüber. Der Eigenthümer, einer der reichsten und vornehmsten Herren dieser Provinz, zugleich ein begeisterter Fortschrittsmann, erbat sich und erhielt natürlich die Erlaubniß, den Wohnsitz seiner Ahnen dem Erdboden gleich zu machen und das gewonnene Terrain in Ackerland zu verwandeln. Ueberall stoße ich auf die Symptome der Bewegung, welche sich der Geister bemächtigt hat.

Wir nahen dem Ausflusse des Yodogawa aus dem See. Er heißt hier Setogawa, nimmt seinen Lauf zuerst nach Osten, bespült den Fuß der Berge, welche das Bivabecken vom Kiyôtothal trennen, durchströmt sodann die Provinz Udji, nach der er sich dort Udjigawa nennt, biegt hierauf wieder gegen Westen ein, heißt von Fujimi ab Yodogawa und ergießt sich endlich bei Osaka in das Stille Weltmeer. Ein wenig unterhalb seines Austrittes aus dem See bildet er eine kleine Insel und wird dort von dem Tokaido auf zwei Brücken überschritten. Der Ort und diese Brücken entsprechen sehr genau der Beschreibung Kämpffer's.**) Wir fahren unter einer der letzteren durch, gleiten den reizenden Ufern des Setogawa entlang, halten endlich bei einem kleinen Dorfe. Es liegt halb im Laube versteckt am Fuße einer Felswand, hart am Rande des Wassers. Der Felsen ist mit prachtvollen riesigen Bäumen gekrönt. Auf seiner Kuppe trägt er den uralten und hochberühmten Tempel Ishiyama, wörtlich übersetzt der „Granitberg".

---

*) Die Auskünfte über den Bivasee wurden mir von den Bonzen des Midera, vom Vice-Gouverneur von Otsu und von einigen Notabeln dieser Stadt gegeben. Sie stimmen überein mit dem, was ich in Kiyôto und Ishiyama hierüber gehört habe.

**) In seinem oben citirten Werke. Kämpffer passirte die beiden Brücken im Jahre 1691.

Entfernung von Otsu zwei Ri oder fünf Meilen.

Wie die Asakusa in Yedo ist der Tempel der Göttin Kwanon geweiht. Wann wurde er gegründet? Niemand weiß es. Man weiß nur, daß er von jeher bestand. Für das hohe Alter des gegenwärtigen Baues sprechen die höchst einfache Konstruktion, die lichtgraue Holzfarbe, die Abwesenheit jeder Spur von Verzierung an den das Dach tragenden Säulen. Dennoch, nach meinen bisherigen Wahrnehmungen zu urtheilen, glaube ich nicht, daß diese Gebäude älter als das zwölfte Jahrhundert seien. Ein Tempietto mit zwei über einander gestellten, parasolförmigen Dächern, deren unteres in einer Flachkuppel ausgeht, fallen mir auf durch die geschmackvolle Zeichnung und die sinnreiche Geschicklichkeit des Architekten, der es so wohl verstand, die Verschränkung der Balken als Verzierung zu benutzen. Sein Verdienst ist, vom Holze nur zu verlangen was es geben kann. In einem auf Pfeilern hoch über dem Boden erhobenen Häuschen werden die heiligen Schriften aufbewahrt. Die Konstruktion ist einfach, sinnreich und mir ganz neu. Herr Enslie, welcher die Mandschurei und die russischen Niederlassungen im Stillen Weltmeer besucht hat, glaubt in dem kleinen Gebäude die Bauart der sibirischen Bauernhäuser zu erkennen. Wenn dem so ist, welch neues, ungelöstes Räthsel!

Wir stehen auf dem höchsten Punkte des „Granitberges" und unsere Blicke können hier das Nordende des See's erreichen. Wie in Kiyôto bewundern wir die durchsichtigen, klaren, sanften Lufttöne.

Vor dem Tempel begegnen wir drei jungen Damen vom Adel. Sie sind einfach aber elegant gekleidet und wenden bei unserem Anblicke das Gesicht ab, sich so viel als möglich hinter ihren Fächern versteckend. Und hieran thun sie sehr weise. Sie haben ihre Zähne noch nicht schwarz gefärbt, ihre Augenbrauen noch nicht ausgerissen. Ihre Schönheit ist also unwiderstehlich und die weißen Teufel, wenn sie lieben, zudringlich und kühn. So erzählen wenigstens die Beamten. Also man verstecke sich!

Das kleine Dorf Ishiyama ist der Typus eines Wallfahrtsortes. Es besteht aus einer einzigen Reihe von Häusern, welche, an die Felswand gelehnt, sich dem Flusse zuwenden. Fast alle sind Hotels. Vor ihnen läuft eine Allee hin, durchweg winzige Koniferen mit krampfhaft gekrümmten Aesten. Steinerne Laternen und ein paar kleine Altäre erhöhen den geistlichen Anstrich des Ortes. Hier und da sind Bretterbuden aufgeschlagen, in denen Rosenkränze und Bildchen verkauft werden. Letztere stellen die Göttin und ihre Wunder dar. Kinder spielen auf der Gasse, Männer genießen im Schatten der kleinen Pinien der Wollust des Nichtsthuns. Pilger kommen und gehen. Jedermann betrachtet mit stummem Erstaunen, aber ohne alle Feindseligkeit die beiden sonderbaren Wesen, die auf der Veranda eines Theehauses und zwar nicht auf den Fersen, sondern auf Stühlen und an einem Tische sitzen! Dieselben Stühle und derselbe Tisch, deren Bekanntschaft wir in Fujimi gemacht und die uns seither zu unserer großen Bequemlichkeit gefolgt sind. Tiefe Ruhe herrscht in der Luft, auf der Erde und über dem Wasser. Alles athmet die Sanctitas Loci.

Vor Anbruch der Nacht sind wir in Otsu zurück und erhalten sofort den Besuch des Chi-ken-ji, das heißt des Gouverneurs des Ken. Er ist ein schweigsamer, schüchterner junger Herr. Bevor er spricht oder auf unsere Fragen antwortet, sieht er immer mit einiger Aengstlichkeit den Dai-Sanji an, der sein rechter Arm, wahrscheinlich sein Faktotum, sein Mentor und Aufseher ist, das Wesen, welches er sucht und flieht, am meisten fürchtet und am meisten haßt, der Mann, der seine Tage vergiftet, aber ohne den die Tage seiner Statthalterschaft wahrscheinlich gezählt wären. Ein Prachtstück eines hohen Würdenträgers. Dagegen besitzt der Dai-Sanji eine merkwürdige Ungenirtheit und eine nicht geringere Mundfertigkeit. Die beiden ergänzen sich also. Alles in Allem, glaube ich, wird in Otsu gewirkt und gewaltet wie anderwärts. Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er den Verstand. Regierung und Regierte befinden sich dabei den Umständen gemäß.

(26. September.) Um sieben Uhr Morgens erwidern wir den Besuch des Chi-ken-ji. Er bewohnt im Tempel Midera die Gemächer des Oberpriesters. Auch hier hat sich die Regierung einen Theil der Klostergebäude angeeignet. Die Gründe sind die gewöhnlichen: „man braucht Räumlichkeiten für die Bureaux, die Mönche besitzen deren mehr als sie benöthigen. Ueberdies reist der Pontifex häufig umher. Er ist ein Absentist.“ Ich erkühnte mich, den Gouverneur über diesen heiklen Gegenstand zu befragen, und der Dai-Sanji hatte die Güte zu antworten, ungefähr so wie man in andern Ländern ähnliche Fragen erwidert, nur mit größerer Aufrichtigkeit. „Nun“, fragte ich den Gouverneur, „was sagt der Oberpriester? Freut es ihn, Eure Excellenz in seiner Wohnung hausen zu sehen?“ Der Ken-ji sah seinen Sanji mit ängstlicher Miene an. Dieser antwortete lachend: „Nein, aber wir sind die Stärkeren.“

Unsere heutige Tagereise führt uns durch Gegenden, welche, wie man mir sagt, kein Europäer je besucht hat.

Abreise von Otsu um acht Uhr zwanzig Minuten. Richtung Süd-Ost. Ankunft im Dorfe Oiwaki um neun Uhr. Hier verlassen wir den Tokaido, um uns östlich zu wenden. Unser Ziel ist der Ujidistrikt, der den besten Thee in Japan erzeugt. Ich reise zu Pferde und es regnet in Strömen, aber die Luft ist lau und balsamisch. Der Weg führt uns durch den beträchtlichen Flecken Daijingoji. Sein großer Tempel liegt in einem sehr ausgedehnten Hain, den eine weißgetünchte Mauer einfriedet. Die Straße zieht fortwährend durch Dörfer an ummauerten Tempelgründen vorüber. Alles trägt das Gepräge des Wohlstandes und einer alten weit gediehenen Civilisation.

Um elf Uhr Ankunft und Halt in dem gleichfalls ausgedehnten Flecken Tissômura. Weiterreise um Mittag. Eine halbe Stunde später erreichen wir Owaku. Wir steigen am Thore dieses hochberühmten Buddhatempels ab und besehen uns mit Muße seine verschiedenen durch Mauern getrennten Höfe, die Heiligthümer, das Kloster und die Pilgerhäuser. In einer der

großen Hallen ſtehen auf dem Altartiſche die gewöhnlichen Gegenſtände: in der Mitte eine große Vaſe mit einem Baumzweige; vor der Vaſe das Weihrauchgefäß, zu beiden Seiten ein hoher und ein niedriger Leuchter und an den beiden Enden des Tiſches Blumenvaſen, deren Zeichnung von entſchieden klaſſiſcher Schönheit iſt. Hinter dem Altar erheben ſich auf drei iſolirten Fußgeſtellen im italieniſchen Barockſtyle des ſiebenzehnten Jahrhunderts drei hölzerne vergoldete Statuen. Die mittlere iſt koloſſal und ſtellt Shaka dar, den japaniſchen Buddha; die beiden anderen von Naturgröße ſeine beiden vornehmſten Jünger, Anan und Kaſhu. Buddha iſt ſitzend dargeſtellt, aber nicht in der traditionellen Stellung der abſoluten Ruhe; denn hier ertheilt er mit der rechten Hand den Segen. Hinter dem Gotte iſt eine elliptiſche Niſche in Form einer Muſchel angebracht. Sie geht von dem Fußgeſtelle aus und entſpricht der Glorie unſerer Heiligenbilder. Die beiden Jünger ſind in Anbetung verſunken. Anan blickt zum Meiſter empor mit erhobenen gegen einander gelegten, nicht gefalteten Händen. Kaſhu faltet die Hände und neigt den Kopf vorwärts. Ausdruck und Stellung beider habe ich unzählige Male in unſern Kirchen geſehen. In demſelben Saale längs der Wände ſind achtzehn ſitzende Statuen, neun auf jeder Seite, aufgeſtellt. Sie ſind von Naturgröße, gleichfalls aus Holz geſchnitzt und vergoldet. Ich rechne ſie zu den höchſten Erzeugniſſen japaniſcher Skulptur. Sie vereinigen alle Eigenthümlichkeiten dieſes Kunſtzweiges, wie er ſich in Japan entwickelt hat: die Achtung vor der Wahrheit, das feine Naturgefühl, die techniſche Vollendung, das Gefallen am Verzerrten, am Seltſamen, am Grotesken; endlich den humour. Einige dieſer Köpfe ſind zu gleicher Zeit fratzenhaft und naturgetreu, furchtbar und lächerlich. Dennoch läßt ſich ihnen wirklicher Kunſtwerth nicht abſprechen.

Um ein Uhr verlaſſen wir den Tempel. Das Wetter hat ſich aufgeklärt und wir genießen der ſchönen Gegend, die immer dieſelben Elemente wiederholt, zu denen ſich aber jetzt ein mir

neues weniger anziehendes gesellt: die Theepflanzungen. Ein hoher Damm führt durch sie nach dem Ufer des Udjigawa, der hier plötzlich aus einer bewaldeten Schlucht hervorbricht und in die Ebene eindringt, die er vor seiner Mündung in das Meer nicht mehr verlassen wird.

Am entgegengesetzten Ufer liegt Udji, der Hauptort des berühmten Theedistriktes. Eine Fähre bringt uns hinüber. Wir rasten in einem schönen Gasthofe und besuchen dann die Pflanzungen. Nichts kann häßlicher sein. Die steifen Büsche sind schachbrettartig gepflanzt, die Zwischenräume mit Dünger gefüllt; die Luft verpestet.

In Udji verlassen uns die Wächter, um nach Otsu zurückzukehren. Sie machen sich eines schweren Vergehens schuldig, denn sie hatten Befehl uns bis Osaka zu begleiten, aber Herrn Enslie's Beredtsamkeit hat dies Wunder gewirkt und wir athmen freier auf. Man kann sich von der Zudringlichkeit dieser Leute keinen Begriff machen. In Bewegung und in Ruhe wichen sie keinen Augenblick von unserer Seite. Nachts umlagerten sie die Ausgänge unserer Zimmer. Es war eine wahre Gefangenschaft.

Um halb vier Uhr Abreise in einem Flußkahn. Die Ufer treten zurück und werden allmälig flach. Zwischen niederen mit dichtem Gras bewachsenen Inseln gleiten wir sanft hinab, passiren Fujimi unter seiner Brücke und landen, da es dunkel geworden und der elende Nachen sich mit Wasser füllt, gegen sieben Uhr am rechten Ufer des Flusses. Von dort nach Yâvata, wo wir die Nacht zubringen wollen, zählt man einen halben Ri. Unsere Leute sind in einem andern Boote vorausgereist und müssen bereits die Herberge erreicht haben; Herr Enslie bleibt also zum Schutze des Gepäckes im Boote zurück, während ich nach Yâvata gehe, um ihm die Diener zu schicken. Mit einer Laterne versehen, und von zwei unserer Ruderer geleitet, breche ich auf. Die Nacht ist schwarz; der Regen fällt in Strömen; der Weg führt auf einem kaum einen Fuß breiten

Damme hin; unten fließt der Yodogawa; auf der andern Seite breitet sich ein Sumpf aus. Der Boden ist erweicht. Bei jedem Schritte gleite ich aus oder lasse meine Schuhe im Kothe stecken. Endlich ladet mich einer der Männer auf die Schultern. Die Hände auf den Rücken seines Kameraden stützend, der die Laterne trägt und mit dem Fuße die sicheren Stellen sucht und andeutet, bei jedem Schritte strauchelnd, fortwährend in Gefahr in den Strom hinabzurollen, der zu unserer Linken rauscht, oder in den Sumpf, der sich zu unserer Rechten wie ein großes Leichentuch ausbreitet, thut der brave Bursche was er kann, und erreicht allmälig und ohne Unfall das Ende des Dammweges. Die Kavalkade hatte fünfundzwanzig lange Minuten gewährt und mit Vergnügen gewahren wir in der Ferne ein Licht. Es kommt aus dem Gasthause. Dort werde ich mit Freudengeschrei begrüßt. Männer, Frauen, Kinder umringen mich, betrachten den Fremdling mit Erstaunen, bestürmen ihn mit unverständlichen Fragen, überhäufen ihn mit Artigkeitsbezeugungen. In einem Augenblicke, und unerachtet meines Widerstrebens, hat man mir die durchnäßten Kleider coram populo ausgezogen. Ich selbst werde in eine mit heißem Wasser gefüllte Tonne getaucht und hierauf mit kaltem Wasser begossen. Es ist dies die japanische Methode. Ich empfehle sie. Dann werde ich, in eine neue Tunika des Wirthes gehüllt, in das Ehrengemach getragen und auf der Matte niedergelegt. Einige Tassen siedheißen Udjithees stellen die erschöpften Kräfte alsbald wieder her.

Von Otsu nach Yâvata acht Ri oder zwanzig Meilen.

---

(27. September.) Wir schwimmen rasch den Fluß hinab. Um Mittag haben wir die ersten Häuser von Osaka erreicht; um halb zwei Uhr landen wir im Fremdenviertel. Daraus mag man auf die Ausdehnung dieser Großstadt schließen.

* * *

Während die kleine Djonke uns an idyllischen Ufern entlang sanft den Yodogawa hinabtrug, sammelte ich meine Erinnerungen, ergötzte mich im Geiste an den gesehenen Kunstschätzen, dankte meinem freundlichen Glücksstern für den seltenen Genuß — in der That, nur Wenigen ward er zu Theil — und schrieb, am Boden unseres primitiven Kahnes ausgestreckt, folgende Betrachtungen in mein Tagebuch:

Kiyôto, Kamâkura, Yedo besitzen die berühmtesten, reichsten und schönsten Tempel. Die Heiligthümer von Kamâkura wurden theilweise zerstört. Unter den Grabdenkmälern nehmen die der Shiba den ersten Rang ein. Sie sind, mit Taiko-Sama's Schloß und mit seinen beiden Tempeln in Kiyôto, die äußerste und höchste Leistung japanischer Kunst. Rings um die beiden Hauptstädte findet man viele Tempel ersten Ranges. So insbesondere in den Distrikten östlich von Kiyôto, zwischen dem Bivasee und dem nördlichen Eingang in das Yodogawathal. Die Perle ist der Tempel von Owaku. In Nikkô, nördlich von Yedo befinden sich einige Shogungräber, und östlich von Kiyôto, an einem Orte, dessen Name mir entfallen ist, ruhen mehrere Mikado. Ausgenommen diese beiden Nekropolen, welche der Shiba weit nachstehen sollen, habe ich die berühmtesten Denkmale Japans gesehen. Für Kunstthätigkeit in all ihren Zweigen ist Kiyôto weit mehr als Yedo der Herd und Mittelpunkt.

Architektur. Vielleicht läßt sich dies Wort kaum auf japanische Bauten anwenden. Der Tempel, das Schloß, der Palast, das Bürgerhaus, die Hütte bestehen aus denselben Elementen. Ein erhöhter Fußboden — die Vorsicht ist nöthig wegen der Feuchtigkeit des Klima's und der vielen Reptilien; — dann wenigstens vier Vertikalbalken; endlich das sehr schwere Dach. Die Mittelwände sind mit Papier bespannte Kouliffen; die Ringmauer bewegliche Bretterwände, die Nachts aufgestellt werden. Tempel, Schlösser und Yashke sind mit steinernen Mauern eingefriedet, oder mit Palissaden. Alles Uebrige ist durchaus Holzkonstruktion. Es ist die primitivste Bauweise;

sie entspricht aber der Beschaffenheit des Klima's, den Bedürfnissen der Bewohner, den finanziellen Verhältnissen der Nation. Diese Holzbaracken widerstehen weit besser als unsere gemauerten Häuser dem Typhon und den Erdbeben. Der Feuersgefahr sind sie mehr ausgesetzt; aber theilweise oder ganz niedergebrannt, oder durch den Sturm oder Erdbeben umgeworfen und zertrümmert, werden sie in wenigen Tagen und mit wenig Kosten wiederhergestellt oder von Grund auf neu gebaut. Der furchtbare Typhon vom 24. August dieses Jahres, den ich in Hata erlebt habe, verwandelte die niedrig gelegenen Gassen der Vorstadt Takanawa (Yedo) in einen Schutthaufen. Auch in Yokohama, in der europäischen Stadt, besonders auf den Bluffs hatte der Sturm arge Verwüstungen angerichtet. Eines der englischen Regierungsgebäude, die Wohnung des Richters, wurde halb abgedeckt und drohte, trotz seiner festen Mauer, einzustürzen. Die Wiederherstellung wird Monate und bedeutende Summen in Anspruch nehmen. Die japanischen Häuser in Takanawa waren neun Tage nach dem Sturme bereits wieder bewohnbar. Eine Architektur im gewöhnlichen Sinne des Wortes gibt es eigentlich in Japan nicht; aber man thut was man kann und braucht, und man braucht eben wenig; man behilft sich mit dem Material, das man besitzt, und man weiß damit umzugehen. Das Material ist Holz.*)

Skulptur. Ihre größten Leistungen sind, meiner Ansicht nach, die eherne Statue des Daibutsu bei Kamâkura und die hölzernen Standbilder in Owaku; sodann die Figuren der siebenundvierzig Ronin. Auch das Wachskabinet in der Asakusa verdient hier Erwähnung.

Die absolute Schönheit wiederzugeben war das Ziel des

*) Im Frühling 1872 wurde ein großes Stadtviertel von Yedo ein Raub der Flammen. Die Regierung verordnete den Wiederaufbau der Häuser in europäischem Style. Diese Neuerung setzt eine Reform des Klima's voraus, eine gänzliche Umgestaltung der Sitten und Lebensgewohnheiten, endlich Geldmittel, die man nicht besitzt.

Bildhauers im goldenen Zeitalter griechischer Kunst. Sein Ideal war die Darstellung des menschlichen Körpers in seiner vollendeten Schönheit. Die großen italienischen Meister verfolgten verschiedene und komplicirte Zwecke. Auch sie suchten die ideale Schönheit, aber sie schlossen dabei Nebenrücksichten nicht aus. Sie wollten oder mußten ihr Schönheitsgefühl gewissermaßen den herrschenden Ideen der Zeit unterordnen. Zum Beispiel: Michel Angelo wird beauftragt das Grab Julius II. auszuführen. Er vergleicht den Papst mit Moses und Moses wird, unter dem Meißel des Künstlers, das Symbol der göttlichen Offenbarung und übermenschlichen Kraft. Eine Schöpfung einzig in ihrer Art. Aber man kann sie nicht betrachten ohne Schaudern. Unwillkürlich und wie eingeschüchtert durch die Anschauung des Uebernatürlichen, wendet sich der Blick ab. Schönheit und Naturwahrheit wurden da dem Erhabenen geopfert. Der japanische Bildhauer verfolgt andere Zwecke. Er sucht die Seelenstimmungen wieder zu geben: die absolute Ruhe des Shaka (Buddha), die Verzückung oder die tiefe Sammlung der Jünger des Gottes, Furcht, Zorn, Haß, Ueberraschung, Fröhlichkeit, selten zärtliche Gefühle. Der nackte Körper, das große Vorbild und die große Aufgabe der antiken Kunst, läßt ihn kalt. Er gibt ihn nur wieder, wo dies der Gegenstand erheischt; aber dann weiß er die Aufgabe zu lösen. Nicht als ob er den geringsten Begriff von Anatomie hätte; nicht einmal dem Namen nach kennt er sie; verunreinigt ja schon die bloße Berührung eines Leichnams. Aber er hat nackte lebende Körper fortwährend vor Augen. Er sieht wie sie die Muskeln anstrengen, Lasten heben, die Ruder bewegen. Unsere Künstler müssen sich mit Modellen begnügen, deren Stellungen immer gezwungen sind. Daher glänzen seine, in anderer Beziehung unvollkommenen Leistungen durch die unsern modernen Skulpturen so häufig fehlende wahre wirkliche Lebendigkeit. Wie der Maler, wie der Dichter ist auch der Bildhauer Humorist. Aber sein humour offenbart sich weniger in den Stellungen als in

der Wahl des Gegenstandes und im Mienenspiel seiner Figuren. Er übertreibt absichtlich, aber mit Geschmack. In der Darstellung der Thiere ist er unerreicht. Er versteht es ihnen den Ausdruck der menschlichen Gemüthsbewegungen und Leidenschaften zu verleihen. Diese seltsamen Erzeugnisse einer zugleich bizarren, tiefsinnigen und kindischen Phantasie, die sich überdies sehr oft durch eine erstaunliche technische Vollendung hervorthun, erregen die Heiterkeit des Betrachters. Er ist aber auch überrascht und wegen der Ueberraschung kann die Lachlust nicht recht aufkommen; ja sie weicht zuweilen plötzlich einer trüben Stimmung. Darin besteht aber eben das Wesen des humour. Man wird sich zu gleicher Zeit der komischen, der ernsten, der traurigen Seite der Dinge bewußt. Das erzeugt einen Konflikt entgegengesetzter Empfindungen; das Auge wird geschmeichelt, die Neugierde erregt, aber nicht befriedigt. Daher eine leise Spannung des Geistes vereint mit einer angenehmen Bewegung des Gemüthes. Eine Analogie mit gewissen kulinarischen Genüssen: wie das aigre-doux oder das chaud-froid der französischen Küche. Jedenfalls beweist dies im Schooße der nur halb civilisirten Nation eine merkwürdige Verfeinerung.

Goldarbeiten. Bronzen. Am besten haben sich diese Künste in Kiyôto erhalten. Die für die Ausfuhr nach Europa bestimmten Erzeugnisse, wie man sie in Yokohama findet, stehen weit zurück. Der Werth dieser Gegenstände bestand in der Schwierigkeit sie sich zu verschaffen. Mit dieser Schwierigkeit ist auch ihr Werth verschwunden.

Malerei. Ihr Vorwurf sind der Himmel, die Hölle, die Erde und alles Geschaffene. Die indische Theogonie, die von den Ufern des Ganges nach China, von China nach Korea, von dort nach Japan gewandert ist, verlor auf der langen Reise einen Theil ihrer Schreckniſse und fügte sich in das kindische Wesen dieses kindlichen Volkes, welches zugleich lacht und weint. Auch das Rad der Zeit blieb nicht stehen. Auch in Japan haben die Götter die luftigen Höhen des Olymps verlassen,

und wenn sie noch nicht bis zu den untersten Stufen herabstiegen, wenn sich noch kein japanischer Offenbach fand, der sie im Tanze wirbeln ließe zu den profanen Weisen einer frechen Geige, so scheinen ihre Tage darum nicht minder gezählt. Nicht Einem Mann von Rang bin ich begegnet, der über religiöse Dinge nicht genau die Sprache unserer großen Herren des vorigen Jahrhunderts führte: „Shaka! Götter! Bah! Erfindung der Pfaffen! Wir kümmern uns wenig um die Götter und ihre Priester. Derlei Zeug ist gut für das Volk.“ Man begreift, die kirchliche Kunstrichtung findet bei solchen Männern keinen Vorschub. Man fabricirt immer noch und verkauft im Volke massenhaft, um einen halben Tempo das Stück, illuminirte Bilder: Götzen mit rothen oder grünen Gesichtern, die auf Drachen sitzen und Feuer speien, ihre Säbel schwingen, mit einander kämpfen. Aber die Herren im Seidenrock, besonders die Literaten, sind über dergleichen erhaben. Lassen wir also Himmel und Hölle bei Seite — eigentlich sollte ich sagen Himmel und Fegefeuer, denn Buddha kennt keine ewigen Strafen —, und werfen wir einen Blick auf die Gegenwart, auf die Malerkunst, wie sie heute geübt wird; vergleichen wir sie mit den alten Bildern, deren aber keines über das siebenzehnte Jahrhundert zurückzureichen scheint. Alles, was von der Bildhauerei gesagt wurde, findet hier gleichfalls Anwendung, nur mit dem Unterschiede, daß in der Malerei der humour ein weiteres Feld besitzt und sein Reich möglichst auszudehnen sucht. Aber auch hier finden die Uebertreibung und das Gefallen an der Verzerrung in dem Bestreben, die Natur treu wieder zu geben, heilsame Schranken.

In Europa herrscht die Meinung vor, daß die Perspektive den japanischen Künstlern unbekannt sei. Ich habe bereits einige kleinere Gemälde, wahre Meisterstücke aus der Zeit Taiko-Sama's, erwähnt. Sie beweisen das Gegentheil. Wie sollten Künstler, welche die Natur so treu wiedergeben, für die optischen Wirkungen der Entfernung kein Auge haben? Gewiß,

die Regeln der Geometrie und die Geſetze der Perſpektive ſind ihnen unbekannt, gerade ſo, wie die Bildhauer keine Ahnung von Anatomie haben, was ſie aber doch nicht hindert, ſehr korrekt zu modelliren. Wenn die Maler wollten, ſo könnten ſie ohne Zweifel die Landſchaften wiedergeben, wie ſie ſich dem Auge darſtellen. Ich habe die Beweiſe angeführt. In Europa gibt es viele Landſchaftsmaler, welche die Perſpektive nicht ſtudirt haben und doch, inſtinktmäßig oder in Folge des vielen Kopirens, korrekte Zeichnungen liefern. Ich wäre geneigt zu glauben, daß der japaniſche Maler abſichtlich über die Regeln der Perſpektive hinweggeht. Nicht nur bei dem Künſtler, auch in ſeinem Publikum ſetzt die Perſpektive eine gewiſſe geiſtige Anſtrengung und dieſe wieder eine gewiſſe geiſtige Bildung voraus. Nehmen wir an, man zeige einem Bauern eine Vedute ſeines Dorfes: der Brunnen, daneben eine Baumgruppe, über den Wipfeln die Thurmſpitze. Der Bauer, zuerſt verwirrt, wird Mühe haben, ſein Dorf zu erkennen, und das Bild macht ihm offenbar keine Freude. Er vermißt die Kirche, das Gemeindehaus oder ein ſonſtiges Gebäude, auf welches die Dorfbewohner ſtolz ſind. Wenn man ihm erklären will, daß der Brunnen und die Bäume dieſe Objekte verdecken, ſo ſchüttelt er den Kopf. Um ihn zu befriedigen, nimmt der Maler das Dorf von einem Höhenpunkte auf. Hier ſind alle Gebäude ſichtbar; aber er hüte ſich, ſie in der Vogelperſpektive darzuſtellen. Von der Verkürzung hat der Bauer keinen Begriff. Um ihm zu gefallen, muß man gegen die Perſpektive ſündigen. Bei den in Japan ſo beliebten Stilllebenbildern iſt dies noch unvermeidlicher; denn hier handelt es ſich, in einem kleinen geſchloſſenen Raume mehrere Menſchengruppen darzuſtellen. Eine würde die andere verdecken. Man opfert alſo die Geſetze der Optik. Was ich eben ſage, iſt eine Hypotheſe, die wahr oder falſch ſein kann. Nur ſo viel behaupte ich: die japaniſchen Maler kennen oder kannten einſt die Perſpektive.

Es gibt Geſchichts-, Landſchafts- und Fächermalerei. Die

modernen Lackſachen und Porzellanvaſen können nicht für Kunſtwerke gelten. Die Geſchichtsmalerei beſchäftigt ſich, wie bereits erwähnt, mit mythologiſchen Gegenſtänden und verewigt in den traditionellen Formen gewiſſe dem Volke bekannte Ereigniſſe. Hierher gehören auch die Illuſtrationen der beliebten Romane; meiſt anſtändige Darſtellungeu unanſtändiger Situationen. Viele Bilder enthalten nur einen weiblichen Kopf oder eine weibliche Figur. Es ſind immer Porträts, gewöhnlich von Kourtiſanen, welche ihr Verehrer malen ließ. Niemandem würde einfallen, das Bildniß einer Frau blos ihrer Schönheit wegen zu beſtellen, eine Chloe malen zu laſſen, wenn man nicht ihr Daphnis iſt. Derlei Bilder kommen, wie die Vieux-Lack, nur gelegentlich im Handel vor; ſie verdanken, wie geſagt, ihre Entſtehung niemals dem Kultus der abſtrakten Schönheit oder einem künſtleriſchen Gefühle, ſondern ſtets rein perſönlichen Beziehungen.

Die Landſchaften ſtehen unter der Figur; aber als „Geſammtvedute", wenn ich mich ſo ausdrücken darf, haben ſie bedeutenden Werth. Ich beſitze eine zahlreiche Sammlung von illuminirten, ziemlich roh gemachten Bilderbögen, zu welchen die Gaſſen von Yedo die Motive lieferten. Es ſind keine Veduten. Umſonſt ſuchte ich die Orte auf, welche ſie darzuſtellen ſchienen. Dieſe Orte beſtehen nicht; aber der Künſtler gibt den allgemeinen Charakter der Gegend mit merkwürdiger Treue wieder. Häuſer, Brücken, Kanäle, Bäume, die Staffage ſcheinen, ſind aber keine Porträts. Während man dieſe Zeichnungen betrachtet, iſt man in Yedo. Als allgemeine Aehnlichkeit laſſen ſie Beato's ſchönſte Photographien weit zurück.

Beſondere Aufmerkſamkeit verdient die Fächermalerei, weil ihre Erzeugniſſe vom Mikado bis zum armen Kuli durch die ganze Nation verbreitet ſind. Es iſt ein Induſtriezweig und zugleich eine Kunſt. Einige charakteriſtiſche Merkmale der Bildhauerei und der Malerei im Allgemeinen finden ſich auch in ihr vor. Die erſte Aufgabe iſt Wohlfeilheit. Vielleicht gibt es werthvolle und theure Fächer; ich ſah keine. Die in Elfenbein

geſchnitzten, welche in Europa zuweilen als japaniſches Produkt verkauft werden, ſind chineſiſche Arbeit. Die auf Papier gemalten Bilder ſtellen die verſchiedenſten Gegenſtände vor: Scenen aus Romanen, die vier Jahreszeiten, den Fujiyama, Pflanzen und Bäume, die verſchiedenen Beſchäftigungen des Landmannes, die Tempel von Kiyôto und Yedo, Stadtpläne und ſo fort. Mit dieſen Bilderbögen werden die Fächerſtäbe beklebt. Dann gibt es noch eine Menge anderer beliebter Darſtellungen, die in ihrer Einfachheit überaus anmuthig ſind und durch innere Gegenſätze die Neugierde erregen. Gewöhnlich iſt das Hauptobjekt winzig und die Umgebung, der Rahmen ungeheuer. Zum Beiſpiel ein Storch, der einen Fiſch im Schnabel trägt; er ſcheint die Wogen des Meeres mit den Flügeln zu berühren. Der Geſichtskreis entzieht ſich dem Beobachter. Dadurch wird der Eindruck des Unbegrenzten, des Unendlichen hervorgebracht. Auf einem andern Fächer ſieht man den geſtirnten Himmel oder den nächtlichen Himmel; auf dem einen Rande geht die Sonne unter, auf dem andern der Mond auf; zwei oder drei winzige Vögelchen fliegen davon; man frägt ſich, wohin? Die Wirkung iſt immer eine leiſe Spannung des Geiſtes, ein Gefühl der Unruhe; und dieſe Wirkung wird mit den einfachſten Mitteln hervorgebracht, mit einem Stückchen Papier, etwas chineſiſcher Tuſche und zwei oder drei Farben. Die kleinen Meiſterſtücke werden für einige Heller verkauft. Deshalb ſagte ich an einer andern Stelle: Die Kunſt dringt in das Volk.

Es wurde bereits erwähnt, daß in den höhern Klaſſen die Künſte gepflegt werden und daß es ſogar Künſtlerinnen gibt. Zugleich ſprach ich die Anſicht aus, daß dies Kunſttreiben mehr ein geiſtiges Spiel iſt, in welchem es darauf ankommt, auswendig gelernte Motive je nach der Eingebung des Augenblickes zu verwenden. Höchſt wahrſcheinlich gehören dieſe Motive, wenn man einige groteske Darſtellungen von Telegraphenſtangen, Dampfſchiffen und Engländern mit rothen Backenbärten ausnimmt, ſammt und ſonders der Vergangenheit an. Heute wird

nicht mehr erfunden. Die Erfindungsgabe scheint erstorben zu sein, ein untrügliches Zeichen des Verfalles. Um die Dekadenz nachzuweisen, genügt der Vergleich zwischen den modernen Kunsterzeugnissen mit den alten, deren schönste offenbar durch Vermittelung der Holländer in Deshima ihren Weg nach Europa fanden. Auch die Japaner geben den Verfall zu, aber ihre Erklärung ist oberflächlich, wie sie selbst. Die reichen Leute, sagen sie, zahlen nicht mehr wie ehedem. Um zu leben, muß der Künstler viel und daher rasch arbeiten. Er hat nicht mehr Zeit, Gutes zu schaffen. Gerade das Gegentheil ist wahr; die Künstler arbeiten schlecht, werden für ihre schlechte Arbeit schlecht bezahlt und müssen also möglichst viel erzeugen und rasch arbeiten, wodurch die Arbeit nicht besser wird. Die schlechten Preise sind nicht die Ursache, sondern die Wirkung des Verfalles. Uebrigens zahlen reiche Leute zuweilen noch sehr gut, der Beweis: die hohen Preise der schönen Gegenstände, die man in Kiyôto verfertigt. Aber die reichen Leute wollen eben nicht für mittelmäßige Waare die Preise zahlen, welche ihre Großväter für Meisterstücke gaben. Noch ein anderer Grund wirkt hier mit. Ueberall liebt der Mensch das Neue, und die Künstler wiederholen immer wieder und zwar sehr unvollkommen die alten Modelle, deren man nachgerade satt geworden ist. Aber inmitten des Verfalls blieben der Geschmack und ein gewisser Sinn für das, was der Franzose comme il faut nennt: beides Gaben, die nur der Himmel verleiht.

In Japan gibt es weder Ateliers, noch Akademien und Kunsthandlungen. Es scheint, daß sich die Kunst in gewissen Familien vom Vater auf den Sohn vererbt. Daher ihr stereotypes Wesen. Gewöhnlich läßt der Kunstfreund den Künstler rufen, zahlt ihm drei oder fünf Rio monatlich, nährt und beherbergt ihn wohl auch während der Zeit, und erwartet von ihm eine gewisse Anzahl Gemälde, die auf Papier oder Seide ausgeführt zusammengerollt aufbewahrt oder, auf Bambusstäbe geklebt, in der Nische des Ehrengemaches aufgehängt werden.

Gerade so erging es Murillo in Sevilla. Fünf Jahre in diesem, zehn in jenem Kloster, arbeitete er als armer Kostgänger; aber, glücklicher als seine japanischen Brüder, erwarb er im Dunkel der Entbehrung die strahlende Krone der Unsterblichkeit.

---

## VIII.

## Nagasaki.

**Vom 28. September zum 2. Oktober.**

Der Papenberg. — Eingeborene Christen. — Die politischen Zustände in Japan.

(28. September.) Nach einem mit Herrn Gower, dem englischen Konsul und seinen Freunden höchst angenehm verbrachten Tage, schiffe ich mich um Mitternacht an Bord des amerikanischen Steamers New-York nach Nagasaki ein. Ein liebenswürdigerer Mann als der Kommandant, Kapitän Fürber, beschifft nicht die Meere.

---

(29. September.) Um drei Uhr Morgens lichtete die New-York die Anker und fuhr sogleich in „das innere Meer" ein. Bei Sonnenaufgang bin ich am Deck. Zu beiden Seiten steigen kegelförmige Eilande aus den Fluthen empor. Im Süden entwickelt die große Insel Shikoku ihre massigen Bergketten.

Um zwei Uhr sind wir vor Mehara auf Niphon. Das große Feudalschloß des Fürsten von Kishiu zeigt nur seine weitläufigen Ringmauern mit den thurmähnlichen Portalen. Die Menge der Bewaffneten am Gestade und an den Zugängen der Burg beweist die Anwesenheit des großen Daimio. Nahebei liegt das Han, die Hauptstadt seiner Staaten. An Bord fragt man sich, ob all dies in Folge der Yedoer Dekrete wirklich zusammenstürzen werde, wie die Mauern von Jericho.

Während die New-York ihre zehn Meilen die Stunde gewissenhaft zurücklegt, zeigt die Landschaft auf beiden Ufern immer dieselben Elemente, aber ihre mit Recht gepriesene Schönheit ist unbeschreiblich. Das Meer, heute spiegelglatt, wird abwechselnd zum Flusse und zum See. Von allen Seiten ragen zahllose erloschene Vulkane in die Luft empor. An ihrem Fuße Geröll von schwarzen Lavablöcken, dem sturmgepeitschten plötzlich versteinerten Ocean ähnlich. Die Abhänge der Bergkegel bis an den Scheitel mit der üppigsten Vegetation bedeckt; die Wände der Schluchten durch Menschenhand in trefflich bebaute Terrassen verwandelt; auf jeder Felskuppe der landesübliche grüne Federbusch; auf dem Grate der Berge die gleichfalls stereotype Reihe von Bäumen, zwischen deren Stämmen der Himmel durchblickt. Verglichen mit den Bergen sind diese Bäume kolossal, während doch erstere, weil durch das Prisma einer feuchten und zugleich duftigen Atmosphäre betrachtet, ferner und höher aussehen als sie sind. Es ist eine optische Täuschung, welche sich in den Bildern der japanischen Landschaftsmaler so häufig wiederfindet. Ein Berg scheint dem Auge mehrere tausend Fuß und die seinen Scheitel krönenden Bäume mindestens halb so hoch. Wie bizarr! Am Ufer, im Hintergrunde unzähliger kleiner Buchten, schimmern Städte, Marktflecken, Fischerdörfer. Vor Anker liegen Hunderte von Djonken. Ueber den Häusern steigen die Berge empor. Die in den Fels gemeißelten Stufen führen zum Tempel, der immer auf halber Höhe im Gehölze liegt. Die feierlichen Trauertöne der Posaune oder des die Götter rufenden Gong dringen zuweilen an unser Ohr, werden von den Felsufern zurückgeworfen, verhallen allmälig über der stillen, weiten Wasserfläche.

---

(30. September.) Die wegen ihrer Naturschönheit berühmte Meerenge von Shimonoseki*) durchschifften wir leider

*) Im Jahr 1864 fand hier das bekannte Bombardement durch die französisch-englischen Geschwader statt.

in der Nacht, drei Stunden vor Sonnenaufgang. Dagegen ist die heutige Tagereise noch reicher an zauberischen Bildern. Das Meer und der Gesichtskreis erweitern sich. Im Süden erscheinen die phantastischen Umrisse der Insel Firando, wo einst der heilige Franciskus Xaverius wirkte; im Hintergrund thürmen sich die Bergmassen der jetzt politisch so bedeutsamen Insel Kiushiu. Ringsum ein Archipel kleiner Felseilande. In viele hat das Meer Höhlungen und Tunnel gebohrt. Selbst bei ganz stillem Wetter brechen sich die Wogen an den Wänden, steigen schäumend hinan, verschwinden mit dumpfem Gebrülle in den Grotten. Eine dieser Klippen ist weiß gestreift: als wir nahen, sehen wir Tausende von weißen Seevögeln, die in den senkrechten Felsspalten nisten. Eine andere, ein nackter Block mit einer Baumgruppe am Scheitel, reißt ihre schwarze Silhouette vom lichten Hintergrunde des Himmels ab: ein Riesenkopf mit struppigem Haar, von Meisterhand mit Kohle auf weißes Papier gezeichnet.

Wir sind am Eingange der Bai von Nagasaki und steuern durch ein Labyrinth von Inseln. Hinten, wie ein grüner Vorhang, hohe langgestreckte Bergmassen. Eine der Inseln ist der Papenberg. Ueber seine Felswand herab wurden viertausend Christen in das Meer gestürzt.*) An jenem Tage, an dieser Stelle ward die wirkliche Civilisation Japans in der Wiege ertränkt. Heute halten die europäischen Residenten ihre Picknick am Papenberg. Von den viertausend Märtyrern wissen sie nichts.

Um fünf Uhr geht die New-York auf der Rede von Nagasaki vor Anker. Die Stadt liegt amphitheatralisch; das europäische Viertel, zu dem das Terrain dem Meere mit großen Kosten abgerungen wurde, am östlichen Gestade der Bai. Auf einer Anhöhe steht die katholische Kirche, neben ihr eine riesige Akazie; auf einem anderen Hügel das brittische Konsulat, ein

*) 1638.

stattliches Gebäude. Im Hintergrunde der Bucht liegt die ehemalige holländische Faktorei Deshima und jenseits dieses kleinen Eilandes die Stadt der Eingeborenen. Das Ganze stelle man sich in dem grünen Rahmen hoher Berge vor. Das Meer sieht hier ganz wie ein Landsee aus. Mehrere Kriegsschiffe von verschiedener Flagge, mehrere große Kauffahrteischiffe und viele Djonken beleben die Rhede.

In Yedo und Hiogo verließ ich den Herbst; hier finde ich den Sommer wieder. Auf Deck unseres Steamers sitzend, die laue balsamische Landluft mit vollen Zügen einathmend, ergebe ich mich dem unbeschreiblichen Zauber einer tropischen Nacht. Die leicht bewegte Luft führt uns Wohlgerüche zu aus dem nahen Wald und von Zeit zu Zeit von dem englischen Panzerschiffe Ocean Töne ferner Musik. Ich vernehme God save the Queen, Weber's „Einladung", verschiedene Tanzweisen. Ein Hauch aus Europa!

(1. Oktober.) Spaziergang in der Stadt. Die heute wegen des Sonntages geschlossenen Kaufläden und Magazine befinden sich in den unteren Gassen des Fremdenviertels. Die Wohnhäuser und ihre Gärten nehmen die Schluchten und die Anhöhen ein. Hier wie in Yokohama und Hiogo wird über Stockung der Geschäfte geklagt. Dagegen herrscht das ganze Jahr über im Hafen bedeutender Verkehr. Die Schiffe der englischen, der französischen und nordamerikanischen Stationsgeschwader in den chinesischen Meeren kommen und gehen, und die Dampfer der Pacifikgesellschaft laufen regelmäßig an.

Die Kirche, welche von Priestern der Missions étrangères de Paris versehen wird, fand ich mit Matrosen des „Ocean", meist Irländern, gefüllt. Außer ihnen drei Männer vom Civil, mich eingerechnet, und keine Frau.

Die ehemalige holländische Faktorei auf Deshima*) kann

*) Gegründet 1638, aufgehoben 1858 in Folge der Verträge, welche den Hafen von Nagasaki allen Nationen eröffnet haben.

man in drei Minuten ihrer ganzen Länge nach durchwandeln. Breit ist sie nur wenige Schritte. Vor dreizehn Jahren zerstörte eine Feuersbrunst die alten Häuser. Ein einziges, heute das holländische Konsulat, blieb unversehrt. Die Faktorei wurde seither wieder aufgebaut, aber die neuen Gebäude sind unansehnlich und bieten wenig Interesse. Dies winzige Eiland war der Wohnsitz oder vielmehr das Gefängniß der holländischen Kaufleute. Sie durften es nie verlassen und lebten unter fortwährender Bewachung. Die traurige Rolle, welche die Glieder der Faktorei während der großen Christenverfolgung spielten, ist bekannt. Wenn nicht zu ihrer Entschuldigung so doch als Erklärung kann man religiöse und politische Antipathien anführen (die Missionäre waren katholische Priester aus Portugal und Portugal stand damals unter der Krone Spaniens, mit welcher sich die General-Staaten in Krieg befanden), Brotneid und den Wunsch, die Portugiesen aus ihren Niederlassungen zu verdrängen. Einige katholische Schriftsteller erzählen, die holländischen Kaufleute seien die wahren Urheber der Verfolgung und Ausrottung der katholischen Christen gewesen. Diese schwere Anklage blieb bisher unerwiesen. Daß sie aber die katholischen Missionäre bei dem Shogun als politische Agenten des Königs von Spanien verdächtigten und dadurch zur Christenverfolgung mittelbar Veranlassung gaben, steht außer Zweifel. Um nicht in den Untergang der Märtyrer verwickelt zu werden, bemühten sie sich den Japanern die Verschiedenheit zwischen ihrem Bekenntnisse und dem katholischen Glauben begreiflich zu machen und erlangten hierdurch das äußerst einträgliche Monopol des europäischen Handels. Durch mehr als zwei Jahrhunderte übten sie es aus. Dagegen war ihre Wohnung ein Gefängniß, ihr Leben eine Qual. Wie vermochten sie sie zu ertragen? Nur der magische Reiz, den das Gold auf den Menschen ausübt, gibt die Erklärung. Alle vier Jahre mußte die Faktorei Delegirte nach Yedo an den Shogun, zuweilen auch an den Mikado in Kiyôto entsenden. Ich habe mehrmals des Doktors Kämpffer erwähnt, der in

Deshima als Arzt angestellt war und ein treffliches Buch über Japan verfaßte. Er hinterließ uns eine lebendige Darstellung seiner Gesandtschaftsreisen. Die Genauigkeit, mit welcher er die Oertlichkeiten beschreibt (ich konnte mich hiervon selbst überzeugen), gibt ihm Anspruch auf Glaubwürdigkeit, wo er Thatsachen erzählt. Der Delegat oder Botschafter der Faktorei und sein Gefolge reisten in geschlossenen Norimon und wurden förmlich als Staatsgefangene behandelt. Man gab ihnen gewisse Ehren, verhinderte sie aber in der Regel, das Land und die Monumente zu besehen. Nur durch List und mit Benutzung eines jeden günstigen Augenblickes gelang es Kämpffer Erkundigungen einzuziehen und die Zeichnungen zu skizziren, mit welchen er sein Buch geschmückt hat. Während der Audienzen beim Mikado (oder beim Shogun) saßen der Kaiser und seine Gemahlin, den Fremdlingen unsichtbar, hinter einem Gitter. Die Herren der Gesandtschaft, nicht der Gesandte selbst, den man hiervon dispensirte, mußten Komödie spielen, in holländischer Sprache reden, mit einander zanken und sich balgen, Betrunkene vorstellen und tanzen. Allgemein wird behauptet, daß sie sich auch herabließen, das Krucifix mit Füßen zu treten. Kämpffer schweigt über diesen Punkt, und so lange der Beweis nicht geliefert ist, verlangt die Billigkeit die Sache wenigstens zu bezweifeln. Jedenfalls geschah es sehr häufig während der Epoche der Christenverfolgung und bis in die neuere Zeit, daß diese „Ceremonie" in Gegenwart der holländischen Kaufleute stattfand. Die Sanji, als Herren von Stande, die zu leben wissen, baten sie während der „Ceremonie" wegzublicken. In den letzten Jahren, welche der Eröffnung des Hafens von Nagasaki und der Auflösung der Faktorei vorausgingen, waren die erwähnten burlesken Aufführungen außer Uebung gerathen. Die Neugierde der Shogune und der Mikado war hinlänglich befriedigt. Sie wußten, wie die Holländer sich Grobheiten sagen, betrinken und tanzen. Zur Ehre der niederländischen Regierung werde hier bemerkt, daß sie es war, welche bei ihren

letzten Verhandlungen mit dem Shogun die Abschaffung „der für das Christenthum beleidigenden Praktiken" verlangt und vertragsmäßig festgesetzt hat.

Am Bazar kann man die einst berühmten Porzellanvasen von Nagasaki sehen. Heute werden sie in ungeheurer Zahl nach den Vereinigten Staaten und Europa ausgeführt. Bald dürften sie die Logen der Portiere schmücken und aus den Salons verschwunden sein.

Das englische Konsulat ist ein geräumiges reich möblirtes Haus. Als ich eintrat, glaubte ich mich in einem eleganten countryhouse in Alt-England. Es war Tiffinszeit. Der Chi-ken-ji, sein Dai-Sanji mit den Dollmetschern, Kapitän Hewitt vom Ocean, und die verschiedenen Konsuln sind an der Tafel des Herrn Annesley versammelt. Man spricht von dem neuen Reformprogramm und überhäuft den Gouverneur mit Fragen: „Was sagt die öffentliche Meinung dazu? Wird die Regierung auf Widerstand stoßen? Wird es zu Aufständen kommen? Und die Daimio! Sind sie wirklich so gutmüthig, die ihnen aufoktroyirten Opfer zu bringen? Oder bleiben alle diese schönen Verordnungen beschriebenes Papier?" Der Gouverneur und seine Dai-Sanji erwidern buchstäblich, was mir die Minister und Oberbeamten in Yedo, in Kiyôto, Osaka, Otsu und Hiogo geantwortet haben. Alles wird trefflich von statten gehen, die Reform in drei Jahren vollendet sein. Offenbar regeln diese Funktionäre ihre Sprache nach den Vorschriften der Regierungsmänner in Yedo. Aber werden die Daimio gehorchen? Werden sie, in pflichtschuldiger Ausführung der neuen Hofdekrete, den politischen und finanziellen Harakiri an sich vollziehen? Hierüber sind die Ansichten getheilt. Bis jetzt scheinen die Minister des Mikado noch nicht gewagt zu haben, von den Häuptlingen der großen Klane die Ausführung der neuen Dekrete zu verlangen. Als Beispiel erzählt man folgenden bezeichnenden Vorfall, der hier vor einigen Tagen stattfand. Es sollte das Telegraphenseil, welches Nagasaki mit Shanghai ver-

binden wird, unweit Nagaſaki gelandet und befeſtigt werden. Die Geſellſchaft bewarb ſich in Yedo um die nöthige Ermächtigung, aber die Regierung erwiderte, die Kompagnie habe ſich in dieſer Sache an den Landesfürſten zu wenden, auf deſſen Gebiet das Seil gelegt werden ſollte. Nun iſt aber dieſer Herr der Fürſt von Hizen, das heißt Haupt eines der vier großen Klane, welche die Revolution von 1868 angeſtellt und durchgeführt haben, und welche ſie heute ausbeuten. Wie ſtimmt dies mit der Abſchaffung der Daimiate?

Auf der andern Seite liegen viele thatſächliche Beweiſe vor, daß die Ideen des Fortſchrittes und der Reform mit jedem Tage an Boden gewinnen. Ein Daimio hat, wie oben erzählt wurde, ſein Schloß abgetragen, um den Baugrund in Aecker zu verwandeln. Hier ſieht man ſeit einigen Tagen mit Vergnügen weniger Zweiſchwertmänner in den Gaſſen umherlaufen. Die Samurai fangen an unbewaffnet auszugehen oder nur mit Einem Schwerte; ſie fügen ſich der neuen Vorſchrift, um nicht ihre Reisrationen einzubüßen, einige weil ſie wirklich den neuen Ideen huldigen. Jedenfalls gibt es ſeither weniger Raufhändel und für die wenigen hier lebenden Europäer größere Sicherheit. Ueberhaupt gähren jetzt ſonderbare Gedanken in den japaniſchen Köpfen. So ſagte unlängſt ein vornehmer Herr zu einem der hieſigen Konſuln: „Wir haben Bogen und Schild gegen die Kanonen und Flinten der Europäer vertauſcht, weil wir die Ueberlegenheit ihrer Waffen erkannten. Vielleicht kommt der Tag, wo wir auch Eure Religion annehmen.“ Eine merkwürdige Rede, die in zwei Worten die Oberflächlichkeit und den Leichtſinn der japaniſchen Neuerer bloßlegt. Sie ſind bereit dem ſogenannten Fortſchritt Alles zu opfern: Sitten, Traditionen, Geſetze, Verfaſſung, ja ſelbſt die Religion. Sie ahnen nicht, daß jede Religion den Glauben vorausſetzt und daß der Glaube aus den Tiefen des Gemüthes entſpringt, nicht aber aus den vorübergehenden Beziehungen zwiſchen materiellen Vortheilen und der wechſelnden Laune des Tages. Und dennoch

geht vielleicht die Weissagung in Erfüllung. Ein geistreicher Mann, ein Diplomat in Yokohama, sagte mir: „In weniger als fünfzig Jahren wird sich Japan vielleicht zum Christenthum bekehrt haben." Möglich. Die Neuerer, welche die Götzenbilder gewaltsam zerstören und nichts an deren Stelle setzen, schaffen die Leere, das Nichts, und aus dem durchbohrenden Gefühle des Nichts kann vielleicht die Sehnsucht, der Drang nach der Wahrheit hervorgehen. Die Geschichte kennt solche Beispiele. Ich zweifle aber, daß die Wege, welche der Radikalismus zu wandeln pflegt, die Verachtung des Rechtes, die oberflächliche Nachahmung europäischer Zustände, Moden und Dinge, die Nivellirungs- ja die Zerstörungssucht und despotische Willkür, ich bezweifle, daß diese Wege zum Christenthum führen.

---

Als kurze Zeit nach dem Abschlusse der Verträge die Priester der Missions étrangères de Paris in diesem Theile des „fernsten Osten" ankamen, wußte man nicht, daß es überhaupt noch eingeborene Christen gab. Man glaubte vielmehr, die großen Verfolgungen im siebenzehnten Jahrhundert hätten das Werk Franciskus Xaverius' vollkommen zerstört. Erst drei Jahre nach ihrer Niederlassung in Nagasaki erfuhren die französischen Patres, daß im Innern der großen Insel Kiushiu mehrere Dörfer, darunter der beträchtliche Marktflecken Urakami, letzterer nur wenige Ri von Nagasaki entfernt, von Christen bewohnt seien. Die Missionäre begaben sich dahin und übten ihr Amt, bis ihnen ihr geistlicher Vorgesetzter, der apostolische Delegat in Yokohama Mgr. Petitjean, auf den Wunsch des französischen Gesandten untersagte, die Vertragsgrenzen zu überschreiten, das heißt das den Fremden vertragsmäßig als Aufenthalt gestattete Gebiet zu verlassen.

Also unerachtet der grausamsten Verfolgungen, obgleich allen geistlichen Trostes beraubt, — denn seit 1638 hatte kein Missionär den Fuß auf japanischen Boden gesetzt, — blieben

die Chriſten ihrem Glauben treu, bewahrten unter ſich, obgleich verdunkelt und entſtellt, die Haupt-Dogmen der chriſtlichen Religion und empfingen das Sakrament der Taufe. Die Männer, welche es ſpenden, heißen Täufer, und das Amt iſt in gewiſſen Familien erblich. Auch einige alte Gebetbücher fanden ſich vor; wahrſcheinlich von Franziskanermönchen herrührend, da ſie die Anrufung des Heiligen dieſes Ordens enthalten. Später erfuhr man, daß ſich auch auf den Gotoinſeln und an der Südweſtſpitze von Nipon in vielen Gemeinden das Licht des Glaubens erhalten habe, allerdings getrübt durch Unwiſſenheit, Aberglauben und heidniſche Gebräuche. Ein neuerliches Edikt der Regierung verurtheilt die chriſtlichen Bewohner eines Dorfes bei Yedo zu ſchweren Strafen und liefert dadurch den Beweis, daß die chriſtliche Religion bis in dieſe von dem Schauplatze der apoſtoliſchen Thätigkeit der erſten Miſſionäre ſo entlegene Gegend gedrungen ſei. Man erklärt dies durch die Vermuthung, daß die Regierung zur Zeit der großen Verfolgungen die Chriſten, wie gegenwärtig, nach verſchiedenen Punkten des Inneren deportiren ließ. Zwiſchen dem erſten Erſcheinen des heiligen Franciskus Xaverius und der Schlußkataſtrophe am Papenberg verfloſſen neunzig Jahre; die Epoche der großen Bekehrungen umfaßt kaum ein halbes Jahrhundert, und dennoch, ungeachtet periodiſch wiederkehrender Verfolgungen und unausgeſetzter Plackereien, erhielt ſich die chriſtliche Tradition bis auf den heutigen Tag.

Gegen Ende 1869 verbreiteten ſich in Yokohama dunkle Gerüchte von neuen Chriſtenverfolgungen auf den Gotoinſeln. Sir Harry Parkes, welcher an Bord eines Kriegsſchiffes eben die neu eröffneten Vertragshäfen beſuchte, begab ſich ſogleich nach Goto. Ich weiß nicht wie er die Dinge dort fand, aber auf der Rückreiſe war er in Nagaſaki Zeuge der grauſamen Behandlung, welche den chriſtlichen Bewohnern von Urakami widerfuhr. Am Neujahrstage 1870 wurden viertauſend Menſchen, Männer, Weiber, Greiſe und Kinder, ihren Wohnſtätten

entriſſen, geknebelt an Bord einiger Djonken gebracht und nach unbekannten Orten abgeführt. Sir Harry Parkes gab ſeiner Entrüſtung durch eine energiſche Proteſtnote an den Miniſter des Aeußeren Ausdruck. Den Statthalter von Nagaſaki erſuchte er, in Erwartung neuer Befehle, die Einſchiffung der unglücklichen Opfer aufzuſchieben. Der Chi-ken-ji entſchuldigte ſich jedoch mit ſeinen Weiſungen, die in der That gemeſſen waren, und Sir Harry eilte nach Yokohama zurück. Die Trauerkunde von Urakami war dort bereits vor ihm angekommen, und die Mitglieder des diplomatiſchen Korps hatten unter dem erſten Eindruck, ohne ſich mit einander vorläufig zu verſtändigen, gegen die Greuelthat Verwahrung eingelegt. Man erwartete nur den brittiſchen Geſandten, um einen Geſammtſchritt zu thun. Jetzt begaben ſich ſämmtliche Miſſionshäupter nach Yedo und traten dort zu einer Konferenz zuſammen, welcher auch Sanjo, als Erſter Miniſter, und Iwakura, noch nicht Miniſter aber ſchon die Seele der Regierung, als Mitglied des großen Rathes beiwohnten. Der engliſche Geſandte erzählte, was er mit eigenen Augen geſehen, ſprach aber mit größter Zurückhaltung und in den ſchonendſten Ausdrücken. Er wende ſich, ſagte er, an die Gefühle der Menſchlichkeit des Mikado und ſeiner erſten Räthe. Auch aus Rückſichten der Klugheit würden ſie den üblen Eindruck vermeiden wollen, welchen ähnliche Maßregeln in Europa hervorrufen müßten. Mit den neuen ſo löblichen Reformbeſtrebungen ſtänden ſie jedenfalls in grellem Widerſpruche. Herr Outrey ſprach mit Wärme von den lebhaften Sympathien Frankreichs für ſeine Glaubensgenoſſen. Uebrigens ſtellte er ſich auf den Boden, den ſein engliſcher Kollege gewählt hatte. In ſehr energiſcher Weiſe redete Herr Delong, der Geſandte der Vereinigten Staaten, den verfolgten Chriſten das Wort. Hierauf nahm Iwakura das Wort. Den Reklamationen der Diplomaten ſtellte er die Beſchwerden ſeiner Regierung entgegen. Die ſchwerſten Anklagen wechſelten mit den geringfügigſten, man könnte ſagen, mit kindiſchen Beſchuldigungen. Der Zweck

war offenbar, den Christen politische Verbrechen zur Last legen.

„Die (eingeborenen) Christen", sagte er, „weigern sich, dem landesüblichen Gottesdienst Theil zu nehmen. Damit gehen sie einen Akt der Rebellion gegen den Mikado, den S der Götter, das Oberhaupt der von den Christen verschmäh Staatsreligion.

„Die Christen unterlassen, die für Schmückung der Alt bestimmten Blumen zu liefern.

„Sie vermeiden es, unter der Furca (die Furca ist, bereits gesagt, das äußere Tempelthor), und durch die Tem haine zu gehen.

„Sie erkennen fremde Priester als Vorgesetzte an verweigern der kaiserlichen Obrigkeit den schuldigen Gehors

„Dem Brauche entgegen, lassen sie die Bonzen nicht bei Geburt ihrer Kinder, bei Eingehung der Ehe und bei gräbnissen. (Das heißt, sie verweigern den Bonzen die ähnlichen Anlässen erhobenen Sporteln.)

„Endlich und hauptsächlich seien sie Verschwörer, denn halten geheime Versammlungen; Rebellen gegen das Sta und Religionsoberhaupt, gegen die Gesetze und Gebräuche Landes."

Die Vertreter der Mächte widerlegten diese Behauptu und forderten, daß die deportirten Christen nach ihren W sitzen zurückgebracht würden. Dagegen versprachen sie, im vernehmen mit Mgr. Petitjean dafür zu sorgen, daß kein ka lischer Priester die Vertragsgrenzen ferner überschreiten, bei den christlichen Bevölkerungen die Seelsorge ausüben we

Sanjo und Iwakura verlangten, sich vorerst mit i Kollegen zu besprechen. Die Sitzung wurde also aufgeho Aber die Entscheidung ließ nicht auf sich warten. Sie la abschlägig. Die beiden japanischen Staatsmänner kamen Yokohama, um sie den Diplomaten zu eröffnen. „Man k nicht eine Maßregel zurücknehmen, welche der Monarch gebi

habe, welche bereits vollzogen sei, welche sich der Zustimmung des Landes erfreue. Es wäre eine Verminderung des kaiserlichen Ansehens, eine Herausforderung der öffentlichen Meinung. Mit einem Worte, das Verlangen der Gesandten sei unzulässig." Hierbei blieb es. Eine letzteren gleichzeitig überreichte Denkschrift sagt:

„Die Regierung des Mikado bedauere, daß gewisse Maßregeln, welche gegen einige Unterthanen des Mikado ergriffen werden mußten, das Mißfallen der fremden Minister erregt hätten.

„Die Regierung lege zu großen Werth auf die Pflege der Beziehungen mit den auswärtigen Mächten, um nicht alle gewünschte Auskunft zu geben, jedem möglichen Mißverständnisse vorzubeugen.

„Die japanische Regierung werde nie Menschen ihres Glaubens willen verfolgen, so lange diese nicht, wie dies der Fall in Urakami gewesen, die Absicht verrathen, sich gegen die bestehenden Gesetze aufzulehnen.

„Die Regierung mische sich nie in Religionsangelegenheiten ihrer Unterthanen. Mehrere Fremdlinge, die als (protestantische) Missionäre hierhergekommen, seien in den japanischen Staatsdienst getreten und lehren Wissenschaften und fremde Sprachen in den öffentlichen Schulen. Der Verbreitung fremder Bücher, selbst wenn sie von religiösen Fragen handeln, werde kein Hinderniß in den Weg gelegt. Viele solcher Bücher wurden in die Landessprache übersetzt und seien in den Buchhandlungen zu finden. Alles Beweise von der Freisinnigkeit und Duldsamkeit der Regierung in Fragen der religiösen Ueberzeugungen.

„Wenn aber unsere Unterthanen sich taufen lassen in der Absicht, ungescheut Verschwörungen anzuzetteln und die Verachtung der Grundgesetze des Reiches frech zur Schau zu tragen; wenn ganze Gemeinden dem Mikado den Gehorsam verweigern und ihre Katechisten (die Täufer) ihnen den Schutz der Fremden

in Aussicht stellen, dann allerdings könne die Regierung nicht unthätig bleiben. Zum Schutze des Ansehens, der Ehre, der Machtfülle des Kaisers müsse sie die nöthigen Maßnahmen ergreifen, seine verirrten Unterthanen mit Gewalt zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten nöthigen. Diese Pflicht werde den Ministern auferlegt durch die Macht der Umstände, die Erbitterung der öffentlichen Meinung, durch die Erinnerung an die traurigen Vorgänge, zu welchen vor zwei Jahrhunderten das Auftreten der katholischen Missionäre die Veranlassung gab. Noch heute verlange die allgemeine Stimme, daß ähnliches Unheil nicht wieder gestattet, die Unabhängigkeit der Nation nicht wie damals wieder gefährdet, der Thron nicht dem Untergange nahe gebracht werde."

So endigte diese Verhandlung mit einer kategorischen Abfertigung. Sie hatte kein anderes Ergebniß, als die Schwächung des moralischen Ansehens der fremden Gesandten und die von letzteren übernommene Verpflichtung, den katholischen Missionären die Ausübung ihres Apostolats außerhalb der engen Vertragsgrenzen zu untersagen.

Es geschah bereits der energischen Sprache Erwähnung, welche der Gesandte der Vereinigten Staaten in jener denkwürdigen Konferenz geführt hat. Präsident Grant, theils unter dem Einflusse der Bibelgesellschaften, theils in einer Anwandlung edler Entrüstung, billigte nicht nur Herrn Delong's Benehmen, sondern erklärte sogar die Absicht, mit Frankreich ein Einschreiten zu Gunsten der japanischen Christen zu verabreden. In der That machte das Kabinet von Washington in Paris und London Eröffnungen in diesem Sinne. Der bald darauf zwischen Frankreich und Deutschland ausgebrochene Krieg brachte die Angelegenheit in Stockung.

Die japanischen Minister hatten auf das Feierlichste versichert, daß die christlichen Deportirten gut behandelt würden. Bald erfuhr man das Gegentheil. In kleine Banden getheilt, waren diese Unglücklichen auf verschiedene Punkte der großen

Insel (Niphon) zerstreut, einzelnen Daimio zur Bewachung überliefert oder nach der Umgegend von Kiyôto und Yedo geschleppt worden. Sie schmachteten in dunklen Löchern und wurden behandelt wie das Vieh. Die wenigen, welche unter diesen Leiden ihren Glauben abgeschworen hatten, erhielten die Erlaubniß, sich den Tag über als Arbeiter zu verdingen; die Widerspenstigen, nämlich die in ihrem Glauben treu Ausharrenden, blieben Tag und Nacht eingekerkert. Die Einen wie die Andern erhielten eine spärliche Ration an Lebensmitteln, gerade hinreichend, um sie vor dem Hungertode zu bewahren. So lauten die hier gewissenhaft und ohne Uebertreibung gegebenen Auskünfte, welche man zuerst durch einen amerikanischen (protestantischen) Missionär erhielt, und die ein von Sir Harry Parkes auf Kundschaft ausgesandter Konsulatsbeamte bestätigte. Uebrigens besuchte dieser Agent nur drei Orte, wo sich gefangene Christen befanden. In zweien wurden sie, seiner Aussage nach, mit einiger Menschlichkeit behandelt.*)

Man versichert, daß zu Ende des vorigen Jahres ungefähr ein Drittel der Deportirten aus Urakami dem Hunger, der Kälte, Krankheiten und moralischen Qualen erlegen waren. Vielleicht, hoffentlich aber nicht wahrscheinlich, ist diese Angabe übertrieben. Gewiß ist, daß der Tod die Reihen der Märtyrer lichtet. Einige Wenige haben ihren Glauben abgeschworen. Dafür, wie bereits erwähnt, durften sie unter Tages ihre verpesteten Kerker verlassen. Während der Nacht wurden sie wieder eingesperrt. Die übrigen, die große Mehrzahl, würdige Söhne der Märtyrer des siebenzehnten Jahrhunderts, geben das erbauliche Beispiel der christlichen Standhaftigkeit und Treue.

Das in den Einzelnheiten bisher wenig bekannte Benehmen der fremden Minister erfuhr verschiedene Beurtheilung. Die

*) Später scheint die Regierung ihre grausamen Maßregeln etwas gemildert zu haben. Ein Dekret vom 2. März 1872 verordnete die Heimsendung der abtrünnig gewordenen Christen. Die Treugebliebenen schmachten nach wie vor im Gefängniß. Viele hat der Tod erlöst.

europäischen Kaufleute waren es wohl zufrieden, daß jede den Handel störende Verwickelung glücklich vermieden wurde. Einige erhoben sich zu einem humanitären Standpunkte. Als Menschenfreunde tadelten sie die Schwäche, welche die Vertreter der Mächte an den Tag legten. Letztere hätten sämmtlich genau dieselbe und zwar eine drohende Sprache führen sollen; dann hätte die japanische Regierung nachgegeben, die Minister sich das wohlfeile Verdienst erworben, viertausend arme Teufel zu retten; sie hätten sich die Demüthigung erspart, unter ihren Augen harmlose Leute zu Tode quälen zu sehen, unschuldige Opfer ihres religiösen Fanatismus und des politischen ihrer Henker. Endlich gibt es in Yokohama auch einige wenige gläubige und eifrige Christen, Katholiken und Protestanten. Diese beweinten das schreckliche Loos ihrer Glaubensbrüder und machten die Häupter der Gesandtschaften dafür verantwortlich. Auch sie meinten, ein kräftiges Auftreten hätte den Widerstand der japanischen Regierung gebrochen.

Ich theile den Schmerz um die Märtyrer; ich theile nicht die ungünstige Beurtheilung der diplomatischen Dazwischenkunft.

Dieser Vorfall in Urakami berührt staatsrechtliche Fragen von großer Tragweite. Eine kurze Erörterung sei mir gestattet.

Ich gebe, obgleich zweifelnd, zu, daß, wenn sämmtliche fremde Vertreter genau dieselbe Sprache geführt, wenn in ihr gewisse Abstufungen, die dem scharfen Verstande Iwakura's nicht entgehen konnten, die Gesandten nicht von vorneherein entwaffnet hätten, ich gebe zu, daß dann vielleicht ein besseres Ergebniß möglich war. Aber die vorläufige Vereinbarung einer ganz gleichen Sprache bildet ja eben in der Diplomatie, bei gemeinschaftlichem Auftreten, die große Schwierigkeit. Außer der gemeinsamen Angelegenheit, welche ihrer Natur nach immer vorübergehende Interessen zum Gegenstande hat, muß ein jeder der Repräsentanten darauf bedacht sein, die seinem Lande eigenthümlichen permanenten Interessen zu wahren, und diese letz-

teren sind von denen der Staaten, welche seine Kollegen vertreten, oft sehr wesentlich verschieden. Wer je in einer europäischen Konferenz saß, weiß, wie schwierig es ist, selbst zwischen Bevollmächtigten nahe verbündeter Mächte dieselbe Sprache und Haltung zu verabreden. In dem vorliegenden Falle lastete auf Sir Harry Parkes in Anbetracht der ungeheuren englischen Kapitalien, die dermalen im japanischen Handel angelegt sind, eine schwere Verantwortlichkeit. Daher seine Zurückhaltung und der Mangel an Energie, die man ihm vorwirft. Frankreich hat sich die Sendung gegeben, die katholischen Interessen in nicht christlichen Ländern zu vertreten. Daher Herrn Outrey's verhältnißmäßige Wärme; aber diese Wärme wurde bedeutend abgekühlt durch politische und kommerzielle Rücksichten. So viel war klar, daß er sich von seinem englischen Kollegen nicht trennen, und daß letzterer in den Vorgängen von Urakami gewiß keinen Casus Belli finden würde. Iwakura konnte dies nicht entgehen. Ich weiß nicht, wie sich der Geschäftsträger des norddeutschen Bundes aussprach; ich vermuthe wie der Vertreter einer Großmacht, der seine Stimme erhebt, ohne die Interessen der in diesen Meeren nicht unbeträchtlichen deutschen Schifffahrt bloßzustellen. Der amerikanische Gesandte protestirte energisch. Aber seine Kollegen wußten nicht, ob die Regierung von Washington sich für einverstanden erklären, ob sie zur Handlung geneigt, ob sie auch allein zur Anwendung der Waffengewalt schreiten würde in dem wahrscheinlichen Falle, daß England, in dem möglichen, daß Frankreich passiv blieben.

Rußland, das in Japan keine Handelsinteressen und dermalen keine Gesandtschaft besitzt, Oesterreich, welches hier weder Handels- noch politische Interessen zu wahren hat und zu jener Zeit noch keinen diplomatischen Agenten beim Mikado beglaubigt hatte, Oesterreich und Rußland waren in der Konferenz unvertreten und genossen sonach des zuweilen sehr wesentlichen Vortheiles der Abwesenheit.

Man sagt, Japan hätte nachgegeben, wäre die Sprache der

Gesandten eine drohende gewesen. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Große Regierungen drohen nur, wenn sie zur Handlung entschlossen und bereit sind. Der Drohung, war sie einmal ausgesprochen, mußten, falls sie wirkungslos blieb, die Zwangsmaßregeln auf dem Fuße folgen. Verfügten die Gesandten über die nöthigen Streitkräfte, Truppen und Schiffe, um die Feindseligkeiten zu eröffnen? Nein. Man mußte also dann entweder schmählich zurückweichen oder sich in Abenteuer stürzen und Ereignisse von unabsehbarer Tragweite hervorrufen: Sturz der gegenwärtigen japanischen Minister, die im Vergleiche mit ihren Gegnern Freunde der Fremden sind; Uebergang der Regierungsgewalt an die altkonservative, antieuropäische Partei, gänzliche Stockung des Handels, Wiederbeginn der isolirten Mordthaten und mögliche Angriffe gegen die Faktoreien. Um viertausend Japaner zu retten, setzten die Gesandten zweitausend Europäer dem Bankerott, dem Verluste ihres Lebens aus und verwickelten überdies ihre Regierungen in Krieg.

Rechtsgründe für eine diplomatische Einmischung suche ich vergebens. Die Verträge sichern den Fremden in den offenen Häfen die freie Ausübung ihrer Religion. Der eingeborenen Christen thun sie mit keinem Worte Erwähnung. War ja doch ihr Dasein den beiden Bevollmächtigten, welche jene Verträge unterzeichneten, Lord Elgin und Baron Gros, vollkommen unbekannt. Die einzige Verpflichtung, welche die japanische Regierung außerdem in Bezug auf das Christenthum übernahm, ist die zuerst mit den Niederlanden vereinbarte Abstellung der „beleidigenden Uebungen".

Also von dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit und praktischen Ausführbarkeit ebensowohl als von dem Rechtsstandpunkte aus beurtheilt, scheint mir das Benehmen der Gesandten gerechtfertigt. Der moderne, der konfessionslose Staat hat auf das Recht verzichtet, die Christen im Auslande zu schützen, wenn er nicht durch besonderes Uebereinkommen hierzu ermächtigt ist.

Zu Gunsten der Humanität mag er mit oder ohne Erfolg die Stimme erheben. Aber das Christenthum, von dem er sich losgesagt, zu vertheidigen, hat er weder Recht noch Beruf. Kann er die schwankenden, schwer zu definirenden Rücksichten der Philanthropie als Rechtsgründe für ein bewaffnetes Einschreiten geltend machen? Ich bezweifle es. In dem gegebenen Falle werden die feurigsten Philanthropen zugeben müssen, daß ein Einschreiten der Mächte höchst wahrscheinlich mehr Blutvergießen und mehr Jammer verursacht hätte, als die Henker der armen Christen von Urakami.

Nachdem die Repräsentanten der Mächte die Klugheit und die Großmuth der japanischen Regierung fruchtlos angerufen hatten, blieb ihnen nichts übrig, als sich auf die Rolle passiver Zeugen zu beschränken, passiver und ohnmächtiger Zeugen der Greuelthaten, die von dem philanthropischen Ministerium des Fortschrittes unter ihren Augen an ihren Glaubensgenossen verübt wurden.

---

(2. Oktober.) Das letzte Stück Japan, die Goto-Inseln, versinkt hinter uns im Meere. Die New-York dampft fort, immer ihre vorschriftsmäßigen zehn Meilen in der Stunde. Das Gelbe Meer, dieser sonst so ungeschlachte Geselle, hat für uns nur gnädiges Lächeln. Der Reisende benutzt also die ruhigen Stunden der Ueberfahrt, um seine Eindrücke zu sammeln und seine Gedanken über die politischen Zustände Japans auf diesen Blättern niederzuschreiben.

* * *

Die ersten Europäer, welche im Reiche der aufgehenden Sonne erschienen, waren Portugiesen. In den Häfen von Kiushiu, der südlichsten von den vier großen Inseln, welche Japan bilden, warfen sie ihre Anker. Gleichzeitig landete Franciskus Xaverius. Damit beginnt die Epoche der glänzenden

Geschäfte in den portugiesischen Faktoreien und zugleich die Epoche der massenhaften Bekehrungen zum Christenthum. Sie umfaßt ungefähr neunzig Jahre.*) Fabelhafte Gewinne, etwa wie deren in unsern Tagen während einiger Jahre in Shanghai und Hongkong gemacht wurden, bereicherten Makao, damals das große Emporium des portugiesischen Handels im fernsten Orient. Zu den schönsten Hoffnungen berechtigten die ersten Erfolge der Missionäre. Auf der Insel Kiushiu, im Fürstenthume Nagato (Chioshiu), in den Domänen des Fürsten von Tosa, auf den Goto-Inseln, auf Firando entstanden viele christliche Gemeinden. Selbst in Kiyôto, am Sitze des Mikado, ward das Kreuz gepflanzt. Aber der Rückschlag ließ nicht warten. Menschen und Dinge scheinen sich gegen die Kaufleute aus Lissabon und Porto und zugleich gegen die Missionäre zu verschwören: der Haß der Bonzen, der verletzende Uebermuth der plötzlich reich gewordenen Portugiesen, der zunehmende Argwohn des Shogun gegen die vorlauten Emporkömmlinge; die unbedachten Aeußerungen eines kastilischen Edelmannes, der ihm von der unwiderstehlichen Macht Philipp's II. sprach; die Besitzergreifung der Philippinen durch die Krone Spanien und das dadurch gesteigerte Mißtrauen der japanischen Machthaber; endlich und hauptsächlich die Umtriebe der Holländer, damals der bittersten Feinde und gefährlichsten Nebenbuhler der Portugiesen in Asien. So tritt der Umschwung ein. Den neuen Glauben treffen gesetzliche Beschränkungen, dann theilweise Verfolgung, zuletzt absolutes Verbot. Wer sich taufen läßt, verfällt dem Tode. So standen die Dinge in den letzten Jahren der Regentschaft Taiko-Sama's und unter dem ihm folgenden Shogun. Der Aufstand einer christlichen Gemeinde, an welchem sich einige Portugiesen betheiligten, führte die Schlußkatastrophe herbei. Im selben Jahre**) wurden die portugiesischen Residenten ver-

*) Von 1549 bis 1638.

**) 1638.

trieben, die Holländer, welche auf der Insel Firando eine Faktorei gegründet hatten, in der portugiesischen Niederlassung von Deshima aufgenommen, die Ausrottung des Christenthums mit der Hinschlachtung der Missionäre und der Ertränkung mehrerer Tausende eingeborner Märtyrer besiegelt.

Von jenem Tage bis zur Ankunft des nordamerikanischen Geschwaders*), also während mehr als zweihundert Jahren, blieb Japan hermetisch verschlossen. Während dieser langen Epoche übten die auf ihrer kleinen Insel eingesperrten holländischen Kaufleute das Monopol des Handels mit Europa. Was die Welt von diesem geheimnißvollen Reiche wußte, verdankte sie den alten Missionären und den holländischen Kaufleuten, insbesondere zwei deutschen Gelehrten, dem Doktor Kämpffer, der am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts als Arzt der Faktorei von Deshima prakticirte, und in neuerer Zeit dem gleichfalls in Deshima angestellten Doktor Siebold. Aber diese beiden Männer lebten auf der kleinen Insel und wurden, wenn sie die sogenannte Botschaft der Faktorei nach Yedo begleiteten, als Gefangene behandelt. Die Auskünfte, welche sie geben, waren also meist auf indirektem Wege gesammelt. Vor ihnen, zur Zeit der Portugiesen, reisten die Missionäre im Inneren ohne Hinderniß. Aber ihre Aufgabe war die Rettung der Seelen mehr als die Bereicherung der Wissenschaft. Daher geben ihre werthvollen, wenngleich lückenhaften Aufschlüsse keinen klaren Einblick in die damaligen Zustände des Reichs. Auch manche Irrthümer hatten sich eingeschlichen. Einer derselben sollte, wie der Leser sogleich sehen wird, zweihundert Jahre später auf die Geschicke Japans einen wesentlichen Einfluß üben.

Von jeher bestand einiger Verkehr zwischen diesem Lande und China; zu wiederholten Malen fühlte es trotz der Entfernung den Rückschlag der Ereignisse, die sich im „himmlischen"

*) Commodore Perry kam 1844 an und schloß seine berühmten Verträge im darauffolgenden Jahre.

Reiche vollzogen. Die Halbinsel Korea, dem Namen nach der Oberherrlichkeit des Kaisers von China unterworfen, mehrmals von japanischen Heeren angegriffen und besetzt, bildete das geographische Band zwischen den beiden großen Nationen mongolischer Abkunft. Von China über Korea drang der Buddhismus ein, kamen die philosophischen Definitionen, die Moralmaximen des Konfucius, ja selbst gewisse in China vorherrschende politische Doktrinen nach Japan. Später wurden sogar die chinesischen Schriftzeichen angenommen, in geistiger, politischer und materieller Beziehung ein neuer und großer Schritt der Annäherung. Je mehr unsere Linguisten im Studium der japanischen Sprache und Literatur, in der Kenntniß japanischer Zustände vorschreiten, je mehr offenbart sich der in diesem Lande stets bedeutende Einfluß des Reiches der Mitte. In richtiger Auffassung dieser geschichtlichen Thatsache ertheilte der König der Niederlande, als der Opiumkrieg*) zur Eröffnung einiger chinesischer Häfen geführt hatte, dem Shogun den wohlgemeinten Rath, dem Beispiele Chinas zu folgen. „Thut es", schrieb er ihm, „lieber freiwillig als gezwungen. Erspart Euch eine Demüthigung." Die Antwort des Shogun lautete ablehnend. Die Regierung der Vereinigten Staaten, deren Schifffahrt im nördlichen Theile des Stillen Weltmeeres an Bedeutung gewann, unternahm es, mit Japan in Verkehr zu treten und im Wege der Verhandlung oder durch Gewalt die Eröffnung einiger Häfen zu erlangen. Ein Geschwader unter dem Befehle des Kommodore Perry erschien zweimal vor Yedo. Mit Hülfe des moralischen Mittels der Kanonen wurde nach kurzen Verhandlungen ein Friedens- und Freundschaftsvertrag vereinbart und in dem Dorfe Kanagawa unterschrieben.**) Zwei Häfen wurden den amerikanischen Schiffen und Kaufleuten eröffnet. Aehnliche Zugeständnisse erlangten bald darauf England

*) 1844.

**) 31. März 1854.

und Rußland, vertreten durch die Admirale Sterling und Putiatin.*)

Aber in Yedo gab das Erscheinen der Europäer zu blutigen Auftritten Anlaß. Die den Fremden feindselige Partei blieb nicht unthätig. Der Shogun starb in seinem Palast durch Gift oder Dolch. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes übernahm der weise und gemäßigte Ji-Kamon-no-Kami die Leitung des Staates als Regent. Aber auch er galt für Europa freundlich. Am Eingange des Schlosses von Yedo, bei hellem Tage, wurde er ermordet, sein Kopf nach Kiyôto geschickt und dort öffentlich ausgesetzt. Der Schlag war vom Fürsten von Mito ausgegangen. Ein Ritter im Dienste des Regenten erschlug den Vater des Fürsten.

Die Holländer hatten durch die Verträge mit Nordamerika, England und Rußland ihr lang genossenes Monopol thatsächlich verloren. Sie traten in Verhandlung und erwarben einige Zugeständnisse. Das wichtigste erschließt ihnen die andern Nationen geöffneten oder zu eröffnenden Häfen.**) Die Faktorei in Deshima wurde (damals noch) aufrecht erhalten, und die japanische Regierung versprach die Abschaffung des Gebrauches, das Kruzifix mit Füßen zu treten. Bald darauf brach der letzte chinesische Krieg aus. Für die siegreichen Westmächte England und Frankreich eine günstige Gelegenheit, auch in Japan mit neuen Forderungen aufzutreten, das abgeschlossene Reich dem Handel und der Civilisation zu eröffnen. Die Flotten, die englische mit Lord Elgin, die französische mit Baron Gros an Bord des Admiralschiffes, erschienen rasch nach einander im Golfe von Yedo und schlossen mit dem Shogun die Verträge***),

*) Die englische Konvention wurde im Oktober 1854 unterzeichnet Der russische Vertrag ist nicht veröffentlicht worden.

**) S. Vertrag abgeschlossen zu Nagasaki im November 1855. Zusatzartikel vom Januar 1856.

***) Der englische Vertrag wurde am 26. August, der französische am 9. Oktober 1858 unterzeichnet.

welche noch heute in Kraft sind. Hier folgen ihre wesentlichsten Bestimmungen.

Diplomatische Agenten werden ihren Sitz in Yedo nehmen, Konsularagenten in den geöffneten Häfen. Diese Häfen sind Hakodate, Kanagawa (Yokohama) und Nagasaki. Später wurden Hiôgo und Niigata hinzugefügt. Französische und englische Unterthanen können sich dort niederlassen, Häuser bauen, Handel treiben, Kirchen errichten und ihre Religion ausüben. Innerhalb einer gewissen Frist sollen sie auch in Osaka und Yedo zugelassen werden, jedoch nur, um dort Handel zu treiben (was das Recht der Ausübung ihrer Religion auszuschließen scheint). Nur der diplomatische Missionschef und der Generalkonsul haben das Recht, im Inneren zu reisen. In den auf die freie Religionsübung der Fremden bezüglichen Absätzen nehmen die Bevollmächtigten Akt von der mit den Niederlanden vereinbarten Abschaffung der das Christenthum verunglimpfenden Gebräuche. Endlich wurde die Revision der Verträge nach Ablauf von zwölf Jahren festgesetzt. Aehnliche Verträge schlossen später Preußen, Spanien, Belgien und vor zwei Jahren Oesterreich.

Die Missionäre des siebenzehnten Jahrhunderts hatten zuerst die Meinung verbreitet, daß Japan von zwei Kaisern beherrscht werde. Der eine regiere die Seelen, der andere das Reich. Die Gelehrten in Deshima theilten diese Ansicht, welche uns allen als Kindern beim Unterricht in der Geographie beigebracht wurde. Der eine, der Mikado, übe die geistliche Macht, die weltliche liege in den Händen des Shogun. Lord Elgin, Baron Gros, vor ihnen die Admiräle, welche die ersten Konventionen mit Japan unterzeichneten, verhandelten daher mit dem Shogun und schlossen mit ihm die Verträge. Erst später entdeckte man, daß die Shogune, obgleich seit dem zwölften Jahrhunderte in den wichtigsten Landestheilen mehr oder weniger im Besitze der Macht, doch nur die ersten Vasallen der Kaiser waren, daß sie der Berechtigung ermangelten, mit ausländischen Mächten in Verhandlung zu treten und die letzten Verträge

gegen den Willen des Mikado abgeschlossen hatten. Es zeigte sich, daß der damalige Machthaber in Yedo, bereits in seiner Stellung erschüttert, aus seinen Beziehungen zum Auslande Vortheil zu ziehen, den kaiserlichen Hof von Kiyôto und die großen Daimio, seine Gegner, einzuschüchtern gedachte. Letztere drängten damals den Kaiser zum Bruche mit dem Shogun. Ob dieser, wie behauptet wird, um die Fremden in ihrem Irrthum zu bestärken, geflissentlich den chinesischen Titel Taikun annahm, weil dies Wort den Begriff der Landeshoheit ausdrückt, während Shogun oberster Befehlshaber der Armee bedeutet, lasse ich dahin gestellt. Gewiß ist, daß die Haltung des Shogun in ihren Folgen seinen Erwartungen nicht entsprach, ja im Gegentheile zu einer Verbündung der Gegner und zur Abschaffung des Shogunats führte. Die oberste Gewalt wurde, dem Namen nach, wieder in den Händen des Mikado vereinigt. Thatsächlich ging sie auf die Häupter der vier großen Klane über oder eigentlicher wurde sie von ihren Agenten, die jetzt Räthe und Minister des Kaisers sind, an sich gerissen. Jedenfalls mußte die Ankunft der Europäer früher oder später die inneren Zustände des Reiches wesentlich umgestalten; aber die irrige Ansicht der Bevollmächtigten von England und Frankreich, daß der Shogun der gesetzmäßige weltliche Herrscher sei, die Thatsache, daß sie mit ihm verhandelten und nicht mit dem Mikado, beschleunigte das Zustandekommen des Bundes zwischen den dem Shogun feindlichen Großen und die Abschaffung des Shogunates. Die Interessen der Europäer haben dadurch nicht gelitten. Im Gegentheile, die innere Zerrüttung gestattete ihnen um so leichter Fuß zu fassen. Aber für Japan war das plötzliche Verschwinden des Hofes von Yedo ein verhängnißvolles Ereigniß.

Nach Abschluß der Verträge ward zur Ausführung der einzelnen Artikel geschritten. Die fremden Gesandtschaften ließen sich in Yedo nieder, die Konsuln und Kaufleute auf dem Gestade von Yokohama, wo in wenigen Jahren eine beträcht-

liche Stadt emporwuchs. Das russische Kabinet ernannte keinen diplomatischen Vertreter, sondern begnügte sich mit der Errichtung von Konsulaten in Yokohama und in Hakodate auf der Insel Yezo, dem den russischen Besitzungen am Stillen Weltmeere nächst gelegenen Punkte. Es befolgte hierbei den alten und weisen Grundsatz, daß eine diplomatische Vertretung gerechtfertigt sein müsse durch das Dasein wirklicher und großer Interessen, welche die Regierung verpflichtet und bereit ist, nöthigenfalls mit Waffengewalt zu schützen. In dieser Weise wurden die in diesen Meeren noch unbedeutenden Handels- und Schifffahrtsinteressen Rußlands hinreichend gewahrt und durch die diplomatische Abwesenheit die eventuelle Einmischung in Angelegenheiten vermieden, welche dem russischen Reiche fremd waren. Es war dabei nichts zu gewinnen und Manches zu gefährden. Daß die Lage der Europäer in Japan eine schwierige und wenig gesicherte sei, zeigte sich mit jedem Tage mehr. Man hatte mit dem Shogun Verträge geschlossen. Man wußte wenig, man wußte fast nichts von den Vorgängen im Innern, am kaiserlichen Hofe zu Kiyôto, am Hofe des Shogun in Yedo, im Lager der verbündeten Daimio. Ein undurchdringlicher Schleier verhüllte die Zustände des Reiches. Man erfuhr, daß die Häupter des Bundes die Vertreibung der Fremdlinge verlangten und vorbereiteten; daß die oberen Schichten der Nation die Fremden haßten, daß die Regierung des Shogun, mit der man verhandelt hatte, in ihren Grundfesten erschüttert, vielleicht dem Sturze nahe war. Dennoch stützten sich die Gesandten auf den Shogun, entschlossen ihn ihrerseits zu unterstützen, ohne zu bedenken, vielleicht auch weil man keine Wahl hatte, daß ihn der moralische oder gar der materielle Beistand der Ausländer in den Augen der Nation herabsetzen, mittelbar seinen Untergang beschleunigen müsse.

Um diese Zeit drehte sich Alles um die immer mehr hervortretende Schwächung des Shogunates. Was waren die Ursachen dieser Schwächung? Niemand konnte mir hierüber

befriedigenden Aufschluß geben. Man spricht von Verderbtheit, Käuflichkeit, Verrath. Dies sind Worte. Thatsachen hat mir Niemand geben können. So dichtes Dunkel ruht noch heute über Ereignissen, die unter den Augen der Europäer vorgingen. Was man hierüber erzählt, sind reine Vermuthungen. Iwakura allein antwortete mir auf diese Frage klar und bündig. „Der Shogun", sagte er mir, „fiel unter der allgemeinen Verachtung, unter dem Hasse der japanischen Nation, welche mit Liebe und Treue an ihrem rechtmäßigen Beherrscher, dem Mikado hängt." — „Aber", entgegnete ich, „wie kommt es, daß die ihren Kaiser so sehr liebende Nation den Usurpator durch siebenhundert Jahre ertrug, und warum erwachte diese so lange schlummernde Treue gerade jetzt und mit Einem Male?" Hierauf blieb mir der Minister die Antwort schuldig.

Hiermit wäre also ein wichtiger Punkt festgestellt: als die Europäer erschienen, fanden sie das Shogunat, welches seit dem zwölften Jahrhundert mit wechselnden Geschicken bestanden hatte, aus unbekannten Gründen erschüttert.

In Kiyôto wurde von den Kuge, dem alten hohen Hofadel, die Behauptung aufgestellt, die Verträge mit den Europäern bedürften, um in Wirksamkeit zu treten, der Genehmigung des Mikado. Es war der erste Stoß, den die Hofpartei dem Shogun versetzte. Von jenem Augenblick an suchten beide, letzterer um seine bedrohte Macht zu stärken, der Mikado um die ihm seit Jahrhunderten geschmälerte wieder herzustellen, die Unterstützung der Europäer. Kiyôto wurde ein Herd von Intriguen.

Zu jeder Zeit spielte, wie es scheint, der Süden in den japanischen Revolutionen eine bedeutende Rolle. Agenten wurden dahin entsandt. Ihre Aufgabe war die öffentliche Meinung gegen den Shogun zu entflammen, ihn zu beschuldigen, daß er das Land den Barbaren überliefere. Gewaffnet wurde von beiden Seiten. Der Shogun sowohl als die großen Daimio stellten fremde Offiziere als Lehrer an, kauften Hinterlader und

Kanonen in Europa, bestellten Kriegsschiffe auf europäischen Werften. Die Häuptlinge der drei großen Klane von Satsuma, Choshiu und Tosa, denen sich der von Hizen später anschloß, verlangten im Verein mit dem Kuge laut und offen die Vertreibung der Ausländer und richteten an den Mikado das Ansinnen, er möge den Shogun beauftragen die Eindringlinge in das Meer zu werfen. Der Befehl wurde wirklich gegeben. Der Shogun antwortete mit einer Entschuldigung: seine Kräfte gestatteten es nicht. Die Leiter der Bewegung, welche immer mehr unter den drängenden Einfluß ihrer Samurai, Zweischwertmänner, überhaupt der Militärkaste geriethen, forderten nun die Bestrafung des Shogun. Der Mikado, sagten sie, möge selber den Vertilgungskampf gegen die Barbaren aufnehmen. Dieser Schritt blieb erfolglos, weil sich damals der Mikado in den Händen des Fürsten von Aidzu befand, eines der mächtigsten Daimio im Norden, zur Zeit Militär-Gouverneur von Kiyôto, eines Freundes und Verwandten des Shogun. Da versuchte der Fürst von Choshiu, der auch unter dem chinesischen Namen Nagato bekannt ist, um sich der Person des Mikado zu bemächtigen, einen Handstreich gegen Kiyôto.*) Die Choshiu drangen in die Stadt, griffen die Kriegsleute des Fürsten von Aidzu an, wurden aber geschlagen und zurückgeworfen. Sie zogen also nach Hause, das heißt nach der Südspitze von Niphon, gegenüber von der Insel Kiushiu. Für den Augenblick waren der Fürst von Aidzu und der Shogun am Hofe des Mikado, der sich in ihrer Macht befand, die Herren. Sie zwangen ihn, den Shogun mit der Bestrafung der Choshiu zu beauftragen. Um diese Zeit begaben sich die fremden Gesandten nach Hiôgo, um den Mikado um die Ratifikation der Verträge zu bitten. Herr Roche bot zur Unterwerfung der Choshiu die französischen Streitkräfte an. So wie die Dinge standen, war dies eine militärische Intervention zu Gunsten des

*) 1864.

Shogun. Der Mikado lehnte wie natürlich das Anerbieten ab, genehmigte aber die Verträge.

Mittlerweile hatten zwei Zwischenfälle stattgefunden. Seit längerer Zeit verlangten die Engländer für gewisse Unbilden von dem Fürsten von Satsuma fruchtlos Genugthuung. Jetzt bombardirten sie seine Hauptstadt Kagoshima.*) Im folgenden Jahre beschossen Schiffe der vier Vertragsmächte wegen feindlicher Angriffe auf ihre Flaggen die Stadt Shimonoseki, welche den westlichen Eingang des „Inneren Meeres" beherrscht und dem Fürsten von Choshiu gehört. Die Stadt wurde eingeäschert. Beide Vorgänge machten die Japaner nachdenklich. Sie erkannten die Ueberlegenheit der Europäer. Da traten die Häuptlinge der Satsuma und der Choshiu mit den fremden Gesandten in Verkehr. Bald nahmen diese Beziehungen einen freundlichen Charakter an.

Zweimal zog der Shogun gegen die beiden eben genannten Klane zu Felde. Noch harrte man der Entscheidung, als ihn im Schlosse von Osaka der Tod ereilte.**) Einige Monate darauf folgte ihm der Mikado in das Grab***), und der gegenwärtige Kaiser, kaum zwölf Jahre alt, bestieg den erschütterten Thron seiner Ahnen. Keiki, ein jüngerer Sohn des Fürsten von Mito, wurde mit der Würde des Shogunats bekleidet. Gegen den Wunsch seines Vaters und der übrigen Verwandten, sämmtlich Erbfeinde der Shogune, nahm er sie an und bezog das Schloß in Kiyôto, erklärte aber seine Absicht, bei der Wiederherstellung der kaiserlichen Vollgewalt mit zu wirken und das Shogunat niederzulegen, sobald die zu einem Großrath berufenen Daimio die neue Verfassung votirt hätten. Eine solche Versammlung wurde in der That ausgeschrieben. Mehrere Daimio kamen. Aber die Häuptlinge der Satsuma, der

*) 1863.
**) Ende 1866.
***) Februar 1867.

Choshiu und der Tosa umringten die Stadt mit ihren Streitkräften.*)

Entscheidende Ereignisse folgten. Am 3. Januar**) drangen Kriegsleute des Fürsten von Satsuma in Kiyôto ein, erwirkten von dem Mikado den Befehl an den Shogun, das Schloß, an Aidzu den kaiserlichen Palast zu räumen, den sie sogleich besetzten. In ihrer persönlichen Sicherheit bedroht, verließen Keiki und sein Freund noch am selben Tage Kiyôto und zogen sich eilends nach Osaka zurück. Schon am folgenden Morgen trafen sie dort ein. Während sie sich auf dem Marsche, eigentlich auf der Flucht befanden, erschienen bereits im Namen des Kaisers mehrere wichtige Edikte. Der Mikado erklärte, seine kaiserliche Gewalt sei hergestellt und erstrecke sich fortan gleichmäßig über alle Theile des Reiches. Das Shogunat sei aufgehoben. Ein anderes Dekret enthielt die Grundsätze der neuen Verfassung. Da beredete der Fürst von Aidzu den Shogun, einen letzten Versuch zu wagen. Vereinigt marschirten sie gegen Kiyôto. Bei Fujimi, fünf Meilen von der Hauptstadt, kam es zwischen ihren Truppen und den Satsuma und Choshiu zu einer blutigen Schlacht. Sie endigte mit der Niederlage der Angreifer und ihrem Rückzuge nach Osaka. Dort angelangt, ließ der Shogun das Schloß verbrennen und kehrte dann am Bord einer seiner Fregatten nach Yedo zurück. Dahin richteten sich auch die siegreichen Klane auf dem Landwege. Von einem nahen Verwandten des Mikado befehligt, zogen sie fast ohne Schwertstreich in Yedo ein. Der Shogun war in den Tempel von Uyeno geflüchtet. Man gestattete ihm freien Abzug auf seine Güter. Dort lebt er seither unbelästigt in tiefer Zurückgezogenheit.

So endigte das Shogunat nach siebenhundertjährigem Bestande.

Der Fürst von Aidzu führte seine Kriegsleute nach seinen Landen zurück, schloß mit mehreren Daimio den sogenannten

*) December 1867.

**) 1868.

Nordbund und ſetzte den Krieg noch einige Zeit fort. Eine am Schluß des Jahres*) erlittene Niederlage machte zugleich dem Nordbunde und dem Bürgerkriege ein Ende. Allenthalben, außer an Einem Punkte, war die kaiſerliche Macht anerkannt.

Bekanntlich iſt Yezo die nördlichſte der vier großen Inſeln, aus denen Japan beſteht, ein einziger ungeheurer Wald, reich an Mineralſchätzen, an Kupfer und Kohle, aber von Urbewohnern, von wahren Wilden, ſchwach bevölkert. Einige Punkte auf der Südküſte haben die Japaner koloniſirt. Auf der Südſpitze, Niphon gegenüber, befindet ſich ihre wichtigſte Niederlaſſung, Hakodate. Auf Verlangen des Kommodore Perry iſt dieſer Hafen, wie bereits erwähnt, den Amerikanern und ſpäter als einer der fünf Treaty-Ports allen Fremden eröffnet worden. Während die Truppen der Daimio gegen Yedo marſchirten, bemächtigte ſich der japaniſche Fregattenkapitän Enomoto der im Golfe liegenden Flotte des Shogun und ſegelte mit ihr nach Hakodate. Seinem Erſcheinen folgte der Ausbruch einer unblutigen Revolution. Einer der franzöſiſchen Inſtruktoren, Hauptmann Brunet, trat an die Spitze der Bewegung. Man proklamirte die Republik und das allgemeine Stimmrecht! Letzteres allerdings wurde dem ausſchließlichen Genuſſe der Samurai, das heißt der Militärkaſte, vorbehalten, und alle andern Kaſten davon ausdrücklich ausgeſchloſſen. Die ſehr wenig zahlreichen europäiſchen Reſidenten, meiſt Abenteurer, und einer der fremden Konſuln erklärten ſich für die Revolution. Während mehrerer Monate lebte man unter dem Schirme dieſer grotesken Verfaſſung. Jedermann ſchien ſich ſogar mit den neuen Zuſtänden zu befreunden, nur nicht die kaiſerliche Regierung. Sie entſandte ein kleines Geſchwader. Ein Seegefecht fiel zum Nachtheile der republikaniſchen Zweiſchwertmänner aus; Herr Brunet kehrte nach Frankreich und die Inſel Yezo unter die Botmäßigkeit des Mikado zurück.**)

*) 1868.

**) 1869.

Die Wahl der Hauptstadt war die erste zu erledigende Frage. Während Jahrhunderten lag der Schwerpunkt des politischen Lebens in Yedo. Yedo theilt auch mit Osaka die Suprematie auf dem Gebiete des Handels. Alle Fäden der Verwaltung in den Staaten des Shogun, und sie reichten bis Yezo und Kiushiu, vereinigten sich in seiner Hauptstadt. Yedo wurde also zur künftigen Residenz des Mikado erkoren. Der junge Kaiser besuchte die Stadt, kehrte für kurze Zeit nach Kiyôto zurück und nahm endlich bleibend seinen Sitz in Yedo.*)

Werfen wir einen Blick auf die Haltung der fremden Gesandten, auf die Lage der Europäer während des Bürgerkrieges. Während einiger Zeit schien die offene Feindseligkeit der höheren Klassen, im Vereine mit der Schwäche der Yedoer Regierung, den Bestand der jungen Kolonie ernsthaft zu gefährden. Mehrere Mordthaten wurden verübt: in Yokohama, in der Umgebung, in der Hauptstadt; dreimal wurde die brittische Gesandtschaft in Yedo angegriffen. In Yokohama herrschte Bestürzung. Die Vertreter der vier Mächte, die Admiräle mußten für die Sicherheit ihrer Landesangehörigen Sorge tragen. In Yedo waren die Gesandten des Lebens nicht sicher. Mit Ausnahme des amerikanischen, der noch einige Zeit blieb, zogen sie sich nach Yokohama zurück. Sie befanden sich da in unmittelbarem Verkehr mit den Landsleuten und unter dem Schutze der Kanonen ihrer Kriegsschiffe. Eines Tages erfuhr man, daß sich rings um Yokohama Bewaffnete sammelten. Zugleich erklärte der japanische Gouverneur sein Unvermögen, die Faktorei zu schützen. Da ließ Admiral Jaurès die Marinetruppen einer französischen Fregatte ausschiffen und die Bluffs besetzen. Der englische Gesandte verschrieb ein Regiment Linientruppen aus Hongkong. Die gemeinsame militärische Besatzung wird noch heute aufrecht erhalten, allerdings mit gewissen Abänderungen und mit der nöthigen Schonung japanischer Empfindlichkeit. Aber noch be-

*) 1869.

finden ſich engliſche und franzöſiſche Soldaten in Yokohama, und es wäre nach meiner Anſicht nicht gerechtfertigt, ſie zurückzuziehen; denn plötzliche Angriffe ſind immer möglich, und in einem ſolchen Falle würden dieſe ſchwachen Streitkräfte wenigſtens hinreichen, die Flucht der Fremden an Bord der Schiffe zu ermöglichen. Bald darauf ließ ſich die brittiſche Geſandtſchaft wieder in Yedo nieder, wo ſie ſich noch heute befindet. Die übrigen Geſandtſchaften blieben in Yokohama. Gegenwärtig iſt, ſo ſagt und glaubt man oder will man glauben, jede Gefahr verſchwunden, und in der Niederlaſſung herrſcht wenigſtens dem Anſchein nach unbedingtes Vertrauen.

Ich ſprach oben von der zweideutigen, im Grunde aber Europa freundlichen Politik des Hofes von Yedo, der die Fremden ſchonen mußte und zugleich die ihnen feindliche Stimmung des Landes nicht verletzen durfte. Sein ganzes Benehmen ließ darauf ſchließen. Als die Geſandten der vier Mächte den Shogun von ihrer Abſicht verſtändigten, den Fürſten von Choſhiu durch die Beſchießung von Shimonoſeki zu züchtigen, antwortete er mit einer geheimen Zuſtimmung und mit einem öffentlichen Proteſt. Der Mikado hatte ihm befohlen die Fremden zu vertreiben. Er erließ ein Edikt im Sinne des ihm gewordenen Auftrages, bat aber die Diplomaten, ſeiner Proklamation keinen Werth beizulegen. Als er unter dem Vorwande, dem Kaiſer zu Hülfe zu eilen, den Feldzug gegen die Choſhiu unternahm, erſuchte er die Admiräle, ſeine Hatamoto auf franzöſiſchen und engliſchen Kriegsſchiffen, und zwar aus Schonung für die öffentliche Meinung unter japaniſcher Flagge, nach dem Kriegsſchauplatze zu befördern. Das Anſinnen wurde natürlich abgelehnt, ihm aber geſtattet engliſche Kauffahrteiſchiffe zu dieſem Behufe zu miethen, auf welchen er ſeine Flagge aufzog. Alles dies hat ſeine Bedeutung. Eine Regierungsgewalt, die zu ſolchen Auskunftsmitteln ihre Zuflucht nehmen muß, iſt gerichtet, ihr Sturz nur mehr eine Frage der Gelegenheit und Zeit.

Die Lage war, wie man ſieht, verwickelt, die Aufgabe der

Diplomaten keine leichte. Zunächst kannten sie die Vorgänge im Innern wenig oder gar nicht. Die Kunde, die ihnen von Kiyôto und aus dem Südwesten zukam, also von den Hauptherden der gegen den Shogun gerichteten Umtriebe, ja sogar die Nachrichten aus dem nahen Yedo waren lückenhaft und oft widersprechend. Die Politik der Enthaltung empfahl sich offenbar als die weiseste. Enthaltung ist aber schwer, wenn die Landsleute periodisch ermordet, eine der Gesandtschaften (die englische) nächtlich überfallen, deren Mitglieder verwundet oder getödtet werden. Mit gekreuzten Armen zusehen, hieß die Frechheit der Gegner ermuntern und neues Unheil heraufbeschwören. Handeln hieß Wege betreten, deren Richtung und Ausgangspunkte man nicht kannte. Jedenfalls mußte für die Sicherheit der Niederlassung gesorgt, Genugthuung gefordert und erlangt werden. Das Ansehen, in nächster Folge Eigenthum und Leben der Fremden standen auf dem Spiele. Die Schwierigkeit lag in der Wahl der Mittel. Sollte man sich auf die Künste der Ueberredung beschränken, oder drohen, oder losschlagen? Einige Zögerung, einige Unsicherheit war da unvermeidlich. Demungeachtet erlaube ich mir die Ansicht auszusprechen, daß die Vertreter der brittischen Krone, Sir Rutherford Alcock, Oberst Neal und Sir Harry Parkes, welche nach einander die englische Gesellschaft leiteten, auf der Höhe ihrer verwickelten Aufgabe standen. Sowohl wegen seiner sehr bedeutenden Handelsinteressen, als durch die vorwiegenden Streitkräfte, über die es im äußersten Osten verfügt, fiel die erste Rolle England zu. Seine Vertreter mußten den Ausschlag geben, und sie handelten in den schwierigsten Augenblicken mit Klugheit und Muth und, was im öffentlichen Interesse das Wichtigste ist, ihre Thätigkeit krönte der Erfolg. Der Vertreter Frankreichs, Herr Roche, wandelte andere Wege; er verhehlte nicht seine Vorliebe für die Yedoer Regierung und ging, wie oben gesagt, hierin so weit, daß er dem Mikado, das heißt unter den gegebenen Umständen dem Shogun, die französischen

Kriegsschiffe zur Verfügung stellte. Als letzterer vom Schauplatze verschwand, wurde auch Herr Roche von seinem Posten abberufen und durch Herrn Outrey ersetzt. Der Minister der Vereinigten Staaten nahm eine zurückhaltende Stellung ein. Die natürlich beschränkte Einwirkung des niederländischen Agenten trug das Gepräge der nüchternen und vorsichtigen Gepflogenheiten der holländischen Diplomatie. Nach ihren ersten Erfolgen fühlten die Häupter der Bewegung das Bedürfniß, mit den Mächten in Verkehr zu treten. Der Mikado ließ daher die Gesandten einladen, ihm ihre Beglaubigungsschreiben in Kiyôto zu überreichen. Man kennt die blutige Episode, zu welcher diese Feierlichkeit Anlaß gab.*)

Neuerliche Nachforschungen und Entdeckungen, welche großentheils dem Eifer und der Thätigkeit der Gesandtschaftsdollmetscher und Dollmetschzöglinge zu verdanken sind, haben die bisher in Europa über die japanische Verfassung verbreiteten Ansichten wesentlich umgestaltet und berichtigt. Man weiß jetzt, daß der Mikado der oberste Herrscher ist und immer war. Sohn der Götter, unsichtbar (bis in die ganz letzte Zeit) wie Jehova, der in Wolken gehüllt zu Moses spricht, vereinigt er in seiner Person alle Attribute der Gottheit. Er ist die Quelle aller Macht. Er ist kein Papst, wie man so lange gewähnt, kein Religionsoberhaupt, kein Spender geistlicher Gnaden, kein Wächter des Glaubens. Er ist mehr als dies, er ist ein Sprosse der Gottheit. Nie wurde unterschieden zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht. Seit dem neunten Jahrhundert hatte er seinen Sitz in Kiyôto. Dort wohnen auch die Kuge, der alte Hofadel, und nach Kiyôto berief er zuweilen in außerordentlichen Fällen die Daimio des Reiches. Der Oberbefehl über die Streitkräfte war zwei Großwürdenträgern anvertraut. Der eine führte ihn im Norden, der andere im

*) Der Mordanfall auf Sir Harry Parkes ereignete sich am 23. November 1869. S. Seite 414.

Süden, daher ihr Titel Shogun, gleichbedeutend mit Höchst-Kommandirendem.

Einem derſelben gelang es, im zwölften Jahrhundert dieſe Würde in ſeiner Familie erblich zu machen und zugleich, immer unter der Oberherrlichkeit des Kaiſers, die reichſten und bedeutendſten Provinzen Japans an ſich zu reißen. So entſtand das Shogunat. Es erhielt ſich durch ſiebenhundert Jahre. Der Shogun war der erſte Vaſall des Mikado. Die Grenzen ſeiner Befugniſſe unterlagen gewiſſen Schwankungen. Seit Yoritomo (im zwölften Jahrhundert), einer der großen Geſtalten in der japaniſchen Geſchichte, aber der Zeit nach zu entfernt, um auf der Grundlage verläßlicher Angaben nach Gebühr gewürdigt zu werden, hat der furchtbare Taiko-Sama (am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts) den hervorragendſten Einfluß auf die Geſchicke des Reiches geübt. Seinem Genius, ſeiner Thatkraft, ſeinem Glücksſtern und ſeiner Vermählung mit einer Dame von fürſtlichem Geblüt verdankte der in Niedrigkeit geborene Mann den Thron der Shogun, den er als „Regent" beſtieg und durch lange Jahre einnahm. Noch lebt er fort in dem Andenken des Volkes; noch zeigen ſeine gewaltigen Bauten in Yedo, in Oſaka und ſelbſt in Kiyôto von der Ausdehnung und dem Glanze ſeiner Macht. Die Shogune waren oft unbotmäßige, meiſt unruhige, immer unbequeme Vaſallen des Mikado, aber Vaſallen waren und blieben ſie bis zu Ende. Von Zeit zu Zeit erſchienen ſie in Kiyôto, um ihrem Lehnsherrn zu huldigen. Ueber dieſe Zuſammenkünfte hat ſich ein intereſſanter Bericht zweier holländiſchen Delegirten erhalten. Aus den Fenſtern des Hauſes, in dem ſie bewirthet und bewacht wurden, ſahen ſie die feierlichen Aufzüge der beiden Potentaten.

Das Territorium des Shogun beſtand aus den acht Provinzen, darunter Yedo, welche unter dem Sammelnamen Kuanto bekannt ſind, und aus den Städten und Stadtgebieten Oſaka, Nagaſaki, Niigata und Hakodate. Dieſe Städte und Provinzen befanden ſich in

unmittelbarer Botmäßigkeit des Shogun und wurden durch von ihm ernannte Statthalter verwaltet. Er selbst war unumschränkter Gebieter. Der Handel war sein Monopol, die Erträgnisse der Zollämter flossen in seinen Schatz. Weit geringeren Einfluß übte er in den Han, d. i. Städten und Gebieten der ihm lehenspflichtig gewordenen Daimio. Diesen mußte mit Schonung und Rücksicht begegnet werden. Daher kam es, daß bei den Verhandlungen mit den fremden Gesandten der Shogun nur die Eröffnung der unter seiner unmittelbaren Herrschaft stehenden Häfen gestattete. Er hütete sich, dies Zugeständniß auf die Han auszudehnen, wohl wissend, daß die Maßregel bei seinen Vasallen Widerspruch, wahrscheinlich bewaffneten Widerstand gefunden hätte. Der Kern seiner eigenen Streitkräfte waren die „Hatamoto", wörtlich übersetzt: „Männer unter der Fahne". Der erste Shogun nach dem Rücktritte des Regenten Taiko-Sama hatte aus seinen Kriegsmannen die Kaste der Hatamoto gebildet. Er verlieh ihnen Ländereien und den niederen Adel. Dafür waren sie in Kriegszeiten zum Militärdienst verpflichtet, entweder persönlich oder indem sie sich durch Stellvertreter oder durch eine bestimmte Geldentschädigung befreiten. Sie zählten achtzigtausend Mann. Mit dem Sturze des Shogun verschwanden auch sie. Viele wurden Kaufleute; eine größere Anzahl Ronin; d. h. dach- und fachlose Leute.

Außer den mit dem Shogun im Lehensverbande stehenden Daimio, gewissermaßen mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren, gab es die Daimio des Mikado. Sie hingen von ihm unmittelbar ab, erwiesen sich je nach dem wechselnden Gange der Ereignisse mehr oder minder fügsam oder unbotmäßig, mehr oder minder „Könige", wie die alten Missionäre die achtzehn hervorragendsten Großdaimio zu nennen pflegen. Die Lehensfürsten im nördlichen Theile der großen Insel zeigten den meisten Sinn für Unabhängigkeit. Man hat gesehen, welche große Rolle der mächtigste unter ihnen in der letzten Revolution spielte. Aber diese nördlichen Provinzen sind entlegen, schwach

bevölkert und arm, schon deshalb, weil sie aus klimatischen Gründen keinen Reis erzeugen und dies erste aller Bedürfnisse vom Süden kaufen müssen. Nie hat der Norden auf die Geschicke Japans einen entscheidenden Einfluß geübt.

So stand es noch vor zwei Jahren mit der politischen Verfassung des Reiches. In socialer Beziehung zerfällt die Nation in Klane und jeder Klan in Kasten. Die Kaste der Krieger ist die vornehmste. Dagegen stehen die Kaufleute unter dem Landmann, auf einer der niedrigsten Stufen der gesellschaftlichen Hierarchie. Bonzen und Literaten genießen eines gewissen Ansehens. Eine sehr geachtete und achtbare Klasse bilden die Bauern. In jedem Dorfe und Flecken geht der Vorstand oder Bürgermeister aus der freien Wahl der seßhaften Familienväter hervor. Europa kennt keine freisinnigere Gemeindeverfassung. Ehrfurchtsvoll gegen die Höherstehenden, strenger Befolger der Etiquette, leicht zu leiten und leicht zu leben, hält der Bauer mit großer Zähigkeit an seinen Rechten, und wehe der Obrigkeit, welche sie verletzt. Vor einigen Wochen ereignete sich folgender Fall. Die Bewohner eines großen Fleckens, sämmtlich Bauern, hatten von den Regierungsbeamten viele Plackereien zu erleiden. Sie betraten also den Petitionsweg, und da ihre schriftlichen Klagen erfolglos blieben, sandten sie eine zahlreiche Deputation an den Statthalter der Provinz. Als nach längeren Verhandlungen die Abgeordneten die Ueberzeugung gewannen, daß der Chi-ji für ihre Vorstellungen taub blieb, erschlugen sie ihn in seinem Yashke und gingen ruhig nach Hause. Die öffentliche Meinung billigte die Blutthat als einen Akt der Selbstwehr; sie fand ihn durch die Umstände gerechtfertigt. Wer gedenkt da nicht unseres frühen Mittelalters! Es ist der Feudalismus, entstanden im Dunkel der Vorzeit, gewachsen und entwickelt im Laufe der Jahrhunderte, belebt und getragen durch die Ritterlichkeit, innig verwebt mit allen Lebensbeziehungen, mit den Ideen, den Traditionen, den Sitten der Nation. Der Handel, wie eben erwähnt, die Ge-

werbthätigkeit, ſogar die Kunſt nehmen den unterſten Rang ein. Nur der Waffenſchmied macht eine Ausnahme. Er gilt für adelig. Wenn er den ſchwierigſten Theil ſeines Werkes vollbringt, nämlich zur Einlegung der Schneide von Stahl in die eiſerne Klinge ſchreitet, ſchließt er ſeine Werkſtätte gegen die Gaſſe ab und zieht ſein Hofkleid an. So erzählt Herr Mitford*) und ſo wurde mir verſichert. Das Schwert und der Dolchdegen vererben ſich von Vater auf Sohn, von Geſchlecht zu Geſchlecht. Die Zweiſchwertmänner kennen die Namen aller guten Waffenſchmiede in Kiyôto, Yedo, Oſaka und ſprechen häufig von ihnen. Früher wurden in den vornehmen Familien ſogar die Töchter in der Handhabung der Hellebarde geübt.

Es gab und gibt noch Verbündungen unter Männern derſelben Kaſte, die entweder eine Art Hülfsverein ſind oder die gegenſeitige Vertheidigung gegen Feinde zum Zwecke haben. In Yokohama hörte ich oft von Europäern behaupten, dies Alles habe ſich überlebt, das Lehens- und Ritterweſen haben ihre Zeit gemacht, ſich abgenutzt, ſeien zu den Todten geſchieden. Ich werde weiter unten dieſe Anſicht prüfen. Aber was man auch von dem Lehensinſtitute und der bisherigen japaniſchen Verfaſſung denken möge, Eines wird von Niemandem in Abrede geſtellt. Bei Ankunft der Europäer und bis in die letzte Zeit war das japaniſche Volk glücklich und zufrieden. Mit Ausnahme der koloſſalen Einkünfte einiger Großdaimio, denen jedoch die mit der Stellung des Beſitzes verbundenen Laſten entſprachen, wozu noch kam, daß dieſe fürſtlichen Vermögen gewiſſermaßen als Gemeingut des Klanes betrachtet wurden, gab es wenig übergroße Vermögen und wenig Arme. Obgleich ein großer Theil der Bevölkerung Waffen trägt, kamen verhältnißmäßig wenig blutige Ausſchreitungen vor. Die Geſchichte dieſes Landes kennt keine Greuelthaten wie die an Scheußlichkeit Alles über-

*) Tales of old Japan, bereits citirt.

bietenden Massenmorde der chinesischen Taeping. Selten wurde hier die öffentliche Ruhe gestört, und in keinem heidnischen Lande sind Leben und Eigenthum besser gesichert. Die Bodenkultur, die bedeutende Entwickelung einzelner Gewerbszweige, der Geschmack an den Künsten und ihre Uebung zeugen von einer alten und, innerhalb gewisser Grenzen, weit gediehenen Civilisation. Gewiß, diese Civilisation ist unvollkommen und lückenhaft, weil ihr das Licht und die Wohlthaten des Christenthums fehlen. Grausame Gebräuche verunstalten die Ritterlichkeit, traurige Auswüchse das Ehrgefühl, welches dieses Volk in so hohem Grade auszeichnet. Grober Aberglaube verdunkelt die Geister, hemmt die Erhebung der Gemüther, die in den Lehren des Buddhismus, zu dem sich die große Mehrzahl bekennt, nur geringe Befriedigung finden. Unglaube und Zweifelsucht haben sich der höheren Klassen bemächtigt. Die Familie bildet zwar die Grundlage der staatlichen Einrichtungen; aber die Frau, obgleich weniger Sklavin und geachteter als in irgend einem anderen heidnischen Gemeinwesen, harrt noch der Anerkennung ihrer Würde.*) Daher eine entsetzliche Erschlaffung der Sitten; doch kommen die grauenhaften Laster, welche das chinesische Volk beflecken, in Japan selten vor. Die Achtung der väterlichen Gewalt, die Treue gegen den Häuptling des Klanes, des gemeinsamen Vaters aller Stammesangehörigen, Tapferkeit, Verachtung des Todes, den man sich selbst gibt, wenn es die Ehre erheischt, waren und sind die am höchsten geschätzten und meist verbreiteten Tugenden dieser heitern, artigen, liebenswürdigen, sorglosen und ritterlichen Nation.

Während Jahrhunderten hatte das Shogunat im Staate einen ungeheuren Platz eingenommen. Jetzt war es verschwunden. Die Lücke, die es zurückließ, mußte ausgefüllt werden. Daß dies

*) Der Ehegatte schickt sein Weib einfach weg und macht hiervon die Anzeige an den Häuptling seines Klanes. Ist diese Formalität erfüllt, so betrachtet er sich als gesetzlich geschieden.

nicht ohne Erschütterungen, ohne Kämpfe geschehen konnte, lag am Tage. Aber Niemand hatte die Tragweite der Umwälzung vorausgesehen.

Kaum war der Bürgerkrieg beendigt, als seine vornehmsten Urheber, die Männer nämlich, welche sich zum Sturz des Shogun verschworen und ihn herbeigeführt hatten, die Fürsten von Satsuma, Choshiu, Tosa und Hizen an den Mikado ein Gesuch richteten. Der Verfasser der Schrift, und wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade der Einflüsterer der Gedanken, die sie enthielt, war ein gewisser Kido, ein einfacher Samurai oder Zweischwertmann aus dem Klane der Choshiu, heute eines der einflußreichsten Glieder des Reichsrathes. In diesem merkwürdigen Dokumente bieten die großen Fürsten dem Mikado ihre Domainen und Kriegsleute an. Es war ein Akt der Selbstvernichtung. Das Opfer ward angenommen. Die übrigen Daimio, darunter elf nach längerem Zögern, folgten gezwungen und widerstrebend dem Beispiele ihrer mächtigeren Standesgenossen. Von dem Tage an betrat die Regierung des Mikado die Wege der Reform. Mit unglaublicher Verwegenheit, mit beispielloser Rücksichtslosigkeit schritt sie voran. Die Titel Daimio (hoher Lehensadeliger) und Kuge (vom hohen Hofadel) wurden abgeschafft und durch die allgemeine Bezeichnung Katsoku, adelig, ersetzt. Die Daimio wurden zwar an der Spitze ihrer Klane gelassen, aber nur als Vertreter und Statthalter der Regierung, von Lehensfürsten wurden sie durch einen Federstrich zu Beamten degradirt. Bald darauf*) fand ein Ministerwechsel statt. Die eigentlichen Leiter der Bewegung vom Jahre 1868, Iwakura und die vorzüglichsten Rathgeber der vier Fürsten hatten bisher hinter den Koulissen gewirkt. Jetzt betraten sie die Bühne. Mit Sanjo und Saigo bilden sie dermalen das Ministerium und den Rath des Mikado.

Ich habe in diesen Blättern bereits der bedeutsamsten Akte

*) August 1871. Während einer meiner Reisen im Innern.

erwähnt, welche die neuen Minister, ihre Urheber, mir selbst mitzutheilen und zu erklären die Güte hatten.

Vor Allem die Abschaffung der „Han" und Umwandlung dieser bisher den großen Lehensherren gehörigen Städte in „Ken" oder kaiserliche Städte. Es war mit andern Worten die Vernichtung der Verfassung. Das Land vernahm die Kunde mit sprachlosem Erstaunen, die bisher sehr reformfreundlichen Europäer in Yokohama mit unverhehltem Befremden über den ebenso kecken als in seinen möglichen Folgen bedenklichen Schritt.

Die Daimio waren, wie gesagt, aus Lehensfürsten in einfache Staatsbeamte, in Administratoren ihrer ehemaligen Lehen umgewandelt worden. Wenige Tage darauf traf sie ein neuer Schlag. Sie wurden förmlich beseitigt und sollten durch von Yedo gesandte Gouverneure ersetzt werden. Zugleich wurden sie zur beständigen Residenz in der Hauptstadt verhalten. Bekanntlich mußten auch die dem Shogun lehenspflichtigen Daimio sechs Monate des Jahres in Yedo zubringen, aber diese Verpflichtung wurde ihnen auferlegt zur Zeit, wo sie mit dem Shogun in den Lehensverband traten und in Folge eines gegenseitigen Uebereinkommens. Der Erlaß der neuen Minister ist ein Akt der Willkür. Er raubt den höchst gestellten Männern des Reiches ein Recht, dessen selbst der Eta und der letzte Bettler genießt, das Recht zu leben und zu sterben wo seine Wiege stand. Der Fürst Ichikusen hatte sich die Unzufriedenheit der Minister zugezogen. Er wurde durch einen Staatsbeamten ersetzt, nach Yedo berufen und in seinem Palaste (unweit der englischen Gesandtschaft) eingesperrt. Einem alten Brauche gemäß wurde das Ehrenportal des Yashke abgetragen und die Oeffnung mit rohen Balken und Brettern vernagelt. Die Minister rühmten sich ihrer Thatkraft. All dies ereignete sich während meines Aufenthaltes in Yedo.

Die Klane waren durch die Abschaffung der Daimiate in das Herz getroffen. Die Regierung bleibt jedoch hierbei nicht

ſtehen. Sie will die großen Klane in mehrere kleine zerſpalten, mehrere kleine zu größeren vereinen. Ein Werk der Zerſtörung, die Auflöſung der Nation in Atome!

Die Regierung verkündigte die Abſicht eine kaiſerliche Armee zu bilden. Die großen Daimio wurden aufgefordert, ihre Kriegsmannen und ihr Kriegsmaterial nach Yedo zu ſchicken, und die Häupter der vier großen Klane beeilten ſich ſcheinbar einem Befehle zu gehorchen, der einen weſentlichen Theil ihres Programms ausmacht. Der Freude der Machthaber in Yedo entſprach das ſprachloſe Erſtaunen des Publikums. Ein ähnliches Beiſpiel von bis zum Selbſtmorde gehender Opferfreudigkeit war noch nicht dageweſen. Weil man Kaſernen brauchte, vergriff man ſich an den Klöſtern der Shiba. Mit oder ohne Entſchädigung wurden die Bonzen ausquartiert. Die Soldaten erhielten europäiſche Uniformen und Waffen.

Auch die religiöſe Frage konnte ſich dem Wirken der Regierung nicht entziehen. Die neuen Miniſter proklamirten die Rückkehr zu den reineren Dogmen der Staatsreligion der Mikado. Demgemäß befahlen ſie die Zerſtörung der buddhiſtiſchen Symbole und Götzenbilder in den ehemaligen Shintotempeln. Die Ausführung wäre in Wirklichkeit die Vernichtung der vom Volke am meiſten beſuchten und verehrten Heiligthümer, mittelbar die Ausrottung der Buddhareligion. Schon ſpricht man von der Abtragung der prachtvollen Shiba-Gräber, dem Höchſten, was japaniſche Kunſt geleiſtet hat. Im ganzen Lande begann die theilweiſe Einziehung der Kirchengüter. Die vertriebenen Mönche haben Anſpruch auf eine kleine Geldentſchädigung. Außerdem entband ſie das Miniſterium von dem Gelübde der Keuſchheit. Hierdurch hofft es den wehklagenden Mönchen den Mund zu ſchließen. Das Volk ſieht zu, ſchweigend, beſtürzt, ich möchte ſagen, betäubt und den eigenen Augen nicht trauend. Es begreift die Machthaber nicht. Es fragt ſich, warum ſie die Prieſter mißhandeln, die Prieſter und die Götter!

Noch eine andere Quelle der Unzufriedenheit kommt hier

in Betracht. Die Finanzlage ist nicht glänzend und die Neuerungen sind kostspielig. Es gibt keinen einfacheren Staatshaushalt als den, der bisher bestand. Der Mikado, der Shogun, die Daimio, der Bauer lebten von dem Erträgnisse des Bodens. Der Landmann zahlte seinem Daimio eine gewisse Steuer, dieser seinen Tribut, je nach seinem Lehensverhältniß, an den Mikado oder an den Shogun. Die Kriegsleute des Letzteren, die Hatamoto waren mit Grundstücken belehnt. Die Samurai des Mikado und der Daimio bewirthschafteten ihre kleinen Felder; ihre Haupteinkünfte bestanden aber in einer gewissen Anzahl von Koku Reis; der Preis des Koku war ein veränderlicher; im Durchschnitt galt er ein Pfund Sterling. Der Kaufmann und der Gewerbtreibende im Allgemeinen waren steuerfrei. In Jahren der Mißernte wurde die Grundsteuer nicht erhoben, sondern auf die folgenden Jahre repartirt, vorausgesetzt, daß die Ernte reichlicher ausfiel. Diese Erleichterung entsprach dem Wesen der gegebenen Zustände. Der Fürst war der Vater des Klanes; wenige dieser Herren vergaßen, daß ihre Unterthanen zugleich Glieder ihrer Familie sind, und daß die Verarmung des Bauern auf den Herrn zurückfällt. Der neue Staat, das komplicirte Räderwerk der neuen Einrichtungen, die kostspielige Verwaltung machen ähnliche Nachsicht unzulässig. Fortan werden die Steuern, ohne Rücksicht auf das Ernteerträgniß, mit unerbittlicher Strenge eingetrieben. Daher die bereits sichtbaren Spuren der Unzufriedenheit in der so wichtigen Klasse der Bauern, das heißt in der großen Mehrzahl der Bevölkerung. Um ihnen eine Erleichterung zu gewähren beabsichtigt die Regierung, was sie bei ihren steigenden Ausgaben gewiß nicht vermag, die auf dem Landmanne lastenden Steuern zu verringern, und, was sie jedenfalls thun wird, die bisher steuerfreien Kaufleute und Industriellen zu besteuern. Die Wirkung kann nur eine Vermehrung der Unzufriedenen sein. Aber die Regierung verfügt noch über andere Hülfsquellen. Die Daimio haben ihre Ländereien und somit ihre gesammten Einkünfte auf dem

Altar der Reformen niedergelegt. Die Regierung eignet sich diesen Besitz an und läßt den ehemaligen Eigenthümer im Genusse des Zehntels seiner frühern Einkünfte; dagegen übernimmt sie die mit seiner bisherigen Stellung verbundenen Lasten. Außer dem Ankaufe von Kriegsschiffen und der Anschaffung von Kriegsmaterial, wodurch sich einige der großen Fürsten während des Bürgerkriegs verschuldeten, bildet der Unterhalt der Samurai die bedeutendste dieser Lasten. Es wurde bereits oben gesagt, daß die Regierung beschloß, diesen Männern mit einem oder zwei Schwertern zwei Drittel ihrer bisherigen Pension auszuzahlen und das dritte in einen öffentlichen Fonds zu verwandeln, mit dessen Hülfe sie hofft binnen zehn Jahren die andern beiden Drittel zu liquidiren. Inzwischen ist das edle Metall verschwunden; man sieht nur Kupfermünzen und Papiergeld. Hierauf beschränken sich vorläufig die theils beabsichtigten, theils vollzogenen oder im Zuge befindlichen Finanzmaßregeln der Reformatoren. Geldnoth und Verlegenheit steigen mit jedem Tage. Zwei Ursachen sind sie zuzuschreiben. Zunächst der Störung aller bestehenden Verhältnisse durch die plötzlichen und tiefgreifenden Reformen, und als unmittelbare Folge dieser Störung einer bedeutenden Verringerung der Einkünfte. Die zweite Ursache der Geldverlegenheit des Staatsschatzes ist die ungeheure Vermehrung der Ausgaben. Man betrachte nur, was die Regierung mit Einem Schlage ausführen will: Schaffung einer Centralverwaltung nach dem kostspieligen Vorbilde der europäischen Administrationen; Schöpfung und Unterhalt einer kaiserlichen Armee; Errichtung von Schiffswerften und Telegraphenlinien; Bau von Eisenbahnen; Gründung von Schulen, besonders für den Unterricht in fremden Sprachen; Vollendung und Ausschmückung der mit dem äußersten Aufwande neu erbauten Münze in Osaka; endlich, eine große Wohlthat, Vermehrung der Leuchtthürme an den Küsten und im „Inneren Meere". Zu all diesen Werken bedarf man der Fremden. Mit ungeheuren Besoldungen werden europäische und

amerikanische Ingenieure, Architekten, Militärinstruktoren angestellt, sogar Rechtsgelehrte (!) und eine gehörige Anzahl englischer, französischer und deutscher Schullehrer. Junge Leute werden nach Europa und Amerika geschickt, die einen „für das Auge", die andern „für den Mund", das heißt als einfache Reisende mit dem Auftrage, europäische Ideen einzusaugen und nach Hause zu bringen, oder als Studenten, die auf unsern Lehranstalten Vorträge über Medicin, Mechanik und Naturwissenschaften hören sollen. Während ihrer Abwesenheit werden sie frei gehalten und beziehen überdies eine Gratifikation von tausend Dollars. Wie mir versichert wird, beläuft sich die Zahl dieser jungen Emissäre bereits auf mehr als fünfhundert, die hierdurch dem Staate verursachte Auslage auf mehr als dreimalhunderttausend Pfund Sterlinge! Englische, deutsche, französische Bücher, meist oberflächliche Auszüge aus unsern Konversationslexika, werden auf Staatskosten übersetzt, gedruckt und im Publikum verbreitet.

Im Widerspruche mit diesem glühenden Verlangen Japan plötzlich in den Besitz aller Wohlthaten der europäischen Civilisation zu setzen, stehen der Haß der Reformatoren gegen das Christenthum, die grausame Verfolgung der eingeborenen Christen, welche die letzten Shogune wenig belästigten, das schroffe Zurückweisen des freundschaftlichen Einschreitens der europäischen Diplomatie.

Und nun, wer sind die wahren Urheber der Revolution von 1868? Wer beutet den Umschwung aus? Was ist das angebliche, was das geheime, das wahre Ziel dieser Männer?

Hören wir zunächst Stimmen von Eingeborenen. Iwakura sagte mir, was er Jedermann sagt: „Die Nation liebt und verehrt den Mikado. Der Shogun war ein Gegenstand des Abscheues, sein Sturz eine Nothwendigkeit geworden. Nun hatte er aber die ihm lehenspflichtigen Daimio im Zaume gehalten. Von jeher unruhig, strebten sie, als sein Sturz erfolgt war, nach vollständiger Unabhängigkeit. Dies mußte verhindert

werden. Der Mikado allein war berufen, ihren Widerstand zu brechen. Dies setzte die Wiederherstellung seiner Macht voraus, und dies Werk wird jetzt vollzogen, in drei Jahren wird es vollendet sein." So lautet die officielle Sprache. Allerdings gibt sie nur wenig Licht. Aber ich sah eine äußerst merkwürdige Denkschrift, die offenbar aus den ersten Monaten der Revolution herrührt, also aus einer Zeit, wo die Vertreibung der Barbaren noch auf dem Programme der vier siegreichen Klane stand. Sie ist überschrieben Fuku-ko-ron: „Rückkehr zum alten Regierungssystem".*)

„Man glaubt allgemein und man behauptet vielseitig, der Kaiser vermöge nicht das Reich durch längere Jahre zu regieren. Wer dergleichen sagt, beweist, daß er nicht zu denken und nicht zu beobachten versteht, daß ihm die Gabe fehlt, in den Zeichen der Zeit zu lesen." Nun folgt eine geschichtliche Auseinandersetzung. Der Zweck des Verfassers ist, im Gegensatze mit der Wahrheit, wie ich glaube, den Beweis zu liefern, daß die Mikado während zweitausend Jahren ohne Mitwirkung der Militärkaste regiert und ihr höchstens vorübergehend und zwar aus freiem Willen die Zügel überlassen hätten. Dann fährt er fort:

„Diesmal ging die Wiederherstellung der kaiserlichen Vollgewalt vom Volke aus. Die Bewegung begann unter den Ronin**), ergriff sodann die Kerai, später die Karo, endlich die Daimio (das heißt, sie stieg von unten nach oben). Also im Volke entstanden, verbreitete sie sich immer mehr und endete mit der Rückkehr der ganzen Nation zur alten Regierungsform. Hieraus folgt, daß der Mikado, selbst wenn er diese Politik

*) Diese Schrift befindet sich, wenn ich nicht irre, unter den dem englischen Parlamente mitgetheilten Papieren.

**) Anspielung auf die sechshundert Ronin, welche sich 1865 in den Provinzen Yamato und Tajima unter der Führung einiger Kuge gegen den Shogun empörten. Sie wurden zersprengt. Die Kuge flohen zum Fürsten von Choshiu.

verlaſſen wollte, es nicht vermöchte; denn die öffentliche Meinung würde dies verhindern. Man hört ſagen: Die gegenwärtige Bewegung iſt dem Anſchein nach die Wiederherſtellung der kaiſerlichen Macht, in der That aber kommen die Daimio an die Gewalt. Dies heißt, ſich über die Thatſachen täuſchen. Das Volk hat die Bewegung begonnen, das Volk hat ſie zu Ende geführt. Wie könnten die Daimio ſie zu ihren Gunſten ausbeuten? Wer den Gang der neuen Regierung prüft, muß einſehen, daß ſie in allen, ſelbſt den unbedeutendſten Angelegenheiten zuerſt die Meinung der Daimio vernimmt. Dann entſcheidet der Mikado. Wahres Ideal einer volksthümlichen und nationalen Regierung! Die Förderer dieſer Revolution waren ohne Zweifel zuerſt Satſuma, Choſhiu und Toſa; ſpäter ſchloſſen ſich die andern Daimio an und leiſteten kräftigen Beiſtand. Wer ſich alſo gegen das zweckmäßige und billige Uebereinkommen auflehnen wollte, begegnete dem Widerſtande der vereinigten Kräfte des Reiches.... Wie kam es, daß die untern Klaſſen die Bewegung hervorriefen? Seit zweihundert Jahren gewöhnte ſich das Volk daran, die Frage von der Unterwürfigkeit, die man dem Souverain ſchuldig ſei, zu erörtern. Es zählte die in den letzten Zeiten des Shogunats begangenen Verbrechen. Aus Anlaß des Abſchluſſes von Verträgen mit den auswärtigen Barbaren deutete das Volk ſeine Entrüſtung durch einige Vorgänge an.“ Dieſe Andeutungen waren: die Ermordung des Regenten Ji-Kamon-no-Kami, der Mordanfall auf den zweiten Miniſter des Aeußern Tſuſhima, der mit einer ſchweren Verwundung davonkam; die wiederholten Angriffe auf die brittiſche Geſandtſchaft, wobei der Koch und ein Orderley getödtet, der Legationsſekretär Herr Oliphant (der Schriftſteller) ſchwer verwundet wurde; der Aufſtand der ſechshundert Ronin, die Scheidung des Klanes von Mito in zwei Parteien, deren eine ſich für den Mikado erklärte.*)

*) Dieſe Vorfälle ereigneten ſich in den Jahren 1860, 1862 und 1865.

Diese offenbar von den Häuptern der Bewegung eingegebene Denkschrift ist reich an absichtlichen Entstellungen der Thatsachen und an inneren, übrigens durch die Lage der leitenden Männer erklärlichen Widersprüchen. Aber auf den Ursprung der Revolution und auf ihre Richtung wirft sie ein helles Licht. Zuerst wird die allgemeine Volksansicht von der traditionellen Regierungsunfähigkeit der Mikado zu widerlegen versucht; sodann der Bewegung ein wesentlich demokratischer Charakter unterschoben. Das Volk, das in Wahrheit mit gekreuzten Armen zusah, habe die Bewegung begonnen, um die herrschende Militärklasse, die Samurai, der usurpirten Gewalt zu berauben, während es gerade die Samurai waren, welche unter den Fahnen ihrer Klansfürsten den Shogun zu Falle brachten! Die Denkschrift bezeichnet als ersten Zweck der Revolution die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht, fügt aber eilends bei, daß es dem Mikado nicht gestattet sei, die Gewalt dem Volkswillen entgegen wieder in die Hände der Kriegerkaste zu legen. Der Volkswille wird also über den Willen des Herrschers gesetzt. Die Schrift gibt zu, das größte Verbrechen des Shogun seien seine Verhandlungen und der Abschluß von Verträgen mit den Barbaren, und sie bezeichnet als Ideal geordneter staatlicher Verhältnisse die Herrschaft der Daimio, das heißt der drei großen Klanhäupter, welche die Bewegung begonnen und durchgeführt und die „der Mikado, bevor er seine Edikte erläßt, um Rath frägt." Ein naives Geständniß, welches jenen Recht zu geben scheint, die die Ersetzung des Shogunats durch eine Oligarchie als den Zweck und als das vorläufige Ergebniß der Revolution betrachten.

Wie lauten nun aber die Ansichten der Europäer, und zwar der Bestunterrichteten von ihnen? Ich fasse die Auskünfte, welche sie mir gaben, in Kürze zusammen. Der Gedanke der Bewegung entsprang in den Köpfen der ersten Räthe der beiden Groß-Daimio von Satsuma und Choshiu. Nun schlossen sich einige Kuge an. Unter letzteren nahmen Sanjo

durch Geburt und Familienverbindungen, Iwakura durch Thätigkeit und geistige Begabung die erste Stelle ein. Die Yashke der Fürsten von Satsuma und Choshiu im Süden, Kiyôto im Centrum, waren die Hauptherde der Intriguen gegen den Shogun. Sein gänzlicher Sturz, Zerstörung seiner Macht, Abschaffung seiner Würde bildeten den nächsten Zweck der Verschwörer. Um sich der Mitwirkung der großen Klane zu versichern, schmeichelte man ihrem Fremdenhaß, fügte man zu dem Feldruf: „Restauration des Mikado" das Losungswort „Vertreibung der Barbaren". Als der erste Theil des Programms verwirklicht war, verlangten daher die Zweischwertmänner mit Ungestüm gegen Yokohama zu marschiren. Da suchte man sie zu beruhigen. „Bedenkt", sagte man ihnen, „daß die Fremden stärker sind als wir, besser bewaffnet, reicher, mit einem Worte in jeder Beziehung uns überlegen. Sie haben Kagoshima und Shimonoseki verbrannt. Sie würden Yedo und Osaka verbrennen. Wartet! Unsere Zeit wird kommen. Vor Allem müssen wir rüsten, unsere Waffen vervollkommnen, unsere Truppen abrichten, von den Barbaren lernen, wie man es anfange, um sie zu vernichten." So ließen sie sich beschwichtigen. Was sind nun aber die Gesinnungen der Häupter in Beziehung auf die Europäer? Hierauf entgegnet man mir: Die Männer suchen vor Allem sich an der Macht zu erhalten; sie theilen nicht den lodernden Haß der Samurai, aber es wäre arge Täuschung zu glauben, daß sie uns lieben. Das Volk, dem die japanische Denkschrift die Initiative der Bewegung zuschreibt, hat nicht den geringsten Antheil daran genommen; es mischt sich überhaupt nie in Politik; gegen die Europäer ist und war es immer artig, liebenswürdig und gleichgültig.

Das bisher Gesagte scheint über jeden Zweifel erhaben. Die angeführten Thatsachen sind erwiesen. Aber Vieles bleibt doch im Dunkel. Um den Schleier zu lüften, nimmt man zu Vermuthungen Zuflucht. So höre ich behaupten: Die Fürsten, überhaupt alle Daimio, seien gänzlich herabgekommene, ver-

thierte, blödsinnige Menschen, blinde Werkzeuge in den Händen ihrer Räthe. Letztere, die sämmtlich der Klasse der Samurai angehören, gaben den Anstoß zur Umwälzung, unter dem Vorwande den Shogun zu stürzen und die Macht des Mikado wiederherzustellen. In Wirklichkeit kümmerten sie sich aber wenig um diese beiden Potentaten. Das drückende Joch ihrer Gebieter, der Daimio (welche sie ja, wie dieselben Stimmen behaupten, ausnutzen und beherrschen!), das Joch der Daimio wollten sie abschütteln. Die aus Europa und Amerika eingeführten demokratischen Ideen der Neuzeit haben sie ergriffen. Das Feudalwesen habe sich hier wie bei uns überlebt. Ein Luftzug reichte hin, um es zu vernichten. Der Verkehr mit den Europäern habe den Literaten die Augen geöffnet; immer weiter verbreite sich der Drang nach dem Fortschritte, der Wunsch, nach unserem Beispiele die Wege der Civilisation zu betreten. Die häufigen Reisen nach Europa und Amerika fördern diese Bestrebungen und sichern ihren Erfolg.

Hierauf erwiderte ich: „Kennen Sie die Fürsten persönlich?" Man mußte gestehen, daß man sie nicht oder nur oberflächlich kenne. Bei feierlichen Gelegenheiten habe man sie gesehen. Ihr Schweigen, der nichtssagende Ausdruck ihrer Mienen fielen auf, aber beide sind in solchen Anlässen durch die Etiquette vorgeschrieben und berechtigen daher zu keinem Schlusse auf die geistige Begabung und den Charakter dieser Herren. Daß sich viele von ihnen durch ihre Minister oder Räthe leiten lassen, ist möglich, ja wahrscheinlich und spricht zu Gunsten jener Annahme. Es kann sein, daß viele von ihnen wenig Verstand und wenig Thatkraft besitzen. Daß aber alle Fürsten und Daimio Idioten seien, bleibt zu beweisen. Ebenso wenig konnte durch Thatsachen dargethan werden, daß die Samurai als Zweck des Aufstandes (unter den Fahnen ihrer Gebieter) den Sturz der letzteren im Auge hatten. Diese Behauptung beruht also vorerst nur auf Vermuthungen. Ich nahm geflissentlich die Geschichte der siebenundvierzig Ronin in mein Tage-

buch auf, weil sie die Apotheose der dem Lehnsherrn schuldigen Treue ist, das heißt der Tugend, welche die moralische Grundlage des Feudalwesens bildet. Allerdings sind seither an hundertfünfzig Jahre verflossen; aber noch heute betet das Volk an den Gräbern der Märtyrer dieses Princips. Dort gab sich auch vor nicht länger als drei Jahren, weil ihm der Eintritt in den Klan eines großen Fürsten verweigert wurde, ein Ronin den Tod. Aber um die Lebenskraft des Lehenswesens, so wie es wenigstens noch im Jahre 1868 in Japan bestand, in schlagender Weise darzuthun, gibt es noch einen andern, wie mir scheint, unwiderleglichen Beweisgrund. Es ist die Geschichte der letzten Revolution. Die Macht des Shogun, obgleich erschüttert, war noch kolossal. Er beherrschte die blühendsten und reichsten Provinzen des Reiches; er verfügte über ein wohldisciplinirtes Heer, seine achtzigtausend Hatamoto; er bezog die Zollerträgnisse der fünf Treaty-Ports und der Häfen von Yedo und Osaka; er genoß der zwar nicht offen ausgesprochenen aber allgemein bekannten moralischen Unterstützung des diplomatischen Korps. Und dennoch wurde er besiegt, besiegt durch drei Fürsten, welche in der Feudalorganisation Alles fanden, was erforderlich ist, um den Krieg zu organisiren und mit Erfolg zu führen: Waffen, Vorräthe, Geld, hauptsächlich aber Männer in hinreichender Zahl, gewohnt die Waffen zu tragen und entschlossen, sie zu tragen unter den Fahnen ihres angestammten Herrn.

Daß es eine öffentliche Meinung gibt, und zwar eine in gewissen Kreisen sehr verbreitete, welche nach Fortschritt lechzt ohne recht zu wissen, worin er besteht, welchen Weg man betreten, wie weit gehen, wo anhalten solle — das Dasein solcher dunkler aber lebhafter, ja feuriger Wünsche, Bestrebungen und Träume steht außer allem Zweifel. Indem sie sich dieser Richtung ergaben, eröffneten die heutigen Träger der Gewalt die Aera des Umschwunges. In ihrem Unternehmen ermuntern und unterstützen sie das fast einstimmige Beifallsjauchzen der europäischen Kaufleute, die wohlwollende Aufnahme, die ihre

häufigen Bitten um Rath in Finanz- und Verwaltungsangelegenheiten bei den fremden Gesandten finden (welche letztere hoffentlich zu weise sind, um auch über die innere Politik eine Meinung zu äußern), die Mitwirkung einer beträchtlichen Anzahl von Amerikanern und Europäern im Dienste des Mikado, endlich das bereits von der andern Seite der Erdkugel herüber tönende Echo, die günstigen Beurtheilungen in der amerikanischen und englischen Presse, die begeisterten Briefe der die Civilisation in vollen Zügen einsaugenden Studenten, der von Amtswegen nach den Vereinigten Staaten, nach England, Deutschland und Frankreich entsandten Jünglinge. Auf diesen Wegen dringen Europa und Amerika in Japan ein.

Ich frage mich, werden die Dekrete der Yedoer Reformatoren auch ausgeführt? Ueber diesen so wesentlichen Punkt geben die immer seltenen und häufig widersprechenden Nachrichten aus dem Inneren wenig Aufschluß. Erwiesen ist nur, daß die Fürsten von Satsuma und Hizen, deren Königreiche, um mich des alten Ausdruckes zu bedienen, sich über den größten Theil der großen Insel Kiushiu erstrecken, erwiesen ist, daß diese beiden Fürsten an Macht und Ansehen in ihren Dominien auch nicht die geringste Einbuße erlitten. Die Residenten in Nagasaki, die dies wohl wissen können, und ein oder zwei im Dienste dieser Potentaten stehende Engländer bestätigen die Thatsache. Wundern dürfen wir uns hierüber kaum; denn Satsuma stand ja mit Chioshiu und Tosa an der Spitze der Revolution und Hizen schloß sich sofort an. Sie waren ihre Urheber, sie beuteten sie aus. Aber die übrigen Daimio, welche gutwillig oder widerstrebend Kido's berühmte Petition unterschrieben, sollten sie geneigt sein, sich wirklich den Todesstoß zu versetzen? Hierüber ist man dermalen noch im Dunkel. Personen, deren Urtheil mir das größte Vertrauen einflößt, darunter einige Missionäre und Diplomaten, bezweifeln es.

Leicht erklärt sich die in den letzten Tagen allerdings etwas gedämpfte Freude der fremden Kaufleute an dem jungen Re-

formwerk. Der Angloſachſe iſt geborner Philanthrop und macht gerne Propaganda für ſeine Lieblingsideen, beſonders für die ſogenannten nützlichen Kenntniſſe. Er gewinnt das Land lieb, in dem er lebt, und jede Neuerung, die ihn an ſeine vaterländiſchen Inſtitutionen erinnert, begrüßt er mit aufrichtigem Beifall. Hierzu tritt das Intereſſe. Die Civiliſation ſoll neue Bedürfniſſe ſchaffen und die engliſche Induſtrie, der engliſche Handel berufen ſein, ſie zu befriedigen. Wird Japan auch zahlen können? Man hofft es in Yokohama. Beſitzt das Land nicht unerſchöpfliche Mineralſchätze?

Aber dieſe roſige Auffaſſung der im Werden begriffenen neuen Zuſtände wird doch nicht von Jedermann getheilt. Auch mißbilligende Stimmen laſſen ſich vernehmen. „Die Miniſter", hörte ich ſagen, „verſtoßen gegen den geſunden Menſchenverſtand, ſie ſind Kinder; ſie zerſtören das Beſtehende, bevor ſie wiſſen, wodurch es zu erſetzen ſei. Sie ſuchen Vorbilder in Amerika und Europa und bedenken nicht, daß ihnen die Mittel fehlen, Aehnliches zu ſchaffen. Sie jagen nach Begriffen, deren Sinn, deren Tragweite ſie nicht verſtehen. Es iſt ein Fieberanfall, der vorübergehen wird. Vielleicht bleibt doch etwas Gutes zurück. Am Ende thun ſie ja nur, was vor ihnen die Wilden auf den Sandwichinſeln thaten: ſie nahmen bekanntlich die europäiſche Tracht an, wenn nicht die Wäſche, ſo doch Pantalon und Gehrock, dazu ein Parlament mit zwei Kammern und ein verantwortliches Miniſterium." Dies iſt die in den Faktoreien am meiſten verbreitete Beurtheilung. Wenig ſchmeichelhaft für die Japaner, die man den Wilden der Südſee an die Seite ſetzt; und überdies ein ſeichtes Urtheil, denn wenn die Miniſter in ihrem Reformwerke gegen den geſunden Menſchenverſtand ſündigen, wie ſoll das Werk der Thorheit und des Widerſinnes in ſeinen Folgen ein gutes und nutzbringendes ſein!

Hören wir nun die weniger zahlreichen entſchiedenen Gegner des japaniſchen Fortſchrittes.

„Die Reformen der neuen Miniſter", ſagen ſie, „voraus-

geſetzt, daß ſie nicht ein todter Buchſtabe bleiben, ſind der Ruin der Daimio, welche ſie des ererbten Anſehens entkleiden, ihrer Einkünfte bis auf ein Zehntel berauben; ſie ſind die gänzliche Vernichtung und Ausrottung der in Bettler verwandelten Samurai. Alſo diejenigen, welche Euch Träger der Regierungsgewalt zur Macht verholfen haben, ſollen widerſtandslos von Eurer Hand und, da ihre Krieger fortan Eure Armee bilden ſollen, durch ihr eigenes Schwert, das Euch gedient, den Todesſtoß erleiden? Kann man dies wirklich für möglich halten? Und dennoch iſt dies der Ausgangspunkt Eurer Reform. Hierzu treten die Finanzverlegenheiten, die unglaubliche Verſchleuderung der Staatsgelder, die Erſchöpfung des Schatzes, die Unmöglichkeit, ihn zu füllen, ohne das Volk zu Grunde zu richten, der unvermeidliche Bankerott, die kindiſchen und lächerlichen Verſuche, die Verfaſſungs- und Verwaltungsformen der am meiſten vorgeſchrittenen Staaten nachzuäffen, die Einziehung der Kirchengüter und als nothwendige Folge die ſteigende Unzufriedenheit der Bauern, der Prieſter*) und vor allen der Kriegerkaſte. Damit das Werk der Reform, ſo wie es unternommen wurde, — und es ward unternommen mit einer Vermeſſenheit, einer Uebereilung und Leichtfertigkeit, die ohne Beiſpiel ſind in der Geſchichte, — damit es gelingen könne, muß man vorausſetzen dürfen, daß die Daimio vollendete Idioten, die tauſendjährigen Bande zwiſchen ihnen und ihren Klansmännern vollkommen zerriſſen, daß die letzteren ebenſo blödſinnig ſeien als ihre Gebieter. Der ſo unabhängige, auf ſeine Rechte ſo ſtolze und ſo eiferſüchtige Bauer, er, deſſen Klaſſe die Mehrzahl der Nation bildet, muß plötzlich unter den egyptiſchen Fellah, unter den Neger in Central-Afrika herabgeſunken, die Bonzen, von der göttlichen Gnade Buddha's erleuchtet, müſſen fortan nur von dem Wunſche beſeelt ſein, ihre Götzen und Tempel in Trümmerhaufen verwandelt, ſich ſelbſt ihrer Reisrationen beraubt

*) Die Zahl der Bonzen ſoll ſich auf zweihunderttauſend belaufen.

und an den Bettelstab gebracht zu sehen. Und alle diese Wunder müssen gewirkt werden, damit es möglich sei, die Nation mit Regierungsformen zu beglücken, welche entlehnt sind wem? den Barbaren, deren Vernichtung die siegreiche Revolution als Losungswort auf ihre Fahnen schrieb! Ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß derlei Experimente nicht auf verzweifelten Widerstand stoßen? Entweder ist die japanische Nation ein todter Körper, oder es blieb ihr noch einiges Leben. Im ersten Falle haben die Reformatoren nichts zu befürchten und nichts zu hoffen. Wie Arzneimittel über Leichname nichts vermögen, so werden auch ihre Reformversuche ohne Wirkung bleiben. Lebt aber das japanische Volk noch, dann wird es nicht sehr lange diese Angriffe dulden gegen sein Eigenthum, seine Gebräuche, gegen die ererbten Zustände und den ererbten Glauben. Es wird aufstehen wie Ein Mann; es wird die vermessenen Thoren niederschmettern, welche die frevelhafte Hand erhoben gegen Alles, was ihm theuer und heilig ist. Anarchie und Bürgerkrieg werden das Land mit Blut und Trümmern bedecken, die europäischen Ansiedelungen bedrohen, vielleicht mit in den Abgrund ziehen, denn die Reaktion wird hereinbrechen unter dem Feldgeschrei: „Tod den Barbaren!" So oder ungefähr so lauten die trüben Ahnungen der Schwarzseher.

Ich selbst finde mich kaum berufen ein Urtheil auszusprechen. Um die Umwälzung und ihre Folgen unparteiisch zu würdigen, fehlen mir manche Vorbedingungen: eine genaue Kenntniß des Nationalcharakters, der an der Spitze stehenden Männer, der Natur ihrer Beziehungen zum Mikado und zu den vier großen Klanen; der Stimmung und Ansichten dieser letztern, des Einflusses und des Ansehens der Regierungsagenten im Innern. Ueber alle diese Punkte befinde ich mich mehr oder minder im Dunkeln oder beschränkt auf Mittheilungen, deren Werth ich nicht ermessen kann und die, obgleich aus den besten Quellen geschöpft, doch meist nichts Anderes sind als Vermuthungen. Jedoch in allen menschlichen Dingen wirken Elemente, die sich

allenthalben wiederfinden, die unter allen Verhältnissen und Himmelsstrichen und, die Lokalfarbe abgerechnet, bei allen Völkern dieselben, ja sehr oft gerade die wichtigsten sind. Wenn ich mich auf diesen Gesichtspunkt stelle, d. h. die letzten Ereignisse in Japan nach ihrem allgemeinen menschlichen Werthe prüfe, so gelange ich zu folgenden Schlüssen:

Zunächst fällt mir in den leitenden Männern ein innerer Widerspruch auf. Ich wundere mich über die Tiefe und zugleich über die Seichtigkeit ihres Geistes.

Die Tiefe. Sie wollten das Shogunat abschaffen. Zu dem Ende ist ihr erster Schritt die Verkündigung der Restauration des Mikado. Damit geben sie ihrem Unternehmen eine rechtliche Grundlage. Sie gehen von einem Princip aus, dem der kaiserlichen Macht, und dies Princip ist das erhabenste in den Augen, das am tiefsten wurzelnde im Herzen der Nation. Um die Beistimmung der Männer zu gewinnen, deren Schwerter sie brauchen, wenden sie sich an die herrschende Leidenschaft des Tages, an den Fremdenhaß. Sie schreiben also auf ihre Fahne: Restauration des Mikado, Vertreibung der Barbaren. Aber der Mikado ist nur ein Begriff, ein kostbarer Talisman, den man besitzen muß, um über die Nation zu verfügen. Von finanziellen, politischen, militärischen Hülfsquellen, von wirklicher Macht keine Spur; aber die moralische ist ungeheuer. Der Mikado hat seine Frauen, seine Kuge, welche von Zeit zu Zeit ihr Flügelkleid von Goldbrokat anlegen und sich vor dem Idol in den Staub werfen; er hat auch einige Samurai; er hat keine Armee. Bald dieser, bald jener große Daimio wird gerufen, oder kommt aus eigenem Antriebe, um mit seinen Mannen die Wache zu beziehen bei der geheiligten Person des Sohnes der Götter. Demungeachtet scheint es ausgemacht, daß ohne den Mikado nichts zu erreichen ist. Die letzten Ereignisse sprechen für dies Axiom. So lange der Fürst von Aidzu das Schloß in Kiyôto besetzt hält, stehen die Angelegenheiten seines Freundes des Shogun ganz gut. Daher suchte Choshiu, bevor

er das Zeichen zum Aufstande gab, sich vor Allem der Person des Kaisers zu bemächtigen; einmal, was bei Zeiten verrathen wurde, indem er ihn in einen Tempel vor der Stadt zu locken suchte; sodann indem er mit seinen Truppen in Kiyôto gewaltsam eindrang. Diesmal wurden sie zurückgeworfen. Aber am Ende fiel der Talisman in die Hände der Verschworenen. Von dem Tage an war die Sache des Shogun verloren. Also neben einer sehr großen moralischen Macht eine entsprechende materielle Ohnmacht. So steht es mit dem Mikado. Wenn man daher, um die durch das Verschwinden des Shogunats entstandene Lücke auszufüllen, nichts Anderes hatte als den Mikado, der Alles ist als Princip und nichts als wirkliche Kraft, so lag am Tage, daß jeder Versuch, eine kräftige Regierung und dauerhafte Zustände zu gründen, nothwendig scheitern mußte. Dann zerfiel das Reich in große und kleine, völlig unabhängige Daimiate. Also entweder Bürgerkrieg oder beständige Anarchie. Dem kräftig organisirten Shogunat mußte eine gleichfalls kräftig organisirte Gewalt folgen, bereit und im Stande sogleich den Nachlaß des erstern zu übernehmen. Diese neue Gewalt war die der vier Fürsten, welche, gleichviel ob sie selbst oder ihre Räthe den Gedanken der Bewegung zuerst gefaßt, die ihn ausgeführt, die die Last des Krieges getragen, den Sieg errungen, den Gegner vernichtet hatten. Die Revolution von 1868 hat keinen Sinn, oder sie ist die Ersetzung des Shogunats durch die Herrschaft der vier Fürsten unter der nominellen Oberherrlichkeit des Mikado. Für den letztern hatte die Umwälzung eigentlich keine andere Folge als die Verlegung seiner Residenz. Yedo war der Mittelpunkt der Macht des Shogun geworden; es hatte dieselbe Bedeutung für seine Nachfolger, die vier Fürsten. Nun konnten sie aber, sie oder ihre Mandatare, den Mikado nicht aus der Hand geben. Der Talisman wurde also von Kiyôto nach Yedo gebracht. Hiermit will ich nicht sagen, daß sie dem Kaiser Gewalt anthun. Im Gegentheil, der junge Herr soll an allem was um ihn her vorgeht Gefallen finden. Er

weiß nicht was sie thun. Also thatsächlich lassen sich die neuen Zustände so definiren: mehr oder minder unbeschränkte Kollektivherrschaft der vier Klanhäupter über alle Theile des Reiches ausgeübt im Namen des Mikado durch seine Minister, die aber in der That die Mandatare der vier Fürsten sind. Ein tief und klug angelegter Plan, dem eine richtige Auffassung der gegebenen Verhältnisse zu Grunde liegt.

Die neue Regierungsgewalt bedurfte des Haltes einer bewaffneten Macht. Die Hatamoto des Shoguns hatten sich zerstreut; ihrem ehemaligen Herrn ergeben, konnten sie der neuen Regierung kein Vertrauen einflößen. Der Mikado, wie bereits gesagt, besaß niemals eine Armee. Blieben also die Klane der vier Fürsten, welche in den entferntesten Theilen des Reiches leben. Hier beginnen die Schwierigkeiten und mit den Schwierigkeiten die Fehler, Fehler entsprungen aus Leichtsinn und seichter Auffassung der Lage. Die vier Fürsten hatten dem Mikado ihre Territorien angeboten und die anderen Daimio gezwungen dem Beispiele zu folgen. Nun hieß es ein zweites Opfer bringen. Die Kriegsleute sämmtlicher Klane sollten nach Yedo geschickt werden. Aus ihnen gedachte man die Armee des Kaisers, besser gesagt, die Armee der neuen Kollektivgewalt zu bilden. Eine tief eingreifende und weittragende Maßregel, die für den Augenblick im Interesse der vier Fürsten lag, denn sie setzte sie in Stand ihre neue Macht im Centrum des Reiches zu befestigen und die übrigen Daimio unschädlich zu machen, indem sie sie entwaffnete. Zugleich aber zerstörte sie das Klanwesen, aus welchem sich das politische Leben der Nation entwickelt hatte, in seinem innersten Wesen. Also vom Standpunkte des augenblicklichen Bedürfnisses beurtheilt, war die Maßregel vortrefflich, aber, in socialer Beziehung und wegen ihrer nothwendigen Wirkungen, halte ich sie für höchst verderblich, selbst für die vier Fürsten, denn indem sie die Klanverfassung vernichteten, zerstörten sie zugleich die Grundbedingungen ihrer eigenen Existenz.

Die Centralregierung besteht aus einigen Ministern, deren

bedeutendſter Iwakura iſt, und aus vier kaiſerlichen Räthen, den Abgeordneten der vier großen Klane. Dieſe vier Abgeordneten theilen die Regierungsgeſchäfte mit den Miniſtern; zugleich kontroliren und überwachen ſie dieſelben. Kido iſt, wie bereits erwähnt, unter ihnen der thätigſte und begabteſte. Auch Saigo leiſtet große Dienſte. Die oberſte Leitung des Staates liegt alſo in den Händen der Männer, welche für die vier Fürſten und mit den Truppen derſelben die Revolution von 1868 gemacht haben. Wenn ſie den Titel von kaiſerlichen Miniſtern und kaiſerlichen Räthen führen, ſo geſchieht dies, weil man die kaiſerliche Macht als Princip aufrecht erhalten will und muß. Thatſächlich ſind ſie die Mandatare der Fürſten; ihre Macht beruht auf dem Zuſammenwirken dieſer Fürſten und, da die Fürſten wie man glaubt ſich in der Hand ihrer Räthe befinden, auf dem Zuſammenwirken dieſer Räthe, welche ſich ihrerſeits auf die leitenden Männer in den Klanen ſtützen. Dabei beobachtet man folgendes Verfahren. In Yedo wird eine wichtige Maßregel geplant. Die Miniſter und die vier Räthe ſind hierüber einverſtanden. Das Programm wird von letzteren nach den Provinzen geſchickt, dort von den herrſchenden Koterien eines jeden Klanes geprüft und wenn angenommen in Form einer Petition an die Miniſter zurückgeleitet. So entſtehen die reformatoriſchen Dekrete der Regierung, die, indem ſie ſie verlautbart, ſich auf die Wünſche der öffentlichen Meinung beruft. Als Beweis werden die Petitionen publicirt. Mit anderen Worten, die Oligarchie in Yedo ſtützt ſich auf die kleinen Oligarchien in den vier Klanen. Daher das unabläſſige Kommen und Gehen der Sendboten zwiſchen der Hauptſtadt und den Reſidenzen der Fürſten von Satſuma, Choſhiu, Toſa und Hizen. Wird ſich dieſer Zuſtand lange als haltbar bewähren? Unter dem Drange unabweislicher Bedürfniſſe nimmt die Regierung in immer ſteigendem Maße die Lebenskräfte der Klane, ihr Blut und ihre Habe in Anſpruch. Sie muß es thun, damit das Räderwerk der neuen Staatseinrichtungen nicht in Stocken

gerathe. Man hat die Daimiate wenigstens auf dem Papier zerstört, die Samurai zu Grunde gerichtet, die Klane am Sitze ihres Lebens tödtlich getroffen; man sieht sich genöthigt dem Volke eine unerschwingliche Steuerlast aufzubürden; man nimmt zu den verderblichsten Finanzoperationen Zuflucht. Die nächste, die unausbleibliche Wirkung ist ohne Zweifel ein rasches Sinken des allgemeinen Wohlstandes. Kann man annehmen, daß die großen Klane obgleich die Herren und Meister hiervon unberührt bleiben; daß in ihrer Gesinnung, unter dem Drucke der steigenden Noth, nicht früher oder später ein Umschwung eintreten; daß sie nicht die Leitung ihrer Angelegenheiten den heute herrschenden Koterien entziehen und altkonservativen Männern anvertrauen werden? Doch über die Stimmung der Klane fehlt mir (wie allen Europäern in Japan, auch den bestunterrichteten) verläßliche Auskunft. Noch ein anderer Umstand kommt hier in Betracht. Was geht im Herzen der Vertreter dieser Klane in Yedo vor? Mir scheint, es liegt in der menschlichen Natur und in den gegebenen Verhältnissen, daß im geeigneten Augenblicke diese Männer (Iwakura, Kido und ihre Genossen) versuchen werden die Vormundschaft der vier Klane abzuschütteln. Je mehr die Bildung des kaiserlichen Heeres vorschreitet, um so mehr werden sie die eigenen Kräfte fühlen, um so weniger sich in der Rolle einfacher Mandatare gefallen.

Schon die am Ende des Bürgerkrieges in das Ministerium berufenen Männer hatten Reformen nach europäischen Mustern beabsichtigt. Ihre Nachfolger, die wirklichen Urheber der Revolution, ergeben sich derselben Richtung mit verdoppeltem Eifer. Alle eben erwähnten so überaus radikalen Maßregeln: Entsetzung und Plünderung der Daimio, mittelbare Zerstörung der Klane, Zugrunderichtung der Militärklasse waren das Werk der wenigen Tage, die seit dem Amtsantritte der gegenwärtigen Minister verflossen sind. Zugleich haben sie einen Feldzug gegen den Buddhismus, die Landesreligion, eröffnet und, nur die mächtigen Montoiten schonend, einen Theil der Kirchengüter einge-

zogen. In dem Maße, in welchem das Ministerium mit den alten Traditionen und ihren Anhängern bricht, stützt es sich auf die neue Meinung, welche die Vorbilder der zu schaffenden Staatseinrichtungen in Amerika und Europa sucht. Gewiß, meine Absicht ist nicht die merkwürdigen Männer, die heute an der Spitze des Landes stehen, zu verunglimpfen oder dem Verdachte preiszugeben. Solange nicht das Gegentheil erwiesen ist, halte ich ihre Absichten für rein, ihre Vaterlandsliebe für unzweifelhaft. Ich fühle in mir keine zärtliche Vorliebe für Gott Buddha, aber ich fürchte, daß, indem man seine Tempel und Statuen zerstört, angeblich um die offizielle Religion die keine ist wieder herzustellen, das Volk seines Glaubens und was noch schlimmer der Fähigkeit zu glauben beraubt wird; ein schlechtes Mittel die Völker zu civilisiren und glücklich zu machen! So verführerisch seine äußern Formen sind, so habe ich doch keine Thräne für ein barbarisches Ritterthum; aber dies Ritterthum mit seinen zarten Blüthen und rohen Auswüchsen war entsprossen auf dem Boden der Lehensverfassung, die man zerstört ohne zu wissen, was man an ihre Stelle setzen könne. Ich billige die in den obern Schichten der Nation zu Tage tretende Sehnsucht nach Fortschritt, nach Verbesserung, nach Aufklärung. Auch die Versuche, durch Nachahmung des Auslandes die Wohlthaten der europäischen Gesittung zu erreichen, haben ihre löbliche Seite. Aber die Art wie man zu Werke geht scheint mir auf das Gelindeste gesagt unpraktisch. Die fremden Zeitungen und die meisten Residenten in Yokohama finden, der Weg sei gut, nur schreite man allzu rasch vorwärts. Ich halte auch den Weg nicht für gut. Ich glaube, daß die wahre Reform vor Allem die Herzen rühren muß. Sie muß in sie die Keime der Nächstenliebe legen und der Verzichtung auf sich selbst. Erst wenn das geschehen, wird man Gewaltthaten und Blutrache mit Erfolg verpönen und philanthropische Anstalten gründen können. Durch die Anerkennung der Frauenwürde werden das Eheband geläutert und gestärkt, die Sitten gehoben, die Familie wiedergeboren

werden, und die Familie ist allenthalben die Grundlage der staatlichen Gesellschaft. Dann werden sich die Achtung des Eigenthums und die nöthigen Bürgschaften der öffentlichen Ruhe von selbst ergeben. Ohne diese Bürgschaften ist aber ein wahrer und dauerhafter Aufschwung der Industrie ein leerer Wahn. Dann wird es an der Zeit sein, Telegraphen aufzustellen und Eisenbahnen zu bauen. Damit zu beginnen scheint mir, insofern es sich hier von dem Besten des japanischen Volkes handelt und nicht von einem guten Geschäft europäischer Spekulanten, ein sehr großer Irrthum. Ein Japaner kann lernen wie man einen telegraphischen Apparat handhabt oder eine Lokomotive führt und dennoch ein Barbar bleiben; wenn er an einem Bettler vorübergeht das Bedürfniß fühlen die Schärfe seines Schwertes an dem Unglücklichen zu erproben, oder, weil ihm sein Vorgesetzter einen Vorwurf gab, zur Wiederherstellung seiner gekränkten Ehre sich den Bauch aufzuschlitzen.

Alle diese Fragen werden in den Faktoreien fleißig besprochen. Wenn ich die vorstehenden Ansichten gegen die Herren äußere, so antworten sie mit einem freundlichen Lächeln. Sie sind zu wohl erzogen um laut zu lachen. Aber damit beschwichtigen sie meine Besorgniß nicht, daß diese Reformversuche üble Früchte tragen können. Immer noch war die Berührung unserer Civilisation den wilden oder halbwilden Volksstämmen verderblich, wenn dieser Berührung nicht die Erleuchtung durch das Christenthum vorausging.

Doch genug der Betrachtungen! Nur die Thatsache will ich hervorheben, welche heute im Reiche der aufgehenden Sonne die Zustände beherrscht. Die Minister haben sich in die reformatorische Bewegung gestürzt, sei es um sie zu leiten oder um sie auszubeuten oder um in ihr die Waffen zu finden zum Kampfe mit den Gegnern, mit dem erstaunten, noch schweigend zusehenden, augenblicklich eingeschüchterten, aber vielleicht noch lebensfähigen alten Japan. Hierüber mache ich ihnen keinen Vorwurf. Was ich tadle ist die gänzliche Mißachtung erwor-

bener Rechte, die Willkür, die all' ihre Maßregeln kennzeichnet, der Leichtsinn, dem nichts heilig ist, der Mißbrauch, den sie mit dem Namen des Mikado treiben, dessen tausendjähriges Ansehen wohl erbleichen, ja erlöschen könnte in ihrer ungeübten und vermessenen Hand.

Wie dem auch sei, unter lärmendem Beifallsgejauchze, welches sich aber beim ersten Unfalle in bittern Hohn und Tadel verwandeln wird, ist der Nachen, der die Geschicke eines großen Reiches trägt, vom Ufer gestoßen. Rasch gleitet er mit der Strömung hinab. Wird er den Hafen erreichen? Möglich. Wird er umschlagen und versinken? Wahrscheinlich. Wer weiß es? Nur das ist sicher, daß er nicht anhalten, nicht stromaufwärts zurückkehren kann. Also auf gut Glück voran! Das Schauspiel ist anziehend, aber nicht neu. Schon Guicciardini sagte: Wer eine Neuerung im Staate versucht, sieht nie die Wendung voraus, welche die Bewegung nehmen wird und erlebt selten ihr Ende.

(Ende des zweiten Theiles.)

# Dritter Theil.

---

# China.

CHINA
VON
HUEBNER
VON
ALEXANDER

# I.

## Shanghai.

**Vom 3. zum 8. Oktober; vom 14. zum 16. November.**

Die „Konceſſionen". — Die chineſiſche Stadt. — Sü-kia-wei. — Eine Haydn'ſche Symphonie. — Das Waiſenhaus der Schweſtern. — Handelsverhältniſſe.

(3. Oktober.) Der Himmel grau, die Luft unangenehm kalt. Ein friſcher Muſſun aus Nord-Weſt. Sind wir in Rußland? Geſtern glaubten wir uns unter dem Aequator zu befinden. Und doch haben wir den 31. Breitengrad nicht verlaſſen. Um Mittag trennen uns noch zweihundert Meilen von der Mündung des Yang-tſe-kiang, und ſchon erblaßt das Meer. Gegen Abend iſt es kothfarbig geworden.

---

(4. Oktober.) Um zehn Uhr läuft die New-York in den „großen Fluß" ein. Mit Recht geben ihm die Chineſen dieſen Namen; denn nach dem Amazonenfluß und dem Miſſiſſipi iſt er der größte Strom der Welt. Sein nördliches Ufer bleibt unſichtbar. Zu unſerer Linken entrollen ſich die Ebenen von Kiang-ſu. Einige große Handelsſteamer unter engliſcher Flagge plätſchern in den jetzt windgepeitſchten, blaßgelben Fluthen dieſer rieſigen Goſſe. Pilotenboote und Djonken, letztere haben alle ihr ungeheures Segel aufgeſetzt, laviren wie auf offener See.

Um ein Uhr biegt die New-York in den Hwang-pu ein, dampft den flachen, grünen, mit Dörfern beſäten Ufern entlang

an der französischen Kriegsstation Wusung vorbei. Man könnte sich in Yorkshire glauben. Nichts was den Geist oder die Phantasie anregte. Hundertmal hat man solche Gegenden gesehen. Aber je mehr wir uns der großen Metropole nähern, um so belebter finden wir den Fluß. Schon zeigen sich hinter einem Mastenwalde die imposanten Gebäude der englischen Stadt, die Häuser der amerikanischen Konceſſion, die flatternden Flaggen der Konsulate.

Wir passiren die Docks und Werften der amerikanischen Gesellschaft, deren große, weiß angestrichene, zweistöckige Steamer den Yang-tse-kiang befahren. Weiter oben gewahren wir, kommend und gehend oder vor Anker liegend, die Schiffe der englischen Peninsular- and Oriental-Gesellschaft und der französischen Messagerien, eine Menge Kauffahrteidampfer, die von London, Liverpool, Glasgow gekommen sind, die Flottille der hiesigen großen Häuser Jardine und Russell und, um jedes dieser großen Schiffe wie Planeten um ihre Sonne gravitirend, einen Ring von chinesischen beim Ein- und Ausladen beschäftigten Sampanen. Auch Segelschiffe fehlen nicht, aber seit der Eröffnung des Suezkanals sind sie seltener geworden. Der Dampf beansprucht bereits die Alleinherrschaft über die Meere. Mein patriotisches Auge erfreut sich an dem Anblick der schönen österreichischen Korvette Fasana, die von Kapitän Funk befehligt unlängst hier einlief. Im Hintergrunde des Hafens verirrt sich das Auge in einem verworrenen Knäuel von Masten, Raaen und phantastisch geformten Segeln. Es sind große und kleine Djonken, die unter den Mauern der chinesischen Stadt liegen. Auf ihrem Hintertheile sieht man zwei Augen gemalt. Leider machen die Kapitäne von den ihrigen nicht immer hinlänglichen Gebrauch, oder sie wollen aus Patriotismus den europäischen Steamern zum Spotte hart am Bugspriet vorübersegeln, eine häufige Veranlassung von Unfällen, deren Opfer sie meist selbst sind. Mir machen diese großen, wie mit bösen Absichten auf mich gerichteten Augen einen unheimlichen Eindruck. Sie sind

das freilich lügenhafte Symbol der Wachsamkeit und geben dem Schiffe das Aussehen eines belebten Wesens, eines Ungeheuers, das ausgezogen ist, um uns zu verschlingen.

Wir landen in der amerikanischen Niederlassung, wo mich unser Generalkonsul in Shanghai, zugleich Minister-Resident in China und Japan, Herr von Calice auf das Freundlichste begrüßt. Mit Dank nehme ich seine herzlichst gebotene und glänzende Gastfreundschaft an.

---

Jemehr ich mit dieser Stadt Bekanntschaft mache, um so mehr steigt meine Bewunderung. Zwar hat die Lage in einer flachen sumpfigen Ebene nichts Anziehendes. Die Gegend ist gewiß nicht malerisch, eigentlich entschieden häßlich. Auch die Wohnsitze der reichen Kaufleute, große, imposante, prächtige und anspruchsvolle Gebäude, lassen in architektonischer Beziehung zu wünschen übrig; und was das Klima anbelangt, so erfreut sich Shanghai immer mehr und mehr mit Unrecht des übelsten Rufes. Was ich bewundere ist die Kühnheit, die Ausdauer, die erfindungsreiche, elastische, unermüdliche Thätigkeit des anglosächsischen Genius, der den Gedanken fassen konnte hier eine Stadt zu gründen, der sie wirklich gegründet hat, der den Kampf aufnahm mit der Natur, mit den Menschen, mit den Verhältnissen; der alle Schwierigkeiten überwand: versteckten Widerstand der chinesischen Regierung, Angriffe der Rebellen, Handels- und Finanzkrisen, Eifersüchteleien zwischen den Einwanderern verschiedener Nationalität, Zerwürfnisse im Schooße der brittischen Gemeinde. Gewiß, die Engländer können nicht alles Verdienst beanspruchen; auch der französischen Regierung gebührt ihr Antheil. Aber acht Zehntel der im Handel und der Schifffahrt angelegten Kapitalien kommen aus England, und in der weißen Bevölkerung zählt man vier Engländer auf einen Nicht-Britten. Die große Verschiedenheit zwischen dem französischen Nationalcharakter und dem englischen, so augenfällig im fernsten Osten

wie überall, wo die Flaggen beider Länder neben einander wehen, drängt sich auch hier dem Beobachter auf. Die brittische Faktorei ist die Schöpfung von Privatleuten, welchen ihre Regierung moralische Unterstützung und, vorübergehend und ausnahmsweise, den Schutz der Waffen gewährte. Die französischen Niederlassungen sind das Werk der Regierung. Mit oder ohne Mitwirkung der Landesangehörigen kamen sie zu Stande. Die amtlichen Vertreter Frankreichs schreiten an der Spitze ihrer Kolonisten, die englischen Staatsbeamten bilden die Reserve und den Nachzug der brittischen. Erstere geben ihren Staatsangehörigen den Antrieb und die Richtung; letztere beschützen die Ihrigen und kühlen ihren zuweilen unbescheidenen Eifer. Die Regierungsorgane beider Länder liefern den Landsleuten fortwährend Stoff zur Kritik, und diese Kritik ist nicht immer eine wohlwollende. Die Engländer beklagen sich zu viel, die Franzosen zu wenig regiert zu werden; die Engländer sagen: unser Konsul mischt sich in Alles; die Franzosen: unser Konsul kümmert sich um nichts. In Wirklichkeit sehen sich die brittischen Behörden weniger veranlaßt zu leiten als zu kontroliren, während die französischen Konsuln genöthigt sind zu regieren und manchmal auch zu herrschen. Man denke sich die Wirksamkeit dieser Funktionäre beseitigt, die französische Flagge eingezogen, das im Hafen stationirende Kriegsschiff abgesegelt, und in wenigen Jahren wird die Niederlassung verschwunden sein. Ganz Anderes würde sich in einem solchen Falle in einer englischen Faktorei ereignen. Nach dem Abzuge der offiziellen Vertreter und der Truppen der Königin würden die Residenten zusammentreten, zunächst für Aufrechterhaltung der Ordnung, sodann für Abwehr auswärtiger Angriffe sorgen. Vielleicht gäbe es böse Stunden, aber am Ende würden die achtbaren Elemente das Uebergewicht behaupten und wenn nicht angenehme doch erträgliche Zustände geschaffen werden. Die Franzosen, ich wiederhole es, würden mit den Civil- und Militärbehörden abziehen und die wenigen Zurückbleibenden sich mit

den Eingebornen verschmelzen. Dies hat sich oft ereignet und ist oft gesagt worden, und wenn ich daran erinnere, so geschieht es, weil diese Betrachtung das Verständniß der Zustände in Shanghai erleichtert, und nicht um den Franzosen etwas Unangenehmes zu sagen. Man kann eine große Nation sein, ohne den Beruf für Kolonisirung zu besitzen.

Was versteht man überhaupt unter Kolonisiren? Wäre es die Urbarmachung des Bodens? In dieser Hinsicht gehören die Kolonien Ludwigs XIV. in Canada zu den blühendsten, die es gibt. Wäre es die Ausbeutung des Bodens zum Nutzen der Einwanderer? Dann gebührt ohne Zweifel den Engländern die Palme. Versteht man aber unter Kolonisiren die Verbreitung der Civilisation unter der eingebornen Bevölkerung der besetzten Territorien, so halte ich die Portugiesen und Spanier aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte für die ersten Kolonisatoren der Welt. Die Geschichtsschreibung, die übrigens nicht aus unparteiischen Federn stammt, tadelt mit Recht, wenn die gegebenen Thatsachen wahr sind, die Grausamkeit der spanischen und portugiesischen Konquistadoren. Selbst jene von ihnen, deren Menschlichkeit gerühmt wird, ergriffen zuweilen Maßregeln, die dem Geiste unseres Jahrhunderts widerstreben. Aber die überseeischen Besitzungen dieser Kronen, namentlich der spanischen, waren reich und blühend, die Hauptstädte der Presidencias Mittelpunkte der Civilisation. Die Eingeborenen erschienen dort, nahmen in sich auf, verbreiteten in ihren Urwäldern, zugleich mit dem vielleicht noch schwachen Lichte des Christenthums, die ihnen gleichfalls noch nicht vollkommen klaren Ideen und Gebräuche der gesitteten Welt. Es war ein wirklicher und dauernder Fortschritt. Zeugen, deren Aussagen nicht verdächtig sein können, Männer wie Alexander von Humboldt, welche die amerikanischen Kolonien zu Anfang des Jahrhunderts besuchten, also nachdem Spanien schon lange von dem Range einer Großmacht herabgesunken war, sprechen mit Bewunderung von der trefflichen Organisation der Verwaltung, von der Regel-

mäßigkeit und Ordnung in allen Zweigen des öffentlichen Dienſtes, von der Ruhe und Sicherheit, die in den entlegenſten Gegenden herrſchte, von der praktiſchen Weisheit der unter den Philippen für die Kolonien erlaſſenen Geſetze. Der Hof von Madrid zog allerdings die Metallſchätze ſeiner überſeeiſchen Beſitzungen an ſich, aber das Mutterland gab dafür ſein Blut. Die unabläſſige Auswanderung, welche Spanien am Ende erſchöpfen mußte, iſt in der That eine der Haupturſachen des ſo raſchen Verfalles dieſer edlen und ritterlichen Nation. Noch immer entſenden einige Provinzen ihre ganze Jugend „nach dem andern Ufer", la otra banda, das heißt nach den weſtlichen Geſtaden des atlantiſchen Oceans. Im nördlichen Theile der Halbinſel, beſonders in Aſturien, ſieht man nur Frauen und Greiſe. Die Männer ſind alle (wenn nicht nach Andaluſien) nach der Havana gegangen, nach Peru, nach dem Rio de la Plata. In den entlegenſten Schluchten des kantabriſchen Hochgebirges, in den elendeſten Dörfern fand ich Maueranſchläge mit Ankündigung von Reiſegelegenheiten nach Cuba und Südamerika. Die Schiffe ſegeln von Santander, von Gijon, von Ribadeſilla, von andern kleinen Häfen ab und führen alle, wie dieſe Zettel hinzufügen, einen Arzt und einen Geiſtlichen an Bord. Eine löbliche und nur zu gerechtfertigte Vorſichtsmaßregel, denn die Sterblichkeit während der Ueberfahrt iſt gewöhnlich entſetzlich. Jeder dieſer Auswanderer, und ehedem war dies noch mehr als jetzt der Fall, iſt, meiſt ohne es zu wiſſen, ein Verbreiter der Geſittung, ein Commis voyageur der Civiliſation. Unleugbare Thatſachen beweiſen es. Wo immer das ſpaniſche Scepter herrſchte, findet man indianiſche Stämme, welche das Chriſtenthum und bis zu einem gewiſſen Grade unſere Sitten und Ideen annahmen. Die meiſten Männer, die wir in den ſüdamerikaniſchen Republiken an der Spitze der Geſchäfte ſehen, ſind indianiſcher Abkunft. Unter meinen Kollegen im diplomatiſchen Korps gab es Rothhäute vom reinſten Blut, und ich kenne Damen mit demſelben Teint, welche ſich

von Worth kleiden lassen und die Rouladen der Patti bewundern. Es fällt mir nicht ein, die rothgefärbten Präsidenten der Republik, Minister und Würdenträger als Muster der Staatsweisheit aufzustellen und ich muthe Niemandem zu, sich die musikalische Kritik jener Frauen anzueignen; aber merkwürdig bleibt darum die Thatsache nicht minder, daß Wilde einen ähnlichen Grad von Bildung erreichen konnten. Und dies ist das Werk der spanischen Kolonisation. Können die Engländer Aehnliches aufweisen? Ich spreche hier nicht von Indien, welches ich nicht besucht habe. Ueberall anderwärts, besonders in Nordamerika, ist die Berührung der Anglo-Sachsen den Wilden und Halbwilden verderblich. Sie nehmen nur die Laster der Europäer an, sie hassen, sie fliehen uns (das Vernünftigste, was sie thun können), oder sie verkommen. Im besten Falle bleiben sie was sie waren: Wilde. Uebrigens, wozu Vergleiche anstellen? Geben wir einer jeden der kolonisirenden Nationen die Ehre, die ihr gebührt.

Was haben nun aber die „fremden Teufel" in Shanghai geschaffen, und wie gingen sie dabei zu Werke?

Der Hwang-pu, obgleich in Wirklichkeit nur ein Creek, ist bei Shanghai eine halbe englische Meile breit und zeigt sich als majestätischer Strom. Er fließt von Süd nach Nord und biegt dann plötzlich gegen Ost. In dieser Kurve liegen am linken Ufer die ersten Häuser, welche der vom Yang-tse-kiang Kommende erblickt. Sie gehören zur amerikanischen „Konzession". Diese ist von der englischen durch den Suchow-Creek getrennt und letztere stößt an die französische, welche, die südlichste von den dreien, durch den andern Creek von der chinesischen Stadt geschieden wird.

In der amerikanischen Konzession befinden sich einige Konsulate, einige niedere Häuser, viele große und kleine Magazine und am östlichen Ausgange eine neu gebaute Straße mit schönen kleinen Häusern.

Die englische Konzession ist der große Mittelpunkt der Handelsthätigkeit. Die Einkünfte der Stadt, die aus dem Er-

gebniſſe der Taxen, der Poſtgefälle u. ſ. f. beſtehen, werden in dieſem Jahre ſechzigtauſend Pfund Sterling betragen. Dies gibt einen Begriff von ihrer municipalen Bedeutung. Daher kommt es, daß die vorzüglichſten amerikaniſchen Handelshäuſer, über Vorurtheile hinaus gehend, wie dies dem Yankee ſelten ſchwer fällt, allmälig nach der brittiſchen Niederlaſſung gezogen ſind. Eine Brücke über den Suchow-Creek führt in die engliſche Stadt. Da entwickelt ſich dem Quai entlang, der „Bund" heißt, eine lange Reihe von monumentalen Bauten, wahren Paläſten nach engliſchem Geſchmack. Der exotiſche Zuſatz iſt die unentbehrliche Veranda, die gegen die tropiſche Sommerhitze ſchützen ſoll und gegen die kalten Winde während der ſibiriſchen Winter. Ich kenne wenige ſo impoſante Stadtanſichten. Alle dieſe Häuſer ſcheinen fürſtliche Wohnſitze zu ſein. Sie ſind dem Hwang-pu zugewandt, auf dem die Reichthümer gebracht oder gewonnen wurden, mit deren Hülfe jene Prachtbauten entſtanden. Hier befindet ſich das brittiſche Konſulat: eine Gruppe von Häuſern, darunter der Gerichtshof und die Wohnung des engliſchen Oberrichters, auf einem geräumigen, durch eine Ringmauer eingefriedeten Terrain. Dann folgen die Wohnſitze der Merchant-Princes; unter ihnen fallen die der HH. Jardin und Co. und der HH. Dent beſonders in die Augen. Am Quai, den Häuſern gegenüber, wurde der öffentliche Garten angelegt. In dieſem Augenblicke beugen ſich die ſchönen Bäume unter dem wuchtigen Anprall der „ſchwarzen Biſe" aus Nord-Oſt: da fallen die letzten dürren Blätter! Das Blut gerinnt in den Adern der wenigen Spaziergänger. Dieſer Quai iſt wirklich prachtvoll. Nichts fehlt ſeiner Glorie als ein Steindamm. Aber Stein gibt es hier nicht. Shanghai liegt am Rande einer ungeheuren Alluvialebene, der alles Baumaterial abgeht. An den vielen Landungsplätzen, den Godowns, erſetzen dermalen noch Bretter und Balken den künftigen Granit, und um in ein Boot oder aus dieſem auf die Terra ferma zu gelangen, bedarf es gymnaſtiſcher Künſte.

Brittiſch-Shanghai beſitzt zwei oder drei Kirchen, deren größte wegen Mangel an Geld noch keinen Thurm hat. Hinter dem pomphaften Vorhange, den die Paläſte bilden, dehnt ſich die engliſche Stadt von Weſten bis an den Defenſe-Creek. Dort weicht das Gefallen am Schönen und Ueberflüſſigen den Anforderungen des Nützlichen und Nothwendigen. Man ſieht da Nichts als Magazine, Niederlagen und Kaufläden, letztere mit allen Erzeugniſſen der engliſchen Induſtrie reichlich verſehen. Man könnte ſich in „Oxford-Street" oder am „Strand" wähnen. In dieſer Beziehung erträgt weder Yokohama noch irgend eine europäiſche Stadt in Aſien, Kalkutta und Bombay ausgenommen, den Vergleich mit Shanghai.

In den entlegneren Gaſſen des brittiſchen Settlement hauſen chineſiſche Kaufleute. In ihren Magazinen findet man gleichfalls engliſche Induſtrieprodukte, vielleicht von etwas geringerer Gattung, aber zu auffallend niederen Preiſen. Der Chineſe iſt dem europäiſchen Kaufmann durch die Wohlfeilheit überlegen; mit andern Worten, er begnügt ſich mit geringerem Gewinn und verlangt nicht über Nacht reich zu werden, zwei Eigenſchaften, die bei ſonſt gleichen Verhältniſſen ihm im Laufe der Zeit den Sieg über den weißen Konkurrenten ſichern müſſen. Die Häuſer ſind numerirt, obgleich die Chineſen den Ziffern Namen vorziehen. So entſchieden iſt dieſe Vorliebe, daß ſelbſt große engliſche Häuſer ihre Firmen dem Landesgeſchmacke angepaßt haben. So nannten ſich Dent und Co. „Koſtbar und Gefällig"; Jardin und Co. „Ehrlich und Harmoniſch". In den Straßen ein Gemiſch von gelben und weißen Männern; nur wenige chineſiſche Weiber, noch weniger Europäerinnen. Auch in Shanghai wie in allen Niederlaſſungen des fernſten Orients äußert die Abweſenheit der Frau ihre traurigen Folgen. Indes ſeit ein oder zwei Jahren wird dieſer koſtbare Artikel in größeren Quantitäten eingeführt. Die Handlungskommis reiſen mit Urlaub nach Europa und kommen mit Gattinnen zurück. Die Zahl der verheiratheten Leute vermehrt ſich.

Schon gewahrt man das erſprießliche Wirken der ehrbaren Frau.

Um dieſe Stunde iſt der Bund ſehr belebt. Zu Fuß, zu Pferd, zu Schiebkarren zieht man vorüber. Der Schiebkarren iſt der iriſche Kar, nur vereinfacht, denn er hat nur Ein Rad: ein Chineſe ſchiebt ihn. Zwei Perſonen gewährt er Platz; ſie ſitzen mit gegeneinander gekehrten Rücken; die Füße ſtützen ſie auf ein Brettchen. Ich ſehe ſchöne auſtraliſche und Cappferde, für die ſehr hohe Preiſe gezahlt werden, und kleine gute wohlfeile mongoliſche Ponies. Seit Kurzem bringen die großen Dampfer der Pacific-Company auch Pferde aus Kalifornien. Die Handelsherren halten ſchöne Equipagen; jeder Kommis hat ſein Gig oder ſein Reitpferd.

Wir gehen immer dem Quai entlang und betreten nun die franzöſiſche Konzeſſion. Auch hier heißt der Quai Bund; aber das geſchäftige Treiben hat an der Grenze der engliſchen Niederlaſſung aufgehört. Selbſt die Häuſer der Reſidenten halten den Vergleich mit denen der brittiſchen Stadt nicht aus. Um ſo mehr fällt die Pracht des franzöſiſchen Konſulates, der großen Kathedrale und des Gemeindehauſes in die Augen. Wie iſt hier doch Alles ſo ganz anders! Dort befindet man ſich in einer Faktorei, hier in einer Kolonie. Dort thun die Kaufleute, die Reſidenten Alles, nicht immer nach einem ſorgfältig ausgearbeiteten Plane, oft unter dem Drucke augenblicklicher Bedürfniſſe oder vorübergehender Launen, aber ſie thun, was eben nöthig, und ſie thun es ſelbſt und allein. Hier denkt, überlegt, handelt methodiſch und in den bureaukratiſchen Formen die Regierung. Die Regierung hat Alles erdacht, angeordnet, ausgeführt. Die Reſidenten ſind Gegenſtand der Verwaltung. Widerſtand, wenn ſie dergleichen verſuchen ſollten, wird mit Leichtigkeit gebrochen. Es geſchah einmal, daß der Gemeinderath ſich widerhaarig erwies. Sogleich löſte ihn der Konſul auf; die Rädelsführer in der löblichen Municipalität ließ er einſperren; ſomit hatte die Sache ihr Ende.

Versteht sich, daß wir auch die chinesische Stadt besuchen. Sie liegt, wie bereits gesagt, im Süden der europäischen Concessionen und ist von einer hohen Mauer eingeschlossen. Durch eines ihrer sieben Thore dringen wir in ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen und besehen: den großen Tempel mit seinem Garten, der reicher an künstlichen Felsen ist als an Blumen; die den japanischen weit nachstehenden Theehäuser; endlich mehrere theils elegante, theils von den unteren Ständen besuchte Speisehäuser. Drei Dinge haben diese Restaurationen gemein: die verpestete Luft, den Höllenlärm, den die Gäste machen, den unbeschreiblichen Schmutz der Aufwärter und Köche. Ich las so viele Beschreibungen von chinesischen Städten, daß die erste, welche ich besuche, für mich nicht einmal den Reiz der Neuheit besitzt. Zur Ehre der Shanghaier und zur Steuer der Wahrheit soll aber doch gesagt sein, daß die meisten Reisenden, wie mich dünkt, das Bild, was sie von dieser Stadt entwerfen, mit absichtlich übertriebenen Scheußlichkeiten ausschmücken. Uebrigens, was man in manchen Gäßchen und Winkeln zu sehen und zu riechen bekommt, ist allerdings arg genug.

Um diese unsympathischen Orte zu verlassen, sind wir gezwungen, in einem Strome menschlicher Wesen zu steuern, Ellenbogenstöße zu empfangen und zu ertheilen, überdies uns noch gewissen Unzukömmlichkeiten auszusetzen, die in chinesischen Volkshaufen nie fehlen. Auf einem Platze staut sich die Menge. Die Veranlassung ist ein Taschenspieler. Es gelingt mir durch eine heroische Kraftanstrengung, mich neben den zerlumpten Künstler zu stellen. Armer Bursche, er hat offenbar nicht zu Mittag gegessen und, nach den spärlich gespendeten Sapeken zu urtheilen, steht ihm kein reichliches Abendbrot bevor. Spitzbüberei, Unverschämtheit und Noth sprechen aus seiner feinen, geistreichen Physiognomie. Und doch sind seine Leistungen unglaublich. Ich frage mich, ob dies nicht wirkliche Zauberei ist. Er verschluckte ein halbes Dutzend kleiner Tassen von sehr feinem Porzellan; dann nach einigen Minuten gab er sie wieder auf demselben

Wege von ſich. Ich ſtand dicht neben ihm und ſah es mit eigenen Augen. Anatomen und Aerzte werden um Erklärung gebeten. Vor einigen Tagen producirte ſein Kamerad daſſelbe Kunſtſtück. Er verſchlang die Taſſen, konnte ſie aber nicht wieder ausſpeien und ſtarb unter furchtbaren Schmerzen.

Nun aber, Gott lob, ſind wir im Freien. Die Stadt liegt hinter uns, unſere Lungen erweitern ſich, wir athmen frei auf und keine mephitiſchen Dünſte beleidigen unſer Geruchsorgan. Weit und breit iſt das Land flach, grün, baumlos, einförmig, häßlich. Am Horizont reißt ſich eine mehrſtöckige Pagode vom bleiernen Himmel ab. Unweit dieſes Thurmes, etwa fünf Meilen von Shanghai, liegt in einem ſchön gehaltenen Garten das alte und berühmte Jeſuiten-Kollegium Sü-kia-wei. Im ſiebenzehnten Jahrhunderte gegründet, während der großen Chriſtenverfolgungen wie alle geiſtlichen Niederlaſſungen zerſtört, am Schluſſe des letzten Krieges der Geſellſchaft Jeſu wiedergegeben, beim Anrücken der Tae-ping neuerdings wieder verlaſſen und wieder bezogen nach der Flucht der letzteren, erſtand die große Anſtalt verjüngt aus ihrer Aſche und blüht und gedeiht heute mehr als je zuvor. Alle Patres, mit Ausnahme des Oberen, der ein Italiener, und dreier Chineſen ſind Franzoſen. Alle tragen die Landestracht und den langen ſchwarzen Zopf. Die Zöglinge ſind meiſt Söhne chriſtlicher Eltern und ſalle ohne Ausnahme Eingeborene. Im Waiſenhauſe befinden ſich die von ihren ſehr häufig heidniſchen Eltern gebrachten Knaben. Merkwürdig, aber bis jetzt nicht erklärt iſt die Thatſache, daß ſeit vorigem Jahre, das heißt ſeit dem Blutbade von Tien-tſin, das im ganzen Reiche ein ſo ungeheures Aufſehen erregte, die Zahl der den Prieſtern übergebenen Kinder bedeutend zunahm. Es wurde oft bemerkt, daß die Engländer ihre Sitten und Ueberlieferungen allenthalben bewahren und in die fernſten Himmelsſtriche tragen. Daſſelbe könnte man von den Jeſuiten ſagen. Ueberall gleichen ſich ihre Kollegien. Ein oder zwei Säle; in der Mitte des Hauſes ein Korridor; zu beiden Seiten die kleinen aber rein-

lichen Zellen der Patres, die Schul- und Schlafsäle der Zöglinge, die Küchen und Refektorien, Alles mit dem Gepräge der Ordnung und Zucht. Hier treiben die Zöglinge klassische Studien im chinesischen Sinne und erwerben sogenannte nützliche Kenntnisse. Die Waisen werden zu Handwerkern erzogen. Ein jeder dieser jungen Leute bringt, wenn er in seine Familie zurückkehrt, die Keime der Civilisation mit sich. Alle, Patres und Zöglinge, sehen gesund und heiter aus.

Bevor wir scheiden, will uns der Superior eine musikalische Vorstellung zum Besten geben. Unter der Leitung eines chinesischen Pater spielen die Zöglinge eine Haydn'sche Symphonie. Der hochwürdige Direktor des Orchesters steckt eine riesige Brille auf die Nase und ergreift den Taktstab; die jungen Virtuosen heften ihre kleinen geschlitzten Augen auf die Noten und exekutiren im Schweiße ihres Angesichts, aber gar nicht übel, eine der herrlichsten Schöpfungen des großen Meisters. Haydn in China, von Chinesen vorgetragen! Wir alle konnten uns einer gewissen Rührung nicht erwehren.

Die Mission zählt ungefähr achtzig Priester, deren Mehrzahl in den verschiedenen „Christenheiten" (um mich des üblichen Ausdruckes zu bedienen) der Provinzen Kiang-su und Nganhwei zerstreut ist. Zweimal im Jahre versammeln sie sich hier, um Exercitien zu machen und einige Tage der Erholung, dem Gedankenaustausche und dem Genusse der mäßigen Bequemlichkeiten zu widmen, die das Kolleg zu bieten vermag. Es sind glückliche Stunden im Dasein dieser opferwilligen Männer, deren Leben eine Kette von Arbeit, Gefahr und Entbehrung ist.

Wenige Schritte von Sü-kia-wei befinden sich eine Erziehungsanstalt und ein Orphelinat für Mädchen, beide von Klosterfrauen geleitet.*) Die Vorgesetzte, eine junge Frau von

*) Von der Société des religieuses auxiliatrices des âmes du purgatoire. Die Gründerin ist Fräulein Eugenie von Smet oder, nach ihrem Klosternamen, Marie de la Providence, geb. zu Lille 1825, gestorben in Paris 1871.

angenehmem Aeußern, mit einem ſanften und geiſtreichen Geſicht, empfängt uns mit der ungezwungenen Anmuth einer vornehmen Dame. Sie ſpricht ein Franzöſiſch, wie man es im Faubourg St. Germain hört, aus dem ſie eben gekommen ſcheint, um ſich in dieſer Einöde zu begraben, um hier ihre ſchönſten Jahre, ihre Geſundheit, wahrſcheinlich das Leben den ſchweren Pflichten ihres Berufes zu opfern. Sie zeigt uns die ganze Anſtalt und als ausnahmsweiſe Gunſt auch das den Männern unzugängliche Penſionat. Wir treten in einen großen Hof umgeben von kleinen Zimmern, in welchen die Mädchen von fünf bis ſechszehn Jahren in Altersgruppen getheilt einen ihren künftigen Verhältniſſen entſprechenden Unterricht erhalten. Sie haben ein geſundes Ausſehen, ſind ſehr rein gehalten und einfach aber anſtändig gekleidet. Keine ſchien mir hübſch zu ſein, aber vielleicht bin ich noch zu wenig an Menſchen und Dinge in China gewöhnt, um die weibliche Schönheit nach landesüblichen Begriffen zu beurtheilen. Die jungen Perſonen fühlten offenbar die größte Luſt, die in dieſen Räumen ſeltenen Vögel, Europäer die keine Patres ſind, zu betrachten, aber ſie fügten ſich der Regel, welche in Gegenwart der Vorgeſetzten verdoppelten Eifer vorſchreibt. So entwickeln ſie denn die größte Lernbegier; die einen, ein Buch in der Hand, wiederholen ihre Lektion mit lauter Stimme, andere ſind mit Nadelarbeit beſchäftigt; einige, bereits Meiſterinnen in dieſer Kunſt, ſitzen am Stickrahmen.

Wir werden nun in das Orphelinat geführt, den Zufluchtsort neugeborener Kinder, die entweder von ihrer Familie den Kloſterfrauen gebracht oder auf offener Straße aufgeleſen wurden. Dieſe armen Geſchöpfe, alle Mädchen, kleine Bündel von Haut und Knochen, kaum noch athmend, meiſt ſchon an ſchmutzigen Krankheiten leidend, mit Wunden und Ausſatz bedeckt, werden getauft, gewaſchen, verbunden, gepflegt, wenn ſie mit dem Leben davonkommen, im Hauſe erzogen, ſpäter mit Chriſten verheirathet oder in chriſtlichen Familien als Mägde

untergebracht. Wir treten in einen der Säle. Er ist geräumig, hoch, sehr rein gehalten und gut gelüftet. Längs den Wänden stehen Wiegen. Eine jede enthält zwei Kinder, die einander gegenüber liegen. Ueber sie geneigt sind Klosterfrauen mit ihrer Pflege beschäftigt. Welch seltsamer, welch wundervoller Umschwung in dem nur nach Stunden zählenden Dasein dieser kleinen Wesen! Am Rande des Grabes geboren, lagen sie noch gestern auf einem Misthaufen, einer langsamen Agonie ausgesetzt oder den Schweinen als Futter preisgegeben. Heute haben sie Mütter gefunden, die von den Enden der Welt zu ihrer Rettung herbeigeeilt sind.

Frankreich ist reich; es vermag seinen Ruhm, seine Ideen, seine Launen zu bezahlen, zuweilen seine Verirrungen und Fehler. Seit Ludwig XIV. wollte es in allen Theilen der Welt die Nationen erstaunen durch den Glanz seiner Größe. Die Verwirklichung dieser Absicht kostet dem Lande, im Verhältniß zu den geringen materiellen Interessen, die es in den fernen Landen zu vertreten hat, sehr bedeutende Opfer. Aber diese Rücksicht wurde nie in Anschlag gebracht. Frankreich hat sich die Aufgabe gestellt, seine Religionsgenossen unter allen Himmelsstrichen zu beschützen. Untersuchen wir nicht, ob hier immer nur rein religiöse Triebfedern wirken. Das Ergebniß, wer wollte dies leugnen?, ist ein der Menschheit geleisteter Dienst.

Im Reiche der Ideen besitzen die Franzosen mehr Expansivkraft als irgend ein andres Volk. Viel Gutes und sehr viel Uebles wirkend, verbreiteten sie in der gesitteten Welt ihre Ideen, ihren Geschmack, ja selbst ihre Moden. Aber keine Nation ist weniger geneigt körperlich den Ort zu wechseln. Die französischen Auswanderer sind überall die wenigst zahlreichen und gehören, ehrenvolle Ausnahmen zugegeben, nicht immer zu den Auserwählten ihres Stammes. Frankreich bietet allen seinen Söhnen Raum und Mittel um sich zu ernähren, um zum Wohlstand selbst zu Reichthum zu gelangen: es eröffnet ihnen die höchsten Stellungen in der Gesellschaft und im Staat. Wer

Frankreich verläßt findet selten in der Ferne das Glück, das er in der Heimath zu suchen verschmäht hat. Aber neben diesen Auswanderern, die nicht immer große Erfolge erringen, gibt es andere. Diese, im Dunkeln lebend und wirkend, umgeben sich und ihr fernes Vaterland mit dem strahlenden Glanze unvergänglichen Ruhms. Wo man in China über einem Konsulatsgebäude die französische Fahne wehen sieht, wird man immer in nächster Nähe eine Kirche gewahren, ein Kloster, eine Schule, ein Spital. Dort erschließen sich die Geister dem Lichte der Civilisation, die Herzen den Wahrheiten des Glaubens, dort werden Seelen und Leiber geheilt, die apostolischen Tugenden der Nächstenliebe und der Entsagung geübt. Alle Missionäre und alle Nonnen sind nicht Franzosen; auch Italien, Spanien und Belgien liefern ihren Antheil; aber die große Mehrzahl dieser christlichen Helden gehört Frankreich an und Frankreich deckt sie mit seinem gewaltigen Schutz.

---

Unweit der Mündung des Yang-tse-kiang, an den Ufern eines tiefen, für die größten Schiffe fahrbaren Flusses erbaut, war Shanghai seit undenklicher Zeit der natürliche Hafen von Suchow, dieser reichen und blühenden Stadt, welche an dem großen Kanal und im Mittelpunkte eines Netzes von schiffbaren Wässern gelegen, für das Hauptemporium von Nord-China gilt. Kanäle und kleine natürliche Wasserzüge verbinden beide Städte. Eine Entfernung von nur neunzig Meilen trennt sie. Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten Agenten der ostindischen Kompagnie die Errichtung einer Faktorei in Shanghai empfohlen, ein Gedanke, der sich erst neunzig Jahre später verwirklichen sollte. Nach Abschluß des ersten Krieges, in Gemäßheit des Nankinger Vertrages*), faßten die Engländer Fuß in dieser Stadt. Schon die Geburt des neuen Settlement war eine schwierige gewesen. Auch die erste Entwicklung des Kindes

*) 1842.

ging langsam von statten; man fragte sich sogar, ob es überhaupt lebensfähig sei. Das Klima galt für ungesund und war es in der That, denn der Boden dieser unermeßlichen von angeschwemmtem Erdreich gebildeten Ebene, welche die Provinz Kian-su ist, erhebt sich kaum über den Wasserspiegel des Stromes. Steine und Holz fehlten. Der Boden war sumpfig; einige Fuß unter der Oberfläche stieß man auf Wasser. Man mußte also auf Pfählen bauen und die Steine aus der Ferne kommen lassen. Nur mühselig fristete die neue Ansiedlung ihr Dasein während der ersten zehn Jahre. Da geschah es, daß unerwartet der Seidenhandel mit Einem Male bedeutenden Aufschwung nahm. Auch kamen andere Fremde. Die französische Regierung und die nordamerikanische suchten und erlangten das Zugeständniß (daher der Name „Konceſſion") Niederlassungen zu gründen. Die Chinesen verkauften mit Vergnügen zu Spottpreisen ihre außerhalb der Stadt liegenden Gärten und Felder. Auf diesen Grundstücken stehen heute die Prachtbauten des europäischen Shanghai.

Mit großen Opfern überwand man die Hindernisse, welche aus der Beschaffenheit des Bodens entsprangen. Durch kostspielige Arbeiten gelang es, die nachtheiligen Wirkungen des Klimas zu vermindern. Weißen galt es beinahe auf die Länge für tödtlich. Heute sind die Sumpffieber fast ganz verschwunden, bald wird Shanghai, wie Herr Medhurst voraussagt, eine der gesündesten Städte in China sein.

Schwierigkeiten anderer Art bot die innere Organisirung der Faktorei. Da mußten die Empfindlichkeit der kaiserlichen Behörden, die Vorurtheile des chinesischen Volkes, die nationalen Eifersüchteleien zwischen den englischen, französischen, amerikanischen Residenten geschont werden; man mußte sehr große Ansprüche erheben an ihre autonomischen Instinkte. Man weiß wie tief diese im Herzen des Angelsachsen wurzeln, wie wenig sie sich im Franzosen entwickelt haben. Zuerst wollte man eine einzige kosmopolitische Niederlassung gründen. Der Plan schei-

terte an dem wie ich glaube gerechtfertigten Widerstreben der französischen Regierung. Nach langem Zaudern stimmten die Amerikaner für gänzliches Aufgehen ihrer Konzession in der englischen. Sir Rutherford, damals M. Alcock, brittischer General-Konsul in Shanghai, später Gesandter in Japan und neuerlich in China ist der Verfasser einer Gemeinde-Verfassung*), die, unlängst in etwas liberalem Geiste abgeändert, noch heute in den anglo-amerikanischen Faktoreien zu Recht besteht, aber für die französische Konzession einer tiefgreifenden Umgestaltung unterzogen ward.

In China ist der Kaiser der Besitzer des Bodens; wer immer Grundstücke erwirbt, ist in den Augen des chinesischen Gesetzes nur Nutznießer. Er wurde es kraft eines Miethvertrages auf ewige Zeiten gegen eine der Regierung zu entrichtende nominelle Abgabe. Unter diesen Bedingungen können auch die Unterthanen der Vertragsmächte (seither überhaupt alle Fremden), innerhalb der „Konzession" und außerhalb derselben im Umkreise einiger Meilen, Grund und Boden erwerben. Die Kaufverträge zwischen Chinesen und Fremden werden auf dem Konsulate der europäischen Käufer niedergelegt. Der Konsul stellt eine Bestätigung aus, welche vom Tao-tai (Gouverneur, wörtlich Kreishauptmann) legalisirt, als offizieller Besitztitel gilt.

In der anglo-amerikanischen Konzession ist die Thätigkeit der Konsuln, die richterliche ausgenommen, der Municipalität gegenüber eine rein negative. Der Konsul hat nur darüber zu wachen, daß der Gemeinderath sich keiner Verletzung der Tientsiner Verträge schuldig mache. Die Summa Rerum liegt in den Händen des Gemeinderathes. Dieser besteht aus einem Präsidenten und sechs Räthen, welche alljährlich von den angesessenen Bürgern und einigen andern Wahlberechtigten ge-

*) S. Näheres in: The treaty Ports of China and Japan, von Meyers, Dennys und King, Hongkong 1867, und in den englischen Parlamentspapieren.

wählt werden. Dieser seinen Wählern verantwortliche Rath erhebt, vertheilt, verwendet die Auflagen, sorgt für Bau und Unterhalt der Landungs- und Ladungsplätze, wirbt und besoldet die Polizeitruppen, deren Aufgabe außer den Pflichten der Aedilität die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung ist. Siebzig Mann, sämmtlich ausgediente Londoner Policemen, lösen sie zur allgemeinen Zufriedenheit. Auch die Offiziere dieses Korps und sämmtliche Civilbeamten werden vom Gemeinderath ernannt. Heute zählt die chinesische Bevölkerung der anglo-amerikanischen Konzession über siebenzigtausend Köpfe und dennoch herrscht dort die vollkommenste Sicherheit.

Die Justizpflege wird für die brittischen Unterthanen in erster Instanz vom Konsul, in zweiter und letzter durch den obersten Gerichtshof in Shanghai geübt. Die andern Residenten stehen unter der Gerichtsbarkeit ihrer Konsuln. Alle Verwaltungs- und andere Kosten fallen der Gemeinde zur Last. Die englische, sowie die amerikanische Regierung leisten keinen Beitrag.

Auch die schwierige und heikle Frage der Beziehungen zwischen den Residenten und den (chinesischen) Lokalbehörden, sowie das Einschreiten der letzteren in Civilproceßsachen zwischen Fremden und Chinesen, und in Kriminalfällen, in welche Ausländer und Eingeborene verwickelt sind — auch alle diese heiklen Fragen wurden nicht ohne Schwierigkeit zur allgemeinen Befriedigung gelöst.

Dies ist, kurz gesagt, die Verfassung des anglo-amerikanischen, jetzt kosmopolitisch gewordenen Settlement. Ganz anders ist die Municipalität der französischen Konzession eingerichtet.*) Laut des Statuts besteht der Municipalkörper aus dem Konsul und acht Municipalräthen, vier Franzosen und vier Fremden; die einen wie die andern gehen aus einer Wahlversammlung hervor; der Konsul entwirft und revidirt die Liste

*) Das Statut wurde erst 1868 publicirt.

der Wähler. Der Konsul schreibt die Wahlen aus; er versammelt den Municipalrath; er führt den Vorsitz, er hat das Recht die Sitzungen zu vertagen, ist jedoch verpflichtet hierüber nachträglich an den Gesandten in Peking zu berichten; dieser referirt, wenn es ihm nöthig scheint, an das Ministerium des Aeußern in Paris. Der Municipalrath beräth und beschließt über das Budget der städtischen Auslagen, Erhebung und Vertheilung der Steuern, über öffentliche Bauten und jeden andern Gegenstand, welchen der Konsul für gut findet, seiner Berathung zu unterziehen. Die Beschlüsse des Municipalkörpers bedürfen, um in Kraft zu treten, der Bestätigung des Konsuls. Dieser hat das Recht, in Erwartung der Zustimmung des Gesandten in Peking, Beschlüssen des Rathes über öffentliche Bauten und Sanitätsmaßregeln seine Zustimmung zu verweigern. Der Rath ernennt zu allen Stadt-Aemtern, jedoch auch hierbei ist die Zustimmung des Konsuls erforderlich. Ihm steht das Recht zu, städtische Beamte zu suspendiren und abzusetzen. Der Konsul ist allein berufen, für die öffentliche Ruhe zu sorgen. Die Polizeitruppe wird vom Municipalrath bezahlt, aber vom Konsul befehligt. Er ernennt, suspendirt und entsetzt ihre Offiziere und sämmtliche Polizeiagenten.

Diese von der englischen so grundsätzlich verschiedene Organisation entspricht den gegebenen Zuständen, aber sie macht aus der französischen Konzession eine von dem Konsul regierte Kolonie, während die englische Niederlassung, wo, wie man sah, der Konsul nur eine negative Kontrole übt, von ihren eigenen Kräften und durch sich selbst lebt.

Die Früchte, welche das englische System trug, übertrafen die kühnsten Erwartungen. Man betrachte diese Stadt von Palästen; man zähle, wenn man kann, die Masten, die ihren Hafen in einen Wald verwandeln; man sehe diese Leviathane des Dampfes den Fluß herauf- und hinabziehen; man lese in den Zolltabellen das Facit dieses Verkehrs, und man wird sich übermannt fühlen von Bewunderung für die frische pulsirende

Lebenskraft der jugendlichen Beherrſcherin des Yang-tſe-kiang, der Königin des Gelben Meeres; man wird erkennen, wie feſt gewebt das Band iſt, welches Europa, Amerika, Auſtralien fortan mit dem Reiche der Mitte verknüpft. Und wer hat dieſe Wunder gewirkt? Eine Hand voll kühner, thatenluſtiger Männer! Die Regierung, dies iſt wahr, brach mit ihren Kanonen die Bahn; dann aber erſtiegen dieſe Männer die Breſche, ſetzten ſich in ihr feſt. Wer wird ſie vertreiben?

Dieſe großen Kaufherren, die Merchant-Princes der frühern Tage, der early days, waren merkwürdige Männer. Finanzielle Stürme haben ihre Reihen gelichtet; andere zogen ſich von den Geſchäften zurück und leben in England. Nur vier Häuſer dieſes Ranges beſtehen noch heute: Jardine, Ruſſell, Herd und Gib-Livingſton.

Während meines kurzen Aufenthaltes hatte ich Gelegenheit die Finanzgrößen kennen zu lernen, und ich muß ſagen, daß ich in ihnen Männer fand, die mit der vollendetſten Kenntniß ihres Faches die angenehmſten Formen des Umganges vereinigen. Es iſt über die Kaufleute im fernen Oſten viel Nachtheiliges geſchrieben und geſagt worden, aber unparteiiſche Beurtheiler, welche ſie genau kennen, geben ihrer Ehrenhaftigkeit das günſtigſte Zeugniß. Ein ſchwacher Punkt bleibt immer der Opiumhandel, der zwar heute erlaubt und daher nicht geſetzwidrig, aber in meinen Augen darum nicht minder unmoraliſch iſt, da er ein Gift verbreitet, deſſen furchtbare verderbliche Folgen von Niemandem geleugnet werden, ſelbſt nicht von den bei dieſem Handelszweige Betheiligten. Sie ſtellen höchſtens der Vergiftung durch Opium die Verheerungen entgegen, die der Branntwein in Europa anrichtet; ſie behaupten, daß Opiumrauchen nur durch Uebermaß ſchädlich ſei und erinnern an die ſteigende Opiumkultur im weſtlichen China; alle Schuld ſei alſo, ſagen ſie, den Engländern doch nicht zuzuſchreiben. Dieſe Beweisführung ſcheint mir ſehr ſchwach. Der wahre Grund des Uebels iſt wohl bekannt, wird aber nicht gerne eingeſtanden:

er liegt in der Thatsache, daß aus staatswirthschaftlichen und politischen Gründen die indische Regierung den Mohnbau und die Erzeugung von Opium nicht zu untersagen vermag.

San-Francisko und Melbourne sind wie Shanghai die Schöpfung von Individuen und nicht der Regierungen; aber die Hauptstädte von Kalifornien und Viktoria entstanden und wuchsen auf vaterländischem Boden. Shanghai ist eine exotische Pflanze, die in freier Luft, allen Winden ausgesetzt, ohne den Schutz des Treibhauses, ohne die Pflege des Gärtners, sich selbst überlassen emportreibt, von ihrem eigenen Safte lebt, mit eigener Kraft dem Boden die nöthige Nahrung entzieht. Sein kurzes Dasein, es zählt nicht dreißig Jahre, ist eine Reihe von Anstrengungen, Kämpfen und Prüfungen, von Thorheiten und Verirrungen, alsbald gut gemacht durch neue Kraftentwicklung und gelohnt durch neue Erfolge. Wie Herkules erstickte Shanghai die Schlange der Rebellion in der Wiege. Aufständisches Gesindel aus der Umgebung, die allgemeine Unordnung benutzend, welche in Folge der Tae-ping-Rebellion entstanden war, drang in die chinesische Stadt und behauptete sich dort während anderthalb Jahren. Der Anwesenheit einiger Kriegsschiffe und der einschüchternden Haltung der Residenten verdankten die Faktoreien von den Räubern unbesucht zu bleiben. Damals geschah es zum ersten Male, daß wohlhabende chinesische Familien in den Konzessionen eine Zufluchtsstätte suchten. Allmälig gewöhnten sie sich an das Zusammenleben mit den „fremden Teufeln". Dennoch kehrten sie nach dem Abzuge der Aufständischen in ihre Heimath zurück. Aber bald erschienen neue Haufen von Rebellen. Man weiß, was in China Rebellion sagen will: Brand, Massenmord, dann Seuchen und Hungersnoth. Die große Provinz Kiang-su erlitt dies Loos. Tausende und Tausende von Quadratmeilen wurden verwüstet. Als Suchow*) von den Tae-ping erobert und in einen Schutthaufen verwandelt worden,

*) Mai 1860.

flüchteten Hunderttausende von Chinesen nach Shanghai. Einige englische Truppen, die in Eile bewaffneten Residenten und die Marinesoldaten der anglo-französischen Geschwader stauten die hochgehenden Wogen der Rebellion. Dieser Kampf, reich an Wechselfällen, an Jammer und Freuden, an wechselnden Gemüthsbewegungen, umfaßt ungefähr vier Jahre*) und bildet eine phantastische, in der That eine der merkwürdigsten Episoden, die die Weltgeschichte je in ihre Blätter schrieb. Die Insurgenten hatten ihr Lager am jenseitigen Ufer des Suchow-Creek aufgeschlagen, kaum eine englische Meile von dem Mittelpunkte der brittischen Stadt und, noch einmal, Insurgenten sind in China gleichbedeutend mit entmenschten Scheusalen. Jede Nacht hatte man das entsetzliche Schauspiel brennender Nachbardörfer vor Augen; aber zugleich war dies für das europäische Shanghai eine Zeit der ausgelassensten Spekulation, des riesigsten Schwindels, der fabelhaftesten Gewinne, des wahnwitzigsten Schlaraffenlebens. Es wurde gesagt, daß die chinesischen Flüchtlinge nach Hunderttausenden zählten. Sie mußten bewohnt werden. Da erwachte die Bauspekulation. Ganze Stadtviertel, deren Häuser für eingeborene Miethsleute berechnet waren, entstanden wie durch Zauberei. Die Kapitalisten lieferten die Fonds; wer kein Geld hatte, baute mit geborgtem, aber Alle: Kommis, Kompradoren, Diener, Lastträger stürzten sich in die Spekulation und Alle gewannen. Shanghai schwamm im Gelde. Jenseits des Defense-Creek Millionen menschlicher Wesen im tiefsten Elende, der Tod in seiner scheußlichsten Gestalt; hier zu Wasser der Fluß mehr als je bedeckt mit Djonken, europäischen Kauffahrern und Kriegsschiffen der Seemächte; zu Lande, am Bund und in den Häusern der Residenten, der Luxus des Emporkömmlings, doppelt widerlich im Angesichte namenloser Drangsale.

Aber der Anblick so vieler Pracht neben so vielem Elende,

*) Von 1860 bis 1864.

die wilden Orgien der reichen Praſſer in der Stadt neben den grauenhaften Vorgängen jenſeits des Baches, der die Grenze macht, erſchöpfte die Geduld und erregte den Zorn des immer neidiſchen und oft ironiſchen Schickſals. Das über China hereingebrochene Unglück war für die Engländer in Shanghai eine Quelle des Glückes geworden. Ein Sohn ihrer Nation wurde, indem er ſeinen Namen mit goldenen Buchſtaben in die chineſiſchen Annalen ſchrieb, das Werkzeug ihrer Züchtigung.

Auf der ganzen Linie waren die kaiſerlichen Armeen den Rebellen unterlegen. Die engliſchen und einige franzöſiſche Streitkräfte reichten kaum hin, um die europäiſchen Konceſſionen von Shanghai und die chineſiſche Stadt zu ſchützen. Später gelang es ihnen, die Umgegend etwa dreißig Meilen im Umkreiſe zu reinigen. Weiter in das Innere vorzudringen, um die Provinz Kiang-ſu von der Geißel der Rebellion zu befreien, waren ſie an Zahl zu ſchwach. Mittlerweile hatte ein amerikaniſcher Abenteurer aus den verrufenſten Rowdies, die ſich in den chineſiſchen Häfen herumtrieben, und aus einigen tauſend Kuli die nach ihm genannte Ward-force gebildet und mit dieſer Bande wirklich einige Dienſte geleiſtet. Nach ſeinem Tode ging der Befehl an einen gewiſſen Burgevin über. Der Mann vereinigte mit der Tollkühnheit und den ſonſtigen Eigenſchaften auch alle Laſter ſeines Berufes: er war das Urbild des Condottiere der gemeinſten Art. Im Uebrigen ein Ungeheuer. Aus dem chineſiſchen Dienſt ſchimpflich entlaſſen, ging er zum Feinde, den Tae-ping über, gerieth bald in Streit mit ihren Anführern, die ihn, in einen Käfig eingeſperrt, von Stadt zu Stadt ſchickten. Auf einer dieſer Rundreiſen fiel der Käfig in einen Fluß und der Mann ertrank. Um jene Zeit kam aus England für die brittiſchen Offiziere die Ermächtigung, zeitweilig in chineſiſche Dienſte zu treten. Major Charles Robert Gordon von den Royal Engineers, ein junger Mann, übernahm den Befehl über die Trümmer der ehemaligen Ward-force, organiſirte ſie von Neuem, brachte ſie auf ſechstauſend Mann, verwandelte

sie in eine treffliche Truppe, erweckte in ihr den militärischen Geist, führte sie von Sieg zu Sieg, vertrieb oder vernichtete die Rebellen, rettete und befriedigte binnen Jahresfrist die ungeheure Provinz.

Die mehr oder minder enge Einschließung Shanghai's hatte an drei Jahre gedauert. Man hoffte, daß bei Weitem die Mehrzahl der chinesischen Einwanderer sich in den Konzessionen bleibend niederlassen würde. Sie hatten ihre Familien mit sich gebracht und verdienten, Dank dem Verkehr mit den Ausländern, mit Leichtigkeit ihr Leben. Die reichen und wohlhabenden Leute unter ihnen, sagte man sich, finden Geschmack an den Wohlthaten der Civilisation; sie haben sich an europäische Lebensgenüsse gewöhnt. Auch sie werden bleiben. Es war eine Täuschung, eine in ihren Wirkungen furchtbare Täuschung! Am Tage, an dem man die Einnahme*) von Suchow erfuhr, eine der glänzendsten Waffenthaten Gordon's, begannen die Chinesen einzupacken. Die Vornehmeren und Reichen brachen, die ersten, nach ihren verwüsteten Wohnsitzen auf; die Masse ihrer Landsleute folgte ihnen. Binnen zwei Jahren fiel die chinesische Bevölkerung der Konzession von dritthalbhunderttausend Seelen auf fünfundsechzigtausend.**) Alle diese für gelbe Miether erbauten Häuser leerten sich. Die Bauplätze hatte man für wahnsinnige Preise erstanden; jetzt waren sie plötzlich werthlos geworden. Fast alle Bauten waren mit geborgtem Gelde aus-

*) November 1863.

**) Sie hat sich seither wieder etwas gehoben. Hier folgen einige aus offiziellen Erhebungen geschöpfte Zahlen:

| | 1862—1863 | 1865 | 1869 |
|---|---|---|---|
| Anglo-amerikanische Konzession . | | | |
| Chinesen . . . . . | 250,000 | 90,500 | 86,500 |
| Fremde . . . . . | 3000 | 5130 | 7200 |
| Französische Konzession | | | |
| Chinesen . . . . . | 80,000 | 55,500 | 32,000 |
| Fremde (Franzosen) . . . | 300 | 300 | 300 |

Die Zahl 7500 begreift außer den Residenten die bewegliche Bevölkerung, die Bemannung der Schiffe u. s. f. Seit 1869 hat sich letztere vermindert,

geführt, daher ein furchtbarer Krach und noch größere Bestürzung. Einen Augenblick hielt man die Niederlassung für rettungslos verloren. Aber wenn Ungewitter das Land verheeren, so reinigen sie die Luft. Shanghai ging aus dieser Prüfung verwundet hervor, augenblicklich verarmt, aber durch die eigenen Fehler gewitzigt, wie neu geboren und zur Einsicht gelangt, daß aus Gründen, die ich sogleich besprechen werde, die Zeit des fabelhaften Gewinnes, der rasch erworbenen fürstlichen Vermögen unwiederbringlich und für immer vorüber sei.

Um Shanghai zu begreifen, muß man den Handel in allen geöffneten chinesischen Häfen in das Auge fassen und man kann sich von diesen kein richtiges Bild machen, ohne die kommercielle Bewegung von Shanghai zu kennen; denn diese Stadt ist die Königin, die Metropole des europäischen Handelsverkehrs mit dem Reiche der Mitte.

Es wurde bereits hervorgehoben, daß Shanghai sein Glück und die Bedingungen seines Daseins seiner geographischen Lage verdankt. Nahe bei Suchow gelegen, dem Stapelorte mehrerer Provinzen; unweit vom Yang-tse-kiang, der Heerstraße nach den Seidendistrikten; unweit vom Meere, der Straße, die überallhin, die hauptsächlich nach England führt, ist Shanghai die größte Niederlage der in China verbrauchten englischen Artikel. Es versendet sie nach den Centralprovinzen des Reiches über Suchow; nach Peking und in die nördlichen Provinzen über Tien-tsin, und es konkurrirt unwillkürlich mit dem europäischen

---

nach Maßgabe des geringeren Tonnengehaltes der Schiffe, eine Folge des Ueberhandnehmens der Dampfschifffahrt. Gegenwärtig beträgt die fremde Bevölkerung der drei Konzessionen nicht über 6200 Seelen und zwar

| | |
|---|---|
| Engländer | 3200 |
| Amerikaner | 1300 |
| Deutsche | 700 |
| Franzosen | 400 |
| Angehörige aller andern Nationen | 600 |
| Chinesen (in der Konzession) | 100,000 |
| und in der chinesischen Stadt und Vorstädten | 125,000 |

Handel im Süden, das heißt mit Hongkong, welches es bereits weit überflügelt hat, mit Kanton, das nur mehr ein Schatten seiner ehemaligen Größe ist, mit Makao, das, eingeschlummert unter seinem milden Himmel, nur mehr von seinen heroischen Erinnerungen zehrt, von seinem Kulihandel und Spielhöllen lebt.

Bisher übte Shanghai das Monopol des Verkehrs am Yang-tse-kiang. Noch ist und immer wird es sein Hauptstapelplatz bleiben. Aber seit der Eröffnung der Häfen von Hankow, Chinkiang und Kinkiang macht sich eine kleine Verminderung in seiner Theeausfuhr bemerkbar. Dies rührt davon her, daß die erste dieser drei jungen Faktoreien, das im Inneren siebenhundert Meilen weit vom Ausflusse des Stromes gelegene Hankow bereits begonnen hat, unmittelbar nach London, Odessa und sogar nach Melbourne auszuführen. Immer noch wird als allgemeine Uebung der in den Provinzen Kiangsi und Hupeh erzeugte Thee durch die den Yang-tse-kiang befahrenden amerikanischen Steamer hierher gebracht, hier verkauft und von hier aus nach Europa und Amerika reexportirt. Auch die Eröffnung der kleinen Trade-Ports an der Küste hat auf den Markt von Shanghai beeinträchtigend gewirkt, allerdings nur in einem sehr geringen Maß. Bedeutenden Nachtheil wird ihm diese Konkurrenz nicht zufügen. Die Shanghai innewohnende Kraft bleibt ungeschwächt. Werfen wir, um dies klar zu machen, einen Blick auf den Umschwung, den der europäische Handel während der letzten Jahre erlitten hat.*)

*) Ich schöpfe hier aus den von mir in Shanghai, Che-fu, Taku, Tien-tsin, Peking, Hongkong, Kanton und Makao gesammelten Auskünften. Ziffern gebe ich geflissentlich keine. Wer sich für diesen Gegenstand interessirt, wird sie in den englischen Parlamentspapieren und in den von Herrn Hart in Shanghai veröffentlichten reports on trade finden. Ich benutze diese Gelegenheit, um den Herren, die mir so freundlich entgegen kamen und mir die erbetenen Aufschlüsse so bereitwillig ertheilten, meinen Dank abzustatten. Ich erwähne namentlich: die Konsuln in den von mir besuchten Häfen, Herrn Hart, General-Inspektor, Herrn Hannon, Kommissär (in Tien-tsin) der chinesischen Zollämter, endlich Herrn Charles Wincheſter,

Die Zeiten der großen Glücksfälle sind vorüber. Damals wurden kolossale Vermögen eben so rasch gemacht als verloren. Die Spekulation war eigentlich nur ein Spiel mit unbekannten Elementen. Geniale Köpfe „errieth“ die Bedürfnisse des chinesischen Marktes und verwirklichten zuweilen, blos vom Instinkt geleitet, ungeheure Gewinne. Andere, eben so kühn, aber nicht eben so glücklich, gingen gleich bei ihrem ersten Auftreten zu Grunde und verschwanden. Konkurrenz gab es fast keine. Durch ihre Kapitalkraft entfernten einige sehr wenige große Häuser die kleinen Mitbewerber. Thatsächlich besaßen sie das Monopol des chinesischen Handels. Untereinander bekämpften sie sich in aller Weise. Jedermann hat von den prachtvollen, raschsegelnden Dampfern der Häuser Jardine und Russell gehört. Sie gingen regelmäßig nach Singapore, um dort die letzten Notirungen aus London zu übernehmen und, Dank ihrer außerordentlichen Schnelligkeit, vor Eintreffen des Postschiffes nach Shanghai zu bringen. Einige Tage, einige Stunden Vorsprung genügten. Seither haben die P. und O. und die französischen Messageries ihren Dienst verbessert; ganz neuerlich ward die telegraphische Verbindung mit Europa hergestellt. Somit entfiel dies Spekulationsmittel; es verdient aber erwähnt zu werden, weil es auf die seltsamen Uebungen jener Zeit ein helles Licht wirft.

Heute kommen zwei neue Elemente in Betracht: die seither erworbene vollkommene Kenntniß der Bedürfnisse und des Geschmackes der Chinesen und die steigende Konkurrenz, die nicht nur durch immer zuströmende Europäer, sondern auch durch eingeborene Kaufleute geübt wird. Hieraus entsteht nun Folgendes: zunächst, der Instinkt hat seinen Wirkungskreis verloren. Man erräth nicht mehr, man weiß. Also keine Spe-

ehemaliger Konsul in Shanghai. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß die von mir gebrachten Angaben für die am chinesischen Handel betheiligten Kaufleute nichts Neues enthalten können. Aber für den allgemeinen Leser dürften sie von Interesse sein.

kulationen ins Blaue, kein Hazardſpiel mehr, kein fabelhafter Gewinn! Niemand wird mehr in Einem Tage reich. Man iſt ſolider, vorſichtiger, vernünftiger geworden. Heute wird der Handel in China getrieben wie in London oder Liverpool. Man kann reich werden, aber nur allmälig und im Schweiße ſeines Angeſichtes. Die Konkurrenz iſt möglich geworden, ſeit in Folge der Vervielfältigung der Banken ſich Jedermann, der die nöthige Sicherheit gibt, baares Geld verſchaffen kann. Mit andern Worten, die Banken haben das Monopol der Merchant-Princes vernichtet.

Unter den neuen Mitbewerbern zählen die Deutſchen und Chineſen. Wie in Japan, wie in den nordamerikaniſchen Pacificſtaaten, wie überall, wo ſie ſich zeigen, übertreffen die Deutſchen die Angloſachſen durch ihre Frugalität, die Einfachheit ihrer Sitten und ihre Art, ſich mit geringem Gewinn zu begnügen. Alle dieſe Eigenſchaften beſitzt auch der Chineſe, nur in weit höherem Grade. Noch vor Kurzem wurden die von engliſchen Häuſern exportirten, auf engliſchen Schiffen gebrachten, an engliſche Großhändler conſignirten engliſchen Waaren durch engliſche Kleinhändler in Shanghai und in den kleinen Häfen an eingeborene Kaufleute verkauft, welche letztere die Waare im Inneren verbreiteten. Bevor der Artikel an den Konſumenten gelangte, hatte er durch drei Hände zu gehen. Heute kaufen die Chineſen in den Trade-Ports die Waaren, deren ſie bedürfen, bei dem Importeur ſelbſt und verkaufen ſie ſodann dem Konſumenten. Daher ein großer Ausfall in dem Gewinn der engliſchen Häuſer in Shanghai und Hongkong, aber unmittelbar ein Vortheil für die brittiſche Induſtrie und die brittiſche Schifffahrt im Allgemeinen aus dem Grunde, weil die fremden Erzeugniſſe nur mehr durch zwei Hände gehen, daher zu geringeren Preiſen und eben deshalb in größerer Menge Abſatz finden.

Noch andere Umſtände erklären das Sinken nicht des Handels im Allgemeinen, der im Gegentheil zunimmt, ſondern des Ergebniſſes der Handelsthätigkeit der in China angeſiedelten

Kaufleute. Hierher gehört die Eröffnung der kleinen Häfen und die Errichtung einer Faktorei in einem jeden derselben. Natürlich ziehen sie einen Theil des früher in Shanghai und Hongkong koncentrirten Handels an sich. Die Eröffnung des Yang-tse-kiang für die fremde Schifffahrt vermindert, wie bereits gesagt, allerdings in sehr geringem Maße die Bedeutsamkeit Shanghai's als Theeniederlage, weil die an den Ufern des blauen Stromes neugegründeten drei Faktoreien den Thee direkt ausführen. Auch die schwarzen Theesorten, die im Hunan und im Hupeh erzeugt werden und früher über Kanton nach Europa gingen, nehmen jetzt den kürzeren Weg über Hankow und den Yang-tse-kiang herab. Ein Blick auf die Karte genügt, um die große Tragweite der Niederlassung der Barbaren an den Ostküsten und am unteren Yang-tse-kiang augenscheinlich zu machen. Die entlegensten Theile des ungeheuren Reiches fühlen bereits den Rückschlag.

Fassen wir die Handelsgeschichte der Europäer in China in wenigen Worten zusammen! Sie zerfällt in zwei Epochen, zwischen welchen der Schwindel mit seinen Folgen und der chinesische Exodus den Uebergang bilden. Die erste Epoche ist die des Zufalls, des Unvorhergesehenen, des Monopols, der thörichten Erwartungen, des übertriebensten Aufwandes. Die zweite Epoche ist die langsame aber stetige, noch nicht beendigte Umgestaltung; die Konkurrenz der kleinen Kaufleute, ermöglicht durch die Gründung der Banken; die Abschaffung des Monopols der großen Kaufherren; die steigende Mitbewerbung der Chinesen; das Sinken der Preise aller englischen, überhaupt der europäischen Erzeugnisse und eben darum ihr größerer Absatz; endlich im Handelsverkehr größere Solidität, geringere Erträgnisse für den Einzelnen, größere für die Gesammtheit, das heißt für die englische und europäische Schifffahrt. Von diesem Gesichtspunkte aus, und er ist für unparteiische Beobachter der einzig zulässige, verdient die neue Phase unbedingten Beifall.

Aber die in China lebenden Kaufleute, selbst die Häupter

der großen Häuser, überhaupt Alles, was dem Handelsſtande angehört, die Pioniere der erſten Tage ſowohl, als die geſtern Angekommenen beurtheilen die Lage anders. Jene ſehen mit Leidweſen und mit Beſorgniß, wie weit ihr heutiger Gewinn unter den früheren herabſank; dieſe, welche gehofft, wie ihre Vorgänger ſich in Kurzem zu bereichern, erkennen ihren Irrthum. Die Einen müſſen den zu großen Hausſtand einſchränken, die zu großartigen Geſchäftsübungen von ehedem den neuen engen Zeitläuften anpaſſen; die Andern ſtatt des gehofften Luxus auf kleinem Fuße leben, vielleicht ſich große Entbehrungen gefallen laſſen. Daher die von allen Seiten, wenn gleich in verſchiedener Tonart laut werdenden Klagen; daher eine allgemeine, tiefe, im kritiſchen Augenblicke vielleicht verhängnißvolle Unzufriedenheit — verhängnißvoll, weil möglicher Weiſe von entſcheidendem Einfluſſe auf die künftigen Beziehungen der Mächte zu dem chineſiſchen Reich.

---

## II.

## Peking.

### Vom 8. zum 29. Oktober.

Beſchwerliche und langſame Reiſe nach Peking. — Che-fu. — Die Barre von Taku. — Der Pei-ho. — Tung-chow. — Ankunft in Peking. — Allgemeine Phyſiognomie. — Die Gaſſen. — Der Tempel des Himmels. — Konfucius und Buddha. — Die Große Lamaſerie. — Kaufläden und Chinoiſerien. — Die Sternwarte. — Die äußerſte Leiſtung des Bureaukratismus. — Pei-tang. — Der portugieſiſche Kirchhof. — Die Minggräber. — Nan-kow. — Das Mongoliſche Grenzgebirge. — Die chineſiſche Mauer. — Der kaiſerliche Sommerpalaſt. — Das Klima. — Die kaiſerlichen Zollämter durch Fremde verwaltet. Herr Hart. — Das diplomatiſche Korps. — Die Audienzfrage. — Beſuch beim Prinzen von Kung. — Abreiſe.

(8. Oktober.) Die Reiſe nach Peking iſt immer eine ernſte Sache. Unter den beſten Umſtänden braucht man von Shanghai zehn, zum Rückwege acht Tage. Die Steamer der großen Ge-

sellschaften besuchen keinen Hafen nördlich vom Ausflusse des Yang-tse-kiang. Doch unterhalten die Jardine- und die Russellboote, dieselben, welche einst die neuesten Kursnotirungen in Singapore abholten, einen häufigen wenn gleich unregelmäßigen Verkehr zwischen den Treaty-Ports, und folglich auch mit Tien-tsin. Das Haus Jardine besitzt acht, das amerikanische Haus Russell, welches letztere viel mit chinesischen Kapitalien operirt, achtzehn Dampfer! Einige dieser Schiffe sind prachtvoll ausgerüstet und durchfurchen, wie in den schönen Tagen von ehedem, die chinesischen Meere mit äußerster Schnelligkeit; andere haben sich mit den Zeiten nicht zu ihrem Vortheile verändert. Der Zufall behandelt uns diesmal, abgesehen von der Sicherheit, die am Bord des Dragon nichts zu wünschen läßt, so schlecht als möglich. Dieses Jardineboot ist eine Nußschale, seetüchtig bei schlechtem und langsam bei jedem Wetter. Kost, Dienst, Kabinen unter aller Kritik. Der Kapitän, der Seemann wie man ihn malt und in älteren Lustspielen darstellte; versteht aber sein Geschäft. Der Generalstab des „Drachen": der Erste, der Zweite und der Maschinist sind wie er Engländer; die ganze Mannschaft zu Seeleuten improvisirte Kuli, das heißt ihres Zeichens Lastträger. Am westlichen wie am Ostgestade des Stillen Meeres sind die europäischen Matrosen eine Mythe geworden. Es gibt deren keine. Die es waren verspielten oder vertranken ihren Sold, desertirten von ihrem Schiffe, verkamen, verschwanden. Der Matrose bedarf der Zucht und Aufsicht. Wo diese wie in diesen Häfen fehlen, geht er zu Grunde. Leuchtthürme gibt es dermalen auf unserem Kurs nur zwei oder drei. Glücklicher Weise wurde die Ostküste des „himmlischen" Reiches durch französische und englische Offiziere hydrographisch aufgenommen. Auch das ist nicht angenehm, daß man vom Cap Shantung, das wir umschiffen müssen, nach dem wilden Korea nur hundertzwanzig Seemeilen zählt. Die Gefahr dahin verschlagen zu werden gehört nicht zu den Lichtseiten dieser Fahrt. Oktober ist die beste Jahreszeit für

den Aufenthalt in Peking und die ungünſtigſte für die Seereiſe dahin. In dieſem Monate wird das Gelbe Meer von plötzlichen äußerſt heftigen Windſtößen aus dem Norden heimgeſucht; ſie währen gewöhnlich zwölf Stunden im Golfe Liatung, vierundzwanzig im Golf von Pe-chi-li und weiter im Süden drei bis vier Tage.

Heute kurz nach Mitternacht haben wir Shanghai verlaſſen. Gegen Mittag befinden wir uns am Ausfluſſe des Yang-tſe-kiang. Da das Wetter ſehr ſchlecht iſt, geht der Kapitän bei dem Leuchtthurme vor Anker. Neben uns liegt, gleichfalls von Shanghai kommend, bereits ſeit drei Tagen ein prachtvolles Ruſſellboot. Böſe Ausſichten! Der Sturmwind heult; ein eiſiger Regen fällt in Strömen; ſchwarze Vorhänge verhüllen beide Ufer; unter uns kocht und ſiedet der Strom; ſchäumende Kämme krönen ſeine kothfarbigen Wogen. Unmöglich am Deck zu bleiben. Wir ſitzen alſo in der Kajüte. Ich vertreibe mir die Zeit, indem ich auf koloſſale Schwarzkäfer Jagd mache. Der gelbe Stewart ſieht mit verächtlichem Lächeln zu. „Vergebene Mühe", ſagt er in ſeinem bitchen Engliſch, „Alles voll, many piecy beetly. Wir mehr als alle andern Boote." Man ſollte meinen, er rühme ſich des Ungeziefers.

Der Dragon hat nur vier Paſſagiere an Bord und dieſe ſind wir ſelbſt; ein junger Engländer Herr M..., bereits auf der pacifiſchen Ueberfahrt mein lieber Gefährte, den ich in Shanghai wiederfand; ſein Begleiter, ein junger Amerikaner, und Herr Boyce, Architekt und Ober-Inſpektor der brittiſchen Regierungsgebäude in China und Japan. Letzteren rufen ſeine Geſchäfte zuweilen nach Peking; er ſpricht einige Worte chineſiſch und fungirt als Reiſemarſchall.

---

(9. Oktober.) Um neun Uhr Morgens ſticht der Dragon in See. Der Sturm aus Nord hält an. Das Meer furchtbar. Obgleich Tien-tſin nördlich liegt, iſt unſer Kurs Nord-Nord-

Oſt, wegen der weit in die See hinauslaufenden Maſſen von Schlamm und Erdreich, welche der Yang-tſe-kiang aus dem Innern, aus den Mittel- und Weſtprovinzen, ſelbſt aus dem fernen Thibet in das Gelbe Meer wälzt.

---

(12. Oktober.) Geſtern und vorgeſtern noch ſehr ſchlechtes Wetter. Heute vollſtändiger Dekorationswechſel. Der Sturm hat ſich erſchöpft. Die Sonne erwärmt unſere ſteifen Glieder; die Luft iſt elaſtiſch und belebend. Um acht Uhr Morgens haben wir Cap Shantung in Sicht. Seine phantaſtiſchen Umriſſe erinnern an die Küſten der Provence; aber die See iſt graugrün mit gelben Tönen; es fehlen die ſchönen Azurtinten des Mittelländiſchen Meeres. Den ganzen Vormittag über ſegeln wir neben Felſengallerien hin. An ihrem Fuße ein ſchmaler grüner Streifen mit zahlloſen Dörfern und Städten. Kein Wunder wenn es wahr iſt, daß die Provinz Shantung achtundzwanzig Millionen Einwohner zählt!

Um elf Uhr Nachts Ankunft vor Che-fu.

---

(13. Oktober.) Che-fu iſt gewiſſermaßen eine Kolonie von Shanghai. Spekulanten des großen Emporiums haben hier einige Häuſer gebaut, in denen etwa hundertzwanzig Europäer und Amerikaner wohnen. Dieſe Zahl begreift auch die Inſpektoren und Kommiſſäre der franzöſiſchen Kriegsſtation und die kosmopolitiſchen Beamten des chineſiſchen Zollamtes. Die „Konceſſion" liegt am Fuße eines kleinen Vorgebirges, deſſen Scheitel das engliſche Konſulat und ein chineſiſcher Leuchtthurm krönen. Die unbeträchtliche Stadt der Eingeborenen heißt Ten-Tai. Jenſeits der Bucht ſpringen niedere Felſen weit in das Meer vor.

Im Hafen liegt eine große Anzahl von Djonken, die in Bankok (Siam) für Rechnung chineſiſcher Kaufleute gebaut

wurden. Die Rhede ist belebt; und die Faktorei ergibt sich den glänzendsten Hoffnungen. Für das russische Ufergebiet, für das noch zu eröffnende Korea werde sie der große Stapelplatz sein. Dermalen kann sich Che-fu nur seines guten Klimas rühmen. Jedenfalls ist es milder und weniger ungesund als das der anderen Treaty-Ports. Die Gesandten aus Peking und die hohe Finanz von Shanghai bringen hier die heiße Jahreszeit zu. Da belebt sich die Einöde; man sieht einige Damen in eleganten Toiletten, einige fashionable Herren, sämmtlich in zwei oder drei zu diesem Ende erbauten Häusern untergebracht und von Signor Pignatelli sehr gut verköstigt. Dieser unternehmende Mann mit dem historischen Namen und einer sehr intelligenten französischen Ehehälfte hatte den Muth, in der unwirthbaren Wildniß das beste Hotel zu errichten, dessen sich das europäische China rühmen kann. Auf dieser Welt ist Alles relativ. Mir schien Che-fu traurig, einförmig, häßlich; aber die europäischen Bewohner Pekings und die Geschäftsleute in Shanghai preisen es als ein irdisches Paradies.

Wir frühstückten bei dem englischen Konsul Herrn Meyers, einem der bedeutendsten Sinologen im brittischen Konsularstabe und Verfasser eines stoffreichen Buchs über China.*) Um Mittag geht der Dragon wieder in See, durchsteuert langsam den Golf Pe-chi-li, erreicht Abends die Barre von Taku und rennt sich dort gemüthlich im Sumpfe fest.

---

(15. Oktober.) Die Fluth macht uns flott. Die Barre wird glücklich passirt; wir sind im Pei-ho, der jetzt einem Meere gleicht. Von den Mongolischen Bergen bis zum Golf Pe-chi-li steht das ganze Land, ein Flächenraum von zehntausend Quadratmeilen, unter Wasser; zwei Millionen Menschen

*) Er ist der Hauptverfasser des bereits angeführten Werkes: Treaty Ports of China and Japan.

sind zu Grunde gerichtet. Seit dem Anfange des Jahrhunderts*) wurde die Provinz Chi-li nicht so grausam heimgesucht. Der Dragon dampft an ganz oder theilweise überschwemmten Dörfern vorüber. Am Ufer sitzen Männer mit ungeheuren Netzen, die sie mittelst einer einfachen schaukelartigen Vorrichtung in den Fluß versenken und, immer mit großen und kleinen Fischen angefüllt, herausziehen. Das Wenige, was ich von der Gegend sehe, denn die Gegend ist Wasser: Maisfelder, Weiden, Schilf, unter einem wolkenlosen blauen Himmel, bei trockner undurchsichtiger Luft, hat Aehnlichkeit mit der unteren Donau. Auch die Häuser, oder vielmehr Lehmhütten, tragen keinen ausgesprochen chinesischen Anstrich. Armuth und Elend treten überall in demselben Gewande auf. Nur die Gesichtszüge der Menschen erinnern den Reisenden an die Entfernung, die ihn von der Heimath trennt.

Die Fahrt am Pei-ho ist wegen des unabläßig wechselnden Flußbettes immer, und jetzt mehr als gewöhnlich, eine schwierige. Vor einigen Tagen strandete ein Dampfboot auf dem Pflaster der Heerstraße nach Peking. Der Fluß macht häufige Biegungen und wir legen wenig Weg zurück. Endlich, gegen Mittag, kommt eine Kirchthurmspitze in Sicht, dann ein gelbes Gebäude: das brittische Konsulat, endlich einige zwanzig deutsche, norwegische und dänische, vor Anker liegende Segelschiffe. Letztere sind dem Sonntag zu Ehren bewimpelt. So wären wir denn in Tien-tsin. Auch diese lange und langweilige Fahrt hatte ihr Ende erreicht. Acht Tage und sieben Nächte! und die Entfernung beträgt nur siebenhundertfünfzig Seemeilen.

---

(16.—19. Oktober.) Heute Morgen droht ein unvorhergesehenes Hinderniß meiner Reise nach dem chinesischen Norden plötzlich ein Ziel zu setzen. Der Tao-tai der Zollämter, welcher

*) Seit der großen Ueberschwemmung von 1803.

jetzt den Verkehr mit den Fremden vermittelt, verweigert mir den Paß. „Was hat", läßt er Herrn Lay, dem englischen Konsul, sagen, „Was hat dieser Fremde in Peking zu thun? Nichts. Also keinen Paß." Herr Lay beruft sich auf die Verträge. „Wenn Ihr ihm den Paß verweigert", fügt er hinzu, „wird er seinen Weg auch ohne Paß finden." Die Replik erfolgte sofort. „Ich will nicht", sagte die schwarzzöpfige Excellenz, „daß der Fremdling sich einer Verletzung der Gesetze schuldig mache. Ich erlaube es nicht. Hier ist der Paß." Eine köstliche Art einen Rückzug zu bemänteln! Der Paß ist ein kalligraphisches Meisterstück.

Nach Beseitigung dieser Schwierigkeit besteigen wir unsere Boote. Ein jeder von uns hat deren eines zu seiner Verfügung, und jedes Boot ist mit drei Ruderknechten bemannt und mit einem riesigen Segel versehen. In China ersetzen Flüsse und Kanäle die verwahrlosten, oft überschwemmten Straßen; Jedermann reist zu Wasser. Daher die vergleichsweise treffliche Einrichtung dieser Beförderungsmittel. Als ich mein „House-boat" besteige, finde ich dort einen Chinesen von respektablem Aeußern. Er ordnet mein Gepäck, macht mein Bett und ertheilt dem kleinen A-kao verschiedene nützliche Rathschläge. (A-kao ist mein Page, ein allerliebster Knabe, den mir ein Bekannter in Shanghai für die Reise abtrat.) Mich spricht er im reinsten Französisch an. Es ist Pater Delmasure aus Roubaix, Lazarist und Vorstand der seit dem vorjährigen Blutbade sehr geschmolzenen katholischen Gemeinde in Tien-tsin.

Und nun unter Segel! Ohne die kalten Luftzüge, ohne die allzugroße Nähe der Ruderer, ohne ihr Schnarchen während der Nacht, ohne den Geruch, den sie Tag und Nacht um sich verbreiten, ohne die häßliche Eintönigkeit der Gegend, eine nackte bis an den Horizont überschwemmte Ebene, ließe diese Schifffahrt wenig oder nichts zu wünschen übrig. Der Wind fehlt und unsere Leute ziehen die Kähne während sechzehn bis

achtzehn Stunden im Tage den Fluß hinauf. Wir haben volle Zeit, uns am Ufer zu ergehen, landeinwärts zu laufen und dann, wenn die Eſſensſtunde herannaht, nach unſern ſchwimmenden Häuſern zurückzukehren. Mit immer neuer Befriedigung gewahre ich da meinen A-kao, wie er am Vordertheile ſtehend aus Leibeskräften bleakfast leady ruft (breakfast ready, kein Chineſe iſt im Stande, das r auszuſprechen). Das Küchenboot rudert ſodann an die vier Hausboote heran, und wir vereinigen uns bei Herrn Boyce, deſſen Kahn als Speiſeſaal dient. Mit Hülfe der aus Shanghai und Tien-tſin mitgebrachten Vorräthe liefert unſer chineſiſcher Koch ganz vorzügliche Koſt.

Oft ſchlendere ich allein durch Dörfer und Flecken, vorausgeſetzt, daß ſie nicht ganz unter Waſſer ſtehen. Sie bieten nicht das geringſte Intereſſe. Aber überall eine Fülle von Menſchen, überall Gedränge in den Gaſſen. Die Kinder ſchelten mich „fremden Teufel"; die Männer meſſen mich mit inſolenten Blicken und brechen hinter mir in höhniſches Gelächter aus; die Weiber verſtecken ſich; Trödler gehen, ihre elende Waare ausrufend, von Haus zu Haus. Alles iſt ſchmutzig, zerlumpt, ärmlich, nur nicht die Natur, welche ſich darin gefällt, unzählige Chineſen zu ſchaffen.

In der oberen Flußgegend beginnen die Waſſer zu fallen. Wir ſehen gut beſtellte Aecker mit Bohnen, Mais- Baumwoll- und Kaſtorölpflanzen; und Tauſende von Bauern, die auf dem Felde arbeiten. Seltſam iſt das Geſpann ihrer Pflüge: hier ein Pferd mit einem Eſel, dort ein Büffel, ein Eſel und eine Kuh. Einen ſah ich mit drei Männern beſpannt, einen andern von einem Eſel und einem Weibe gezogen. Nicht ein Baum in Sicht. Auf dem Fluſſe die lebendigſte Thätigkeit. Unter den zahlloſen Djonken, denen wir begegnen, mehrere von ſehr großem Tonnengehalt.

Heute, den 19. Oktober, um Mittag Ankunft in Tung-chow. Von Tien-tſin hierher rechnet man hundertſechsundzwanzig Meilen zu Waſſer und achtzig zu Lande. Gewöhnlich dauert

die Bergfahrt vier bis fünf Tage. Wir haben sie in weniger als dreimal vierundzwanzig Stunden, also sehr rasch, zurückgelegt.

Tung-chow, der Hafen von Peking, liegt östlich von der Hauptstadt; die Entfernung beträgt ungefähr dreizehn Meilen. Ein Kanal und eine mit Marmorplatten gepflasterte, jetzt aber ganz vernachlässigte und fast unfahrbare Straße verbinden die beiden Städte. Bekanntlich fließt der Pei-ho nicht an Peking vorüber, sondern macht von Nord-Ost kommend bei Tung-chow eine Biegung nach Süd-Ost. Hier liegen eine Menge Schiffe vor Anker; am Gestade tummelt sich ein Knäuel menschlicher Wesen: alle gelbbraun, schmutzig, in Lumpen gehüllt, mit Aus- und Einladen der Djonken beschäftigt. Hinter diesem Ameisenhaufen erheben sich, düster und abschreckend, die gezinnten Ringmauern der Stadt. In der Ferne überragt sie eine vielstöckige Pagode. Den Himmel ausgenommen, der, wie man uns in Shanghai vorausgesagt, wolkenlos ist, undurchsichtig und von einer eigenthümlichen metallischen Bläue, trägt Alles, Wasser und Land, Haut und Kleidung der Menschen, Stadtmauern und Kamele, dieselbe kothbraune Farbe.

Kaum haben unsere Boote angelegt, als ein Kosak des russischen Gesandten in Begleitung eines Mafu (Reitknechts) an Bord erscheint und mir ein liebenswürdiges Billet seines Gebieters überreicht. General Vlangali, von meiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet, hat die Güte, mir Pferde zu schicken, wiederholt seine Einladung bei ihm abzusteigen und gibt mir als erfahrener Militär einige nützliche Winke über die Art der Behandlung des mongolischen Pony, der mich nach Peking tragen soll. Der Kosak wird sofort Gegenstand meiner Bewunderung. Auf Alles, was ich ihm in deutscher, französischer, englischer Sprache sage, antwortet er mit einem Worte, das ich nicht verstehe; nicht einmal die fremdartigen Töne kann ich fassen, aber der Mann spricht es mit großer Entschiedenheit aus und flößt mir Vertrauen ein. Später erfuhr ich, slusheyu

heißt: ich werde gehorchen. — Ich will sogleich abreisen — slusheyu. — Meine Gefährten brauchen Pferde — slusheyu. — Wie aus diesem Gedränge gelangen, ohne erdrückt zu werden? — Immer slusheyu. Und dies Wort ist kein leerer Schall. Der Sohn der Steppe erräth mich. Er ist kein Linguist, aber der Instinkt ersetzt ihm die mangelnde Sprachkenntniß. Er beginnt damit, daß er mir durch die dichte Menge Bahn bricht. Unterwegs begegnen wir einem Europäer zu Pferde. Es ist Herr Starzoff, der reichste russische Kaufherr in Tien-tsin und ich glaube in China. Er führt mich nach einem außerhalb der Stadt gelegenen Tempel, wo die wenigen europäischen Reisenden absteigen, stellt mich seiner jungen Frau vor und verschafft mit Hülfe des überaus nützlichen Kosaken meinen Freunden die nöthigen Pferde.

Während der Vorbereitungen zur Weiterreise machen wir einen Spaziergang auf den Wällen. Die kothigen Fluthen des Pei-ho, die in der Nähe der Stadt eine Flotte von Djonken tragen, vereinsamen weiter hinauf und verlieren sich endlich am Horizont. Eine sanfte Schwellung des Bodens und einige magere Weiden verschleiern Peking. Zu unseren Füßen ein Meer von schwarzen Dächern. Die Gassen gleichen schmalen Erdspalten. Die Menge, die sich in ihnen drängt, können wir nicht sehen, aber wir hören ihr wüstes Geschrei. Nur die Köpfe der sich unablässig folgenden Kamele, hier und da ihre beiden Höcker werden sichtbar. Am Fuße der Mauern und oben, unserem Wege entlang, haben sich die Auswürfe von Generationen angehäuft. Wir befinden uns in Dante's drittem Kreise:

Pute la terra che questo riceve.

An einigen Orten ist die Mauer derart verfallen, daß kaum ein paar vorragende Steine dem Fuße den nöthigen Raum gewähren. Aber der Gedanke, wenn wir umkehrten, diese unbeschreiblichen Dünste nochmals athmen zu müssen, belebt unsern Muth und wir überschreiten ohne Unfall die gefährliche Stelle.

Endlich gestatten uns die Ueberbleibsel einer Treppe, in die Stadt hinab zu steigen.

Wir finden die kleine Karawane bereits reisefertig. Frau Starzoff, eine treffliche Reiterin, hat ihre Amazone angelegt und stellt sich an die Spitze der Kolonne. Die Gassen sind enge und überfüllt; das Pflaster glatt. Unaufhörlich erschallt Herrn Starzoff's Warnungsruf vor den vielen Kamelen, die in langen Reihen an uns vorüberziehen. In der That, diese Thiere sehen uns mit scheelen Blicken an. „Fremde Teufel" sind nun eben nicht populär in China. Kamele und Maulthiere schnappen nach uns, Hunde bellen bei unserm Anblick, mongolische Ponies schlagen aus und bäumen sich, wenn wir sie besteigen wollen. Obgleich wir traben, so rasch, als die engen Gassen gestatten, brauchen wir mehr als eine halbe Stunde, um in das Freie zu gelangen.

An der Palikao-Brücke, einem schönen Marmorbau mit grotesken Skulpturen und geschichtlicher Berühmtheit seit dem letzten Kriege, sagt uns das liebenswürdige Ehepaar Lebewohl. Wir verlassen hier die halb unwegsame und mit Reitern, Fußgängern und Karren überfüllte Heerstraße, einen Pfad am südlichen Ufer des Kanals vorziehend; und da der Tag zur Neige geht und die Thore von Peking bei Sonnenuntergang geschlossen werden, so reiten wir so schnell, als die Pferde vermögen, bald auf Dämmen, bald auf schmalen Fußwegen oder auch querfeldein. Baumgruppen, Dörfer, hier und da ein einsames Haus mit seinem Küchengarten bilden einen angenehmen Gegensatz zu den einförmigen Ufern des Pei-ho, zu den Schrecknissen von Tung-chow.

Wir galoppiren, aus einem Hohlwege kommend, um die Ecke eines Gemäuers. Da entfährt uns allen ein Ausruf der Ueberraschung. Die Pferde werden kurz angehalten. Wir haben die bereits tief stehende Sonne im Gesicht. Unter ihr entrollt sich, einem ausgezackten Bande von blaßschwarzem Flore ähnlich, eine ungeheure gezinnte Mauer. Auf drei Punkten ragen die

Doppeldächer der Thore empor. Die Abstufung der Farbe läßt auf die Entfernungen schließen und zugleich auf die großen Dimensionen der Wälle. Ueber ihnen schweben in der blauen Luft wie ein Spiegelbild der Wüste die Hügel des Sommerpalastes und in weiter Ferne wolkenähnlich die Mongolische Bergkette. Eine halbe Stunde später reiten wir durch das Thor Tung-pien-men in der chinesischen Stadt ein und bald darauf durch ein anderes Thor in der tartarischen. Dies ist der schöne Augenblick für den Kosaken. Bei unserem Herannahen stürzen uns bewaffnete Wächter entgegen; sie wollen uns den Weg versperren, aber der Anblick des russischen Reiters wirkt wie ein Talisman. Unbehelligt werden wir eingelassen. Selbst nach den Pässen fragt man nicht. Der liebenswürdigste Empfang harrt meiner auf der russischen Gesandtschaft.

Und so wäre ich denn in Peking. Ein spät verwirklichter Jugendtraum!

---

Mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung erbaut, in Folge der Auflösung des Königreichs Yen*), dessen Mittelpunkt es war, zum Range einer Provinzialstadt herabgesunken, durch Genghis-Khan erobert**), darauf verlassen und wieder neu erbaut, wurde Peking erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts***) zum zweiten Male die Hauptstadt des Reiches. Aus dieser Epoche stammen seine Wälle und ältesten Gebäude. Peking ist also eine moderne Stadt. Seine Mauern erinnern an unsere Ritterburgen. Nur ist hier Alles kolossal, während in Europa die Bauten des Mittelalters fast immer kleine Dimensionen haben. Pekings Stadtmauern sind zwischen fünfzig und sechzig Fuß hoch, zwanzig, vierzig, fünfzig Fuß breit und ihr Umfang beträgt mehr als zwanzig englische Meilen! Un-

*) 222 v. J. Ch.
**) 1215.
***) 1421.

geachtet dieſer großen Ausdehnung geben nur ſechszehn Thore Einlaß.

Die Hauptſtadt des Reiches beſteht aus der „Tartaren-“ und aus der „chineſiſchen Stadt“. Der Grundriß zeigt zwei Parallelogramme, deren eines, die Tartarenſtadt, mit der Kurzſeite ſenkrecht ſteht auf der Langſeite des anderen, der chineſiſchen Stadt. Noch vor nicht ſehr langer Zeit entſprach dieſe Bezeichnung der thatſächlich damals beſtehenden Scheidung zwiſchen Siegern und Beſiegten, den Männern aus dem Norden und den Chineſen. Heut zu Tage haben ſich viele der letzteren in der Tartarenſtadt niedergelaſſen, und die Zeit mildert allmälig, ohne ihn gänzlich zu verwiſchen, den Antagonismus zwiſchen den beiden Stämmen. Im Mittelpunkte der tartariſchen Stadt liegt der Palaſt des Kaiſers, auch die „kaiſerliche oder verbotene“ Stadt genannt; ſie iſt von hohen Mauern eingeſchloſſen und, wie der Name andeutet, gewöhnlichen Sterblichen unzugänglich. Die theils breiten, theils ſchmalen Gaſſen kreuzen ſich in rechten Winkeln. Hohe ſchmuckloſe Mauern entziehen die Wohnſitze der Reichen den neidiſchen Blicken der Vorübergehenden. Die Häuſer, welche man ſieht, ſind elende Lehmhütten ohne allen architektoniſchen Schmuck. In der chineſiſchen Stadt, wo Induſtrie und Handel vorzugsweiſe hauſen, gibt es ganze Straßen, welche nur Kaufläden enthalten. Letztere ſind reichlich mit den Landeserzeugniſſen, ſehr ſpärlich mit europäiſchen Artikeln verſehen. Apotheken, Thee- und Tabakmagazine glänzen durch die Pracht ihrer vergoldeten oder lackirten Auslagen und der koloſſalen Schilder, welche, mit rieſigen Inſchriften bedeckt, an einer vor der Thüre gepflanzten Stange ſenkrecht aufgehängt ſind.

Die die Tartarenſtadt vom Norden nach Süden durchziehenden unabſehbaren Gaſſen ſind hier verödet dort belebt, laufen bald zwiſchen elenden Lehmhütten hin, bald zwiſchen eleganten Kaufläden und nackten Mauern, hinter denen ſich Paläſte verſtecken. Abwechſelnd ſchreitet man immer in gerader Linie,

die in Peking vorherrscht, durch die Wohnsitze des Elendes und des Ueberflusses, aber das erstere zeigt, der letztere verbirgt sich. Die großen Straßen, meist breite Dammwege, waren einst mit Marmorblöcken gepflastert, und Marmorplatten überdeckten die Gossen. Heute ist Alles in Verfall gerathen. Die Tempel sind schlecht gehalten, und die Amtssitze der Großmandarine unterscheiden sich wenig oder gar nicht von den Yamen in den Provinzen: ein Palissadenverhau, das große Thor mit einem roh gemalten Drachen geschmückt; daneben ein oder zwei Fahnenstangen, an der Schwelle ein Haufe von Sollicitanten. Die öffentlichen Gebäude, selbst das Gesammtministerium, das Tsungli-yamen, glänzen nicht durch Reinlichkeit. Der Staub, dieser böse, zudringliche Gast ist eingedrungen, hat sie mit seinen schmutzigen Farben übertüncht, mit scheußlichen Gerüchen gesättigt; denn bevor er sich in den hohen Regionen festsetzte, hatte er in niedrigen Wohnungen gehaust, in den Gassen gewirbelt, die selbst an vielen Stellen nichts Anderes sind als ungeheure Lagerstätten des Unrathes.

Ein Spaziergang in Peking gehört nicht zu den bequemen Dingen. Zu Fuß oder zu Pferd hat man keine Zeit viel um sich zu sehen; und doch, wenn nicht Alles schön, so ist doch Alles sonderbar, neu und interessant. Aber nicht das Angenehme, das Nothwendige nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Da hat man Löcher zu vermeiden, die der Regen in die Dämme gegraben hat, und die tiefen Radspuren der Karren im lehmigen Boden; man muß auf schmalen schwankenden Brettern schwarze, übelriechende Bäche überschreiten, vor Allem den Kamelen aus dem Wege gehen; sie haben zwei Höcker und die Größe mäßiger Elephanten. In langen Reihen ziehen sie einher; ihre Führer sind Mongolen, stämmige Bursche mit viereckigem Kopf, eingedrücktem Näschen, einem einfältigen Lächeln auf den wulstigen Lippen, mit einem offenen und ehrlichen Gesicht. Auch die Fiaker bilden ein Hinderniß der Bewegung. Ueberall versperren sie den Weg. Es sind ein- oder zweispännige

Karren, darüber ein Zelt in Form eines Tonnengewölbes. Ein vorgespanntes Stück Segeltuch schützt den Kutscher und die Pferde. Ihre große Anzahl erklärt sich durch ein Gesetz, welches den Gebrauch der Sänften Standespersonen von gewissem Range vorbehält. Hier kommt eine! Vier Kuli tragen sie; sie laufen im Dublirschritt, hinter ihnen ein Dutzend Livreebediente. Und welche Livree! Fast so schmutzig und abgenutzt wie die Portechaise. Aber der Mandarin, der sie einnimmt, ist ein schmucker Herr mit glattrasirtem Kinn, wohlgewaschenen Händen, frischer Wäsche und sorgfältiger Toilette. Auf seiner Nase reitet eine kolossale Brille; er selbst scheint in seiner Lektüre versunken. Es ist, wie man mir sagt, ein Staatsrath, der sich in die Sitzung begibt und seinen Vortrag vorbereitet. Das Gedränge in der Straße hält uns einige Minuten neben seiner Sänfte auf. Er mißt uns mit verächtlichen Blicken und wendet sich dann wieder seinen Akten zu.

Unmöglich hier vorzudringen! Wir nehmen also den Weg durch jene einsame Gasse, welche längs den Mauern der „verbotenen Stadt" hinläuft. Dort erwarten uns aber neue Schwierigkeiten. Eine Bürgerhochzeit zieht vorüber: die Brautleute voran, hinterher die Familie, die Freunde, die Geladenen, alle in Fiakern. Aehnliches kann man in Paris, im Bois de Boulogne sehen.

So irren wir stundenlang umher; aber diese Stunden vergehen wie Minuten. Unsere mongolischen Ponies, einige Anfälle von Ungeduld abgerechnet, benehmen sich vortrefflich. Wir sind längs der verbotenen oder kaiserlichen Stadt hingeritten; sie liegt unbequem genug im Mittelpunkte des Parallelogramms und zwingt daher gewöhnliche Sterbliche, welche sich nach dem nördlichen Theile der Tartarenstadt begeben, zu bedeutenden Umwegen. Wir biegen in eine der großen Queradern ein, und hier wird uns der imposante Anblick eines großen Leichenbegängnisses zu Theil. Ich meinte ein Minister, wenn nicht ein kaiserlicher Prinz, werde zu Grabe getragen;

aber man berichtigt meinen Irrthum: der zu den Geistern seiner Ahnen Abberufene ist ein niederer Beamter vierter Kategorie. Die Verehrung für Todte und der lebhafte Familien-Geist, diese Kardinaltugend des Chinesen, erklären den übertriebenen Aufwand bei Leichenbegängnissen. Viele Familien überschreiten hierbei ihre Kräfte, manche richten sich zu Grunde. Ueber dem Leichnam trug man einen ungeheuren Baldachin von Scharlachtuch mit barbarischer Goldstickerei überladen. Vor dem Sarg fuhr in einem weißverbrämten leeren Wagen die Seele des Verstorbenen. Die Familie folgte in Fiakern. Alles trug die Trauer, selbst die Kutscher hatten an ihre Hüte weiße Tuchlappen geheftet. Die Familie und die Freunde sahen ärmlich aus, aber der Todte machte sein Exit als großer Herr. Der Pracht des Sarges entsprachen die Anzahl und die reiche Ausstattung der Fahnen, Sonnenschirme und vergoldeten oder lackirten Lanzen, welche Männer, die paarweise zu beiden Seiten einhergingen, dem Leichnam vorantrugen. Die Sonnenschirme, wie ich sie in Ermangelung eines bezeichnenderen Wortes nenne, sind eigentlich kurze an den Stangen herabhängende Schläuche von Seidenstoff, karmosin oder blau, mit goldgestickten Inschriften, phantastischen Ornamenten, Drachen oder sonstigen Ungeheuern. In gemessener Entfernung schritten Bursche einher in dem Anzuge unseres mittelalterlichen Narren: das Wams, die enge anliegenden Hosen und die ganz entschiedene Narrenmütze sind scharlachroth. Sie schlugen auf dem Gong und regelten die Bewegungen des Zuges. Mehrere Musikbanden spielten auf, das heißt erfüllten die Luft mit mißtönigem Getöse.

Zu diesem großen Gepränge bildete die Gleichgültigkeit der Vorübergehenden einen auffallenden Gegensatz. Nicht Einer blieb stehen. Höchstens daß man einen verdrießlichen Blick auf den Zug warf; verdrießlich, weil Geschäftsleute nicht gerne in den Straßen aufgehalten werden. Auch ist man gegen dergleichen sich täglich wiederholende Schauspiele abgestumpft. Sie

intereſſiren nur die Leidtragenden, und vor Allem den Verblichenen.

Trotz dieſen und anderen Schwierigkeiten und Hinderniſſen ſchlendere ich gerne durch Peking; denn Alles geſchieht hier in anderer Weiſe als bei uns.

Wir befinden uns in einer Gaſſe, die zur „verbotenen Stadt" führt. Das weit offenſtehende Thor geſtattet mir, einen Blick in die geheiligten Orte zu werfen. Sie ſchienen mit dem profanen Peking zum Verwechſeln ähnlich.

Da hören wir Lärm hinter uns. Ein Volkshaufe hat ſich um einen zerlumpten faſt nackten Burſchen und um ein Weib verſammelt, welches wuthſchnaubend ihn mit Schimpfworten überhäuft. Der Mann hat ſie beſtohlen, noch hält er das Corpus Delicti in der Hand. Eine groteske, ſcheußliche Scene! Hoffmann oder Jacob Bibliophile, der Verfaſſer des Todtentanzes, könnten dergleichen beſchreiben. Mit Einem Male wird es ſtille. Ein Greis tritt auf: ſeine Erſcheinung iſt anmuthig und würdevoll, ſein Antlitz athmet Sanftmuth; mit wohlwollenden Blicken betrachtet er den Angeklagten, richtet einige Fragen an ihn, berührt ſeine Schulter und entfernt ſich. Ehrfurchtsvoll weicht die Menge zurück. Ihm folgt, in der Entfernung von etwa zweihundert Schritten, der Miſſethäter mit geneigtem Haupte, mit über die Bruſt gekreuzten Armen. Der Greis war ein Polizeibeamter; der unglückliche Dieb, dem noch andere Sünden am Gewiſſen laſten mögen, iſt verhaftet; er geht den Weg des Gefängniſſes; er weiß was ſeiner harrt: das Bambusrohr, die Tortur, der Hunger, Krankheit, Tod.

---

Wir haben die Ringmauern erſtiegen und ſtehen über dem großen Mittelthore Chien-men, welches von der chineſiſchen in die Tartarenſtadt führt. Wir blicken nach Norden. Zu unſeren Füßen die Lehmhütten, welche Leute aus Korea bewohnen; weiterhin ein ſcheinbarer Wald, ein Meer von beſtaubten Baum-

wipfeln. Ueber dieser beweglichen graugrünen Masse zu unserer Rechten der Thurm der russischen Kirche; vor uns die gelben Dächer des kaiserlichen Palastes, eigentlich einer ein Viereck bildenden Häusergruppe inmitten eines Gartens. Darüber ragt der „künstliche Berg" empor, der höchste Punkt von Peking. Das Hauptthor der kaiserlichen oder verbotenen Stadt ist höchst unansehnlich und entspricht insofern den Ideen des Landes. Der Chinese versteckt seinen Besitz; der Reiche will arm scheinen. Jenseits der kaiserlichen Stadt, augenscheinlich in sehr großer Entfernung, zeigen sich die abgestumpften oder vielmehr absichtlich unvollendeten Thürme der sogenannten „französischen" Kirche; in größerer Nähe zu unserer Linken, gleichfalls über Baumwipfeln, die portugiesische Kathedrale. Unter uns zu beiden Seiten des Thores, dessen Oberbau unsere Warte bildet, entwickeln sich die imposanten Steinmassen der zurückgeneigten Mauern, welche die beiden Städte trennen. Der äußere, mit breiten Zinnen gekrönte Ringwall stützt sich auf starke Strebepfeiler. Die Zeichnung besteht nur aus zwei sich unabläßig wiederholenden Elementen; aber die optische Wirkung, die Stufenleiter der Farbentöne bringen Abwechselung in das Bild und gestatten einen Schluß auf die ungeheuren Dimensionen. Unter den Mauern und dem Stadtgraben entlang ziehen Kamele in endlosen Reihen:

Gegen Süden ändert sich das Schauspiel. Alles hat da mehr Leben. Eine prachtvolle, breite Marmorbrücke führt nach der chinesischen Stadt und in eine unabsehbare Arterie, jetzt angefüllt mit Fußgängern, Lastthieren und Karren. Es ist das industrielle Viertel. Am Horizont, gerade vor uns, steigt über einem Vorhange von Bäumen der dreifach bedachte „Tempel des Himmels" in die Luft; in Südwest der schlanke, vielstöckige Thurm einer Pagode. Jenseits dehnt sich die sandige Ebene aus. Die Nord- und Ostwinde brausen über sie hin, prallen an die Stadtmauer, begraben sie zuweilen bis auf halbe Höhe in die herangeblasenen Sandwogen. Angehäuft am Fuße der

Ringmauer, drohen die beweglichen Dünen die Baſtionen zu erſticken, aber der nächſte Sturm zerſtäubt und treibt ſie wieder hinaus in das offene Land. Es gibt nichts Traurigeres, als die Umgegend von Peking: eine unabſehbare Steppe. Am Horizont fließen Land und Luft in einander. In den oberen Regionen iſt die Atmoſphäre reiner. Daher gewahrt man zuweilen die Gipfel, nur ſelten den Fuß und die Abhänge des Mongoliſchen Gebirges.

Peking iſt das Lager von Barbaren auf der Beiwacht. In der Mitte ſteht das Zelt ihres Häuptlings; zugleich dient es denen, die das Feld bebauen, als Zufluchtsort. Der Nomade, der den Bauern ſchützt! Wahrhaftig, das iſt Aſien! Ich begreife jetzt die Verehrung, welche die Völkerſchaften dieſes Kontinents, vom Ural bis nach Kaſhgar, von Kiachta zum Hindukuſh, für Shuntian (Peking) bewahrt haben, in ihrer Phantaſie die Stadt der Städte, das irdiſche Paradies, der Mittelpunkt der Welt. Für mich iſt es das Urbild der alten bibliſchen Großſtädte, ein Babylon, ein Niniveh: ungeheuerlich, roh, heroiſch.

---

Auf die einſamen Wanderungen folgen Reitpartien in zahlreicher, jugendlicher Geſellſchaft. Wir ſind alle gut beritten. Dieſe mongoliſchen Ponies gehen ein wenig ſcharf in die Hand, ſind feurig, lieben auch ſich zu bäumen und durchzugehen, wie man dies Kindern der Steppe nicht verargen kann, die ſtolz ſind auf das edle Blut, das in ihren Adern fließt.

Die Reiterſchaar hat die chineſiſche Stadt in ihrer ganzen Breite durchzogen und erreicht nun einen großen, unregelmäßigen Platz; gegenüber liegt der Tien-tan, der Tempel des Himmels, den der Kaiſer alljährlich beſucht und der die übrige Zeit verlaſſen und verſchloſſen iſt, verſchloſſen beſonders den Fremden, ſeit einige amerikaniſche Reiſende ſich beikommen

ließen, mit Frauen und Kindern auf dem Altar des „Jahresopfers" ein Picknick zu organisiren. Nun gibt es aber glücklicherweise Mittel, sich mit dem Himmel abzufinden, besonders mit den Wächtern des Tempels, der seinen Namen trägt. Doch erfordert dies ein Zusammenwirken von List, Gewalt und Geld. Das Thor, ein glücklicher Zufall, steht offen. Dem Rathe eines der Herren, die uns führen, Folge leistend, thun wir dergleichen, als wollten wir an dem Tempel vorüber reiten. Unser Freund aber sprengt an die Wächter heran, die ihn unter großem Geschrei aufzuhalten suchen, durchbricht das Häuflein und bringt glücklich in den Vorhof. Wir folgen dem Beispiel mit gleich günstigem Erfolge.

Herr L . . . gewahrt mit seinen Luxaugen eine andere offenstehende Pforte. Wir geben die Sporen und befinden uns einige Augenblicke später in der zweiten inneren Einfriedung. Hier umringt uns eine Schaar von Knechten, die den Wächterdienst verrichten. Die Kerle sehen nicht sehr reputirlich aus und empfangen uns mit wildem Gejohle. Ihre Livreen sind abgenutzt und lassen auch im Punkte der Reinlichkeit zu wünschen übrig. Nun werden die Verhandlungen eröffnet; eine gute Gelegenheit für die Herren Dollmetsche, ihre Sprachkenntnisse und diplomatische Begabung zu bewähren. Alsbald stimmen die Chinesen den Ton herab. Dann lassen sie als ein Zeichen des Respektes ihren Zopf auf die Schulter herabfallen (Leute aus dem Volke tragen ihn während der Arbeit um den Kopf gewickelt). Noch ein kurzer Ideenaustausch und die zornigen Mienen machen freundlichem Grinsen und Ehrfurchtsbezeugungen Platz. Kurz, man versteht sich. Es handelt sich darum, annäherungsweise die Anzahl Bambusstreiche zu berechnen, welche die Wächter erhalten werden, weil sie Fremde Teufel zuließen, und hiernach das ihnen zu entrichtende Schmerzensgeld zu bemessen. Nachdem dies zur beiderseitigen Zufriedenheit geschehen, läßt man uns ein. Nur werden wir gebeten, nichts zu zerstören und fortzutragen, denn sonst gäbe es nicht nur

Bambusstreiche, sondern auch abgeschnittene Hälse, und „Ihr begreift", sagte man uns mit kläglicher Miene, „das ginge über den Spaß."

Der Tempel des Himmels mit seinem Park und den von Mauern und Gräben umschlossenen Höfen mißt zwei Meilen im Umfang. Der Hain, ein wirklicher Wald von Cedern und anderem Nadelholz, sieht ganz verwildert aus.

Das vorzüglichste Gebäude ist das Heiligthum der Jahresopfer, erbaut um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auf einer kreisrunden Terrasse erhebt sich, von drei concentrischen Marmorgeländern umgeben, der gleichfalls kreisrunde, eigentlich polygone Tempel. Ein phantastisch geschnitztes, mit blauem Glasemail geschmücktes Holzgitter vertritt die Wände. Die drei übereinander gestellten Dächer, in Gestalt ebenso vieler Sonnenschirme, sind mit blauen Ziegeln gedeckt. Ein seltsamer Bau: zugleich elegant und fratzenhaft, künstlich und roh, das Auge verletzend durch die bizarren Kreuzungen der Linien, und es wieder beruhigend durch den sanften Einklang der Farben. Wie schön verschmelzen da das Weiß der Marmorbalustraden, das Schwarzbraun der durchbrochenen Holzwände, das Dunkelblau des Glasemails und der Ziegel! Aus einer gewissen Entfernung betrachtet, erzeugen die fliehenden Kurven der Balustraden in ihrem Zusammenstoße mit den sich ihnen scheinbar nähernden Kurven der drei Sonnenschirme eine eigenthümliche, unbeschreibliche Wirkung. Man ist geneigt, die Erfindungsgabe, die Phantasie des Architekten zu bewundern. Aber nicht ihm gebührt das Verdienst dieser seltsamen Effekte. Die großen Dimensionen des Gebäudes und die Gesetze der Optik haben sie hervorgebracht. Die chinesische Einbildungskraft hat nichts dazu gethan.

Das Innere ist den Sterblichen unzugänglich; nur der Kaiser, die Prinzen von Geblüt und sein Gefolge dürfen es betreten. Auch uns halten riesige Schlösser auf der Schwelle des Heiligthums fest. Glücklicher Weise haben die Wächter nicht

der Mühe werth gefunden, uns zu begleiten. Sicher der Stockstreiche, die ihrer harren, und sicher auch unserer Tael, von denen sie bereits eine gewisse Anzahl als Darangabe eingesteckt, gestatten sie uns, im Tempel des Himmels nach Belieben zu schalten. Wir untersuchen also die Schlösser und eines hat die Gefälligkeit, sich zu öffnen. Indem ich dies niederschreibe, fühle ich die Schamröthe auf meinen Wangen und ich zweifle nicht, daß meine Gefährten dies Gefühl theilen. Nun ist die That aber geschehen und wir treten in das Innere. Vier Holzsäulen, mit Schnitzwerk und Malerei reichlich ausgestattet, oben verbunden durch vier ähnlich gearbeitete Querbalken, tragen eine mit Pilastern geschmückte Gallerie, auf welcher eine Kuppel ruht. Diese ist, soweit ich bei dem schwachen Lichte wahrnehmen konnte, sehr gedrückt und wie die Säulen und Pilaster mit Lack und Schnitzwerk bedeckt. Es ist die einzige Kuppel, die ich in China sah. Erst hier, mit Hülfe des Gegensatzes zwischen dem Dunkel im Innern und der äußeren Tageshelle, vermochten wir die Schönheit und Abwechselung des Gitterwerkes zu bewundern, welches, wie oben gesagt, die Mauern des Tempels ersetzt und, von hier gesehen, einem Spinnengewebe gleicht. Kein Götzenbild, nichts was daran erinnerte, daß dieser Ort dem Gebete gewidmet sei. Es ist ein prachtvoller Kiosk, würdig der Zusammenkunft zwischen dem Gebieter des Himmels und dem Gebieter der Welt.

In geringer Entfernung von dem Tempel erhebt sich der offene Altar, auf welchem die Jahresopfer dargebracht werden: eine kreisrunde Plattform von weißem Marmor, dreißig Fuß hoch und aus drei Terrassen zusammengesetzt, welche im Diameter hundertzwanzig, neunzig und sechzig Fuß messen. Hier wie in allen andern Gebäuden dieses Tempels herrscht die Dreizahl. Die Absätze der Treppe bestehen aus drei, neun, zwölf Staffeln, immer ein Ergebniß der Multiplikation mit drei. Ebenso verhält es sich mit allen andern Elementen dieser Gebäude, als da sind die Steinplatten des Pflasters, der

Geländer der Gallerien und so fort. Im Tempel der Erde, der außerhalb der nördlichen Stadtmauer liegt, bildet zwei die Grundzahl. Gottesgelehrsamkeit und Geometrie wirken hier zusammen; aber den mystischen Sinn konnte mir Niemand erklären.

In den Küchen sahen wir die großen Kessel, in welchen das Fleisch der Opferthiere gekocht wird. Ein langer, geräumiger Korridor verbindet sie mit der Tempelhalle. An einer andern Stelle des Haines befinden sich die Gebäude, in welchen der Kaiser, die Prinzen von Geblüt und die Hofwürdenträger absteigen. Alle diese Baulichkeiten sind, die dicken Staubschichten abgerechnet, in gutem Zustande. Man erklärt die Vernachlässigung durch die Minderjährigkeit des Kaisers, der die Heiligthümer außerhalb des Palastes noch nicht besucht hat.

Ich habe die berühmtesten Tempel besichtigt; überall fand ich dieselbe Verwahrlosung und nirgends Betende. Die Amtssitze der hohen Mandarine befanden sich in ähnlichem Zustande, weil die Nutznießer ihre Yamen auf eigene Kosten unterhalten müssen und dasselbe Amt nie länger als drei Jahre verwalten. Aber wie erklären sich die elende Bekleidung ihrer Schreiber und Dienerschaft, der jämmerliche Zustand der Heerstraßen, der Gassen von Peking, der Kanäle und Brücken, die im vorigen Jahrhundert aus Marmorblöcken erbaut, fast gänzlich verfallen sind? Wie das allgemeine Bild der Verkommenheit, das uns auf jedem Schritte entgegentritt? Welch sonderbarer Gegensatz mit den moralischen Eigenschaften, mit der geistigen Begabung des chinesischen Volkes, dieser kräftigen, thätigen, aufgeweckten Nation, welche Amerika, Australien, Oceanien überfluthet und überall, allerdings nur bis zu einer gewissen Grenze und auf dem materiellen Gebiete, den Wettkampf mit den entwickeltsten Völkern Europa's siegreich besteht!

Diese Frage richtete ich an Männer, welche durch ihre Stellung, durch ihre Erfahrung, die Frucht eines langjährigen Aufenthaltes in China, durch ihre Kenntniß der Sprache, der Menschen und der Dinge dieses Landes vorzugsweise befähigt

schienen, mich zu belehren. Herr Williams, amerikanischer Missionär und Verfasser eines höchst schätzbaren Buches*), der seit vierunddreißig Jahren in China lebt; der russische Gesandte, Herr General Blangali; Herr Wade, während mehrerer Jahre Gesandtschafts-Dollmetsch, heute englischer Gesandter; sein erster Sekretär, Herr Brown; Herr Low, Minister der Vereinigten Staaten; der deutsche Geologe Baron Richthoven, der mehrere Theile China's besucht hat und den ich nach dem fernen Szechuen abreisen sah; Monseigneur de la Place, apostolischer Vikar in Peking; Herr Favier von derselben Mission; der russische Gesandtschaftsdollmetsch Herr Lenzi; der deutsche Geschäftsträger Herr Annecke und sein Dollmetsch, Herr Bismark, alle diese Herren hatten die Güte, und ich kann ihnen hierfür nicht genug danken, meine vielen Fragen zu beantworten, meine Zweifel zu lösen, meine Irrthümer zu berichtigen. Unvergeßlich werden mir diese Unterredungen sein; sie füllten die frühen Morgenstunden und halfen die schon langen Herbstabende verkürzen, welche ich immer unter dem gastfreien Dache des Generals Blangali oder in den Salons der anderen Gesandtschaften zubrachte.

„Dieser Verfall", fragte ich, „ist er blos scheinbar oder wirklich? Erlöscht die Nation, oder nur die Dynastie?"

„Hierüber", war die Antwort, „ließe sich Vieles sagen. China ist das Land der Widersprüche. Die konservative Richtung waltet hier vor. Die Ansichten, die Sitten, selbst die Tracht, letztere mit sehr geringen Abänderungen, blieben wie sie waren vor tausend, vor zweitausend Jahren. Und dennoch wird nirgends unsolider gebaut. Mit Ausnahme einer Pagode in . . . (der Name ist mir entfallen) in der Provinz Kiangsi, deren Errichtung in das zehnte Jahrhundert zurückreicht, gibt es im ganzen Reich nicht Ein Gebäude, das mehr als zweihundert, höchstens zweihundertfünfzig Jahre zählte.

*) The middle Kingdom.

„Der Chineſe iſt vor Allem patriarchaliſch geſinnt, und dennoch, außer den acht oder neun fürſtlichen Familien, gibt es keinen Erbadel. Im Gegentheile vermindert ſich der vom Kaiſer verliehene Adel mit jeder Generation um einen Grad. Der Sohn eines Marquis, das heißt eines Adeligen, der den unſeren Marquis entſprechenden Rang beſitzt, wird Graf; der Sohn des letzteren Baron und der Sohn des Barons trägt keinen Titel mehr. Die Fürſten von Geblüt machen die einzige Ausnahme und genießen große Ehrenvorrechte. Selbſt die Miniſter ſtehen hinter ihnen im Range zurück. Doch üben erſtere auf die Staatsgeſchäfte keinen Einfluß.

„Ein jeder kann zu den höchſten Aemtern gelangen, der Sohn eines Kuli ſo gut wie der Sohn eines Fürſten, vorausgeſetzt, daß er die vorgeſchriebenen Prüfungen beſtanden hat, daß er Baccalaureus wurde in ſeinem Diſtrikt, Licentiat in der Hauptſtadt ſeiner Provinz, endlich Doktor bei den großen Rigoroſen in Peking. Jeder Doktor kann die oberſten Staffeln der hierarchiſchen Stufenleiter erklimmen. Als Literat iſt er Glied eines Körpers, beſſer geſagt einer Menge, welche eine wahre Macht im Staate bildet; aber um perſönlich einen Antheil an der Regierungsgewalt zu erlangen, muß er in den Staatsdienſt treten, der ſich ihm erſchließt nach Maßgabe des von ihm errungenen akademiſchen Grades. Man ſollte alſo meinen, und in der That iſt es ſo, daß China ein weſentlich bureaukratiſcher Staat ſei. Und dennoch gibt es kein Land unter den Sternen, welches weniger Beamte beſäße. In dieſem ungeheuren Reiche zählt man nicht über zwölftauſend Mandarine.*) Dies Wort in dem gewöhnlichen Sinne genommen, nämlich als gleichbedeutend mit beſoldetem Staatsdiener. Denn, abermals ein Widerſpruch, in keinem Lande der Welt hat ſich

*) Bekanntlich nannten die portugieſiſchen Schifffahrer des ſechszehnten Jahrhunderts die großen und kleinen Beamten China's „Mandarin". Mandar heißt auf portugieſiſch befehlen. Den Chineſen ſelbſt iſt das Wort Mandarin vollkommen unbekannt.

das Princip der Selbſtverwaltung, das selfgovernment, die Autonomie der Gemeinde, in höherem Grade entwickelt.

„In welcher Beziehung ſteht der Souverain zu ſeinem Volke? Der Chineſe iſt der gehorſame Unterthan des Kaiſers, der Kaiſer der Vertreter Gottes oder des Schickſals. Man iſt ihm alſo blinden und unbeſchränkten Gehorſam ſchuldig. Er iſt Kaiſer, weil Gott es ſo wollte. Iſt er ein ſchlechter Regent, ſo ſteht es übel mit China, aber dies ändert nicht die Pflicht eines jeden, ſeinen Befehlen, auch den verderblichſten und ungerechteſten, zu gehorchen. Von allen Verbrechen iſt die Rebellion das größte. Gelingt aber die Auflehnung gegen den Kaiſer, ſo geſchah dies, weil Gott es ſo wollte. Wenn in Folge eines ſiegreichen Aufſtandes ein Uſurpator ſich des Thrones bemächtigt, ſo tritt er ſofort in den Genuß aller, ihrer Natur nach unbeſchränkten, Rechte und Privilegien des von ihm geſtürzten Hauptes der Dynaſtie. Der Erfolg verleiht die Rechtmäßigkeit, denn es iſt ja nichts Anderes als eine Offenbarung des göttlichen Willens. Alſo die erſte Pflicht des Staatsbürgers iſt unverbrüchliche Treue für den Souverän, verbunden mit der Pflicht, jedwede thatſächlich vollzogene Aenderung ſofort und unbedingt anzuerkennen. Von allen Widerſprüchen gewiß der größte.

„Dies vorausgeſchickt, gehe ich auf Ihre Frage über. Das chineſiſche Volk, eben weil es von der kaiſerlichen Macht eine ſo hohe Meinung hegt, erwartet, wenn nicht Alles, doch ſehr viel vom Kaiſer. Die Fürſorge für die öffentliche Ruhe, die Ausübung der Geſetze, die Erhaltung der Staatsgebäude, der Brücken, Straßen und Kanäle, der Feſtungen und Häfen iſt Sache des Kaiſers und nicht des Volkes. Nun iſt aber der Kaiſer minderjährig; ſein Vater war ein beſchränkter, lockerer Herr, der ſich wenig mit den Geſchäften befaßte; ſein Großvater galt für einen Schwachkopf. Dazu kommt, daß die kaiſerliche Würde in China keine Sinecura iſt. Wenn der Kaiſer nicht handelnd eingreift, wenn er ſeine Pflichten nicht erfüllt,

ſo leidet die Nation. Peking iſt hiervon ein ſprechendes Beiſpiel. Seine Straßen haben ſich in Abzugsgräben verwandelt, ſeine Goſſen ſind der Marmorplatten beraubt, welche ſie einſt bedeckten und deren Trümmer die Gaſſen jetzt unwegſam machen; die Tempel entweihen Staub und Unrath, ein Aergerniß für die Gläubigen, wenn es Gläubige gäbe, die ſie beſuchten; die öffentlichen Gebäude und, außerhalb der Stadt, die Kanäle, dieſe großen Adern des Landes, verfallen; die Heerſtraßen werden, je nach der Jahreszeit, zu vertrockneten Gießbächen oder ſtrömenden Flüſſen oder zu undurchwadbaren Sumpflachen! Dies iſt die Schuld der zwei letzten Regierungen. Unter dem Scepter eines energiſchen, eines thätigen und verſtändigen Regenten verſchwänden binnen Kurzem die Spuren der ſchlechten Regierung ſeiner Vorgänger, und mit ihnen jene Anzeichen des Verfalles, über welche ſich die Fremden ſo ſehr und die Eingeborenen ſo wenig wundern."

---

Heute Nachmittag im Tempel des Konfucius, Wên-Miao und in der Großen Lamaſerie, Yung-ho-kung genannt. Beide befinden ſich im Nord-Oſt-Ende der Tartarenſtadt. Von der Akademie und dem Tempel des großen Philoſophen ſind nur ein paar Schritte zum Heiligthume des großen Gottes. Aber in geiſtiger Beziehung trennt ſie eine unermeßliche Entfernung. Man behauptet, daß der Buddhismus von allen Religionen die verbreitetſte iſt. Möglich; ich möchte aber meinen, daß es mehr Anhänger des Konfucius, mehr Rationaliſten auf der Welt gibt als Buddhiſten. Hier ſtehen ſie ſich gegenüber.

Wir beſuchen zuerſt den Philoſophen. Der Vorhof iſt mit Cypreſſen bepflanzt, deren Zweige in der bekannten Weiſe gezwungen wurden, ſich horizontal auszubreiten. Die Inſchriften auf den ſonderbaren glockenförmigen Steinblöcken, die man uns zeigt, harren noch der Entzifferung; begreiflich, wenn es wahr iſt, daß ſie Konfucius eigenhändig auf den Stein ſchrieb. Die

Tempelhalle ist prachtvoll, aber diese Pracht hat etwas Schales. Keine Götzenbilder, aber viele Inschriften; die Namen des Philosophen und seiner Jünger; Alles mit altersgrauen Staubschichten bedeckt. Hier verrichtet der Kaiser sein Gebet einmal im Jahre.

Die Akademie des Konfucius befindet sich unmittelbar neben dem Tempel und bildet, wenn ich nicht irre, einen Bestandtheil desselben. Hier, in einem kleinen Hof, sind sämmtliche Werke des Weisen, so wie andere klassische Werke, in schwarze Marmorplatten gegraben, zum Gebrauche der Literaten ausgestellt. Alle diese Gebäude haben einen akademischen und zugleich höfischen Anstrich; im Ganzen entspricht dies äußerliche Gepräge dem inneren Wesen des Religionsstifters, besser gesagt des pedantischen Professors, des eleganten gelehrten Höflings, des unermüdlichen Ministerkandidaten und Stellenjägers, genannt Konfucius, und dem hohen Range der Beschützer seiner Manen, der Kaiser, der gnädigen Gründer, Wiederhersteller und Neuerbauer dieser Tempel, welche eigentlich nicht Tempel genannt werden sollten, weil sie mit der Religion wenig oder nichts gemein haben. Kien-lung, dessen Regierung beinahe zwei Dritttheile des vorigen Jahrhunderts umfaßt*), hat den hübschen Saal erbaut, in welchem der Kaiser alle zehn Jahre einmal auf dem reich geschnitzten und vergoldeten Throne sitzend, sich einige Bruchstücke der Klassiker vorlesen läßt.

Wir sind in der großen Lamaserie Yung-ho-kung angekommen. Die Bonzen, sämmtlich Mongolen, halten in einer Halle ihren Gottesdienst. Einer von ihnen, der für Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen hat, überhäuft uns mit Schimpfworten, weil ich in einer Anwandlung von Zerstreutheit mit brennender Cigarre eingetreten war. Als Strafe verlangt der Bonze meine Ausweisung. Aber Herr Lenzi, mein liebenswürdiger Begleiter und Cicerone, beschwichtigt den Cer-

*) Von 1736 bis 1796.

berus, und der einen Augenblick unterbrochene Gottesdienst nimmt seinen Fortgang. Priester, Novizen, Akolythen, alle mit gelben Leibröcken und gelben Mänteln bekleidet, alle mit vollkommen rasirtem Schädel, kauern auf niedern Bänken und singen im Chor. Was ihre Gesichter anbelangt, so sah ich niemals dümmere und geistreichere. Abgemagerte Gestalten, durch Fasten erschöpfte Naturen, einige mit Zügen, welche die Askese veredelt hatte, andere, die wie verthiert vor sich hinstarrten. Daneben Jünglinge voll Gesundheit und Leben und kleine Knaben mit spitzbübischen Augen, die wie brennende Kohlen funkelten. Im Chorgesang herrschen die näselnden Töne vor, aber zwei oder drei Baßstimmen würden in Wien und Paris an der großen Oper ihr Glück machen. Die Scene, welche wir vor Augen hatten, erinnerte mich lebhaft an die großen Ceremonien der katholischen Kirche. Unweit der Halle befindet sich das Heiligthum Buddha's, ein dunkler enger aber sehr hoher Raum, den die Statue des Gottes ausfüllt. Um sie im Einzelnen zu besehen, besonders um die breiten Schultern und die langen Arme der Gottheit in der Nähe zu bewundern, muß man auf einer Seitentreppe mehrere Stockwerke emporsteigen.

Neben dem Tempel hat Kaiser Yung-mên für seine dreizehn Söhne ein mehr klösterliches als fürstliches Wohnhaus erbaut. Die Zimmer sind klein. Ein Korridor läuft ihnen entlang; die Thüren vollkommen kreisrund; die Details der Ornamentirung phantastisch und zuweilen sehr elegant und anmuthig. Das Haus lehnt sich an die nördliche Stadtmauer. Durch ein Fenster blickend, weide ich mich mit immer neuem Vergnügen an dem Anblicke des düsteren, großartigen Gemäldes.

Aber das Hauptinteresse dieser nachmittägigen Wanderung bildet der merkwürdige Gegensatz zwischen den Tempeln der Vernunft und den Tempeln des Glaubens, zwischen der Sophisterei und der Askesis, der Spekulation und der blinden

Ueberzeugung, zwiſchen Konfucius und Buddha. Eine Wesley'ſche Kapelle, die außer ihren vier nackten Wänden nichts aufzuweiſen hat als das Pult des Predigers, und Sankt Peter während der Pontifikalmeſſe bilden keinen größeren Kontraſt.

Konfucius war Moraliſt. Er lehrte Maximen, er ertheilte Rathſchläge, deren Weisheit gerühmt wird; aber die Diskuſſion über eine künftige Welt lehnte er ab; er ſuchte die Quelle für Gut und Uebel in der Vernunft und dem Willen des Einzelnen.

Man behauptet allgemein, die Chineſen kämen als Skeptiker auf die Welt. Iſt dies auch erwieſen? Eine Thatſache, die Niemand in Abrede ſtellt, bewieſe eher das Gegentheil; alle Literaten ſind Skeptiker; alle Leute aus dem Volke ſind gläubig. Die Literaten wachſen auf mit den Schriften des Konfucius. Könnte man nicht hieraus ſchließen, daß im Gegenſatze zu jener Behauptung die philoſophiſchen Lehrſätze im Laufe der Jahrhunderte die Geiſter umgebildet und in ſie die Keime der Zweifelſucht gelegt haben, welche ſo bequem iſt während des Lebens, ſo ohnmächtig und troſtarm im Augenblicke, wo wir es verlaſſen? Ich las in einem Buche, deſſen Verfaſſer ein proteſtantiſcher Miſſionär iſt, der Titel entfiel mir, daß die Literaten, obgleich ausnahmslos mehr oder minder Atheiſten, wenn der Tod herannaht, zum Buddhaglauben zurückzukehren pflegen. Katholiſche Miſſionäre beſtätigten mir die Angabe.

Aber wenn die Literaten das Daſein Gottes leugnen, ſo glauben ſie mit um ſo größerer Inbrunſt die einfältigſten Wunder, die albernſten Märchen; gerade wie unſere Freigeiſter an ſprechende Tiſche glauben. So bildet gegenwärtig im nördlichen China die Auffindung einer kleinen Schlange, welche ein Bauer nach Tien-tſin brachte, wo ſie in einem Tempel ausgeſetzt wird, das große Ereigniß des Tages. Dieſe Schlange iſt eigentlich ein Drache, und dieſer Drache ein Gott. Nicht nur die ganze Bevölkerung, auch der Generalgouverneur der Provinz, der Tao-tai, die Municipalbeamten der Stadt, alle

dieſe Herren begaben ſich in großer Gala nach der Pagode zur Anbetung der kleinen Beſtie. Ich ſtellte an Jemanden, deſſen Meinung in ſolchen Dingen von Gewicht iſt, die Frage: „Betrachten der Gouverneur und die anderen hohen Perſönlichkeiten die Adoration der Schlange als geboten durch Rückſichten der Staatsweisheit, als ein dem Volksaberglauben ſchuldiges Zugeſtändniß, oder theilen ſie letzteren?“ — „Ohne allen Zweifel“, war die Antwort, „glaubt der Vice-König genau wie der letzte Kuli an die Göttlichkeit der Schlange“, und als Beweis erzählte er mir mehrere Vorgänge, die in neueſter Zeit ſich vor ſeinen Augen zutrugen. So war ganz kürzlich einer der Legationsſekretäre erkrankt; man entdeckte, daß ſein Haus auf Sumpfboden ſtand und der Geſandte beeilte ſich, dort die nöthigen Arbeiten ausführen zu laſſen. Eines Tages ſprach er hiervon mit einem ihm perſönlich befreundeten Mandarin hohen Ranges, einem gelehrten, ſehr verſtändigen und ſeinen Standesgenoſſen weit überlegenen Manne. „Die Urſache der Erkrankung“, erwiderte dieſer, „iſt nicht das ungeſunde Haus. Die Urſache iſt der Fon-ſhue, wörtlich überſetzt der Wind und das Waſſer, das heißt Verhexung, die böſen Geiſter. Warum haben Sie ſo nahe bei der Wohnung Ihres Sekretärs jene Eſſe bauen laſſen? Aus ihr ſteigen die böſen Geiſter empor. Iſt das nicht ſonnenklar? Warum alſo eine andere Erklärung ſuchen?“

„Wenn“, fuhr mein Gewährsmann fort, „die portugieſiſche Kathedrale während der zwei letzten Chriſtenverfolgungen nicht zerſtört wurde, wenn ſie noch heute beſteht, ſo verdankt ſie dies ohne Zweifel der Abneigung der Chineſen gegen Abtragung großer Gebäude. Sie glauben, daß böſe Geiſter dadurch aus ihren Wohnungen vertrieben werden und ſodann die Nachbarſchaft heimſuchen. Andererſeits bezweifle ich nicht, daß die Literaten in Tien-tſin die von ihnen ſelbſt getheilte Furcht des Publikums vor hohen Thürmen, welche die böſen Geiſter anziehen, mit Erfolg ausbeuteten, um das Volk gegen die Miſſionäre und Kloſterfrauen aufzureizen. Der Glockenthurm der

katholischen Kirche in jener Stadt ärgerte und beunruhigte die Einwohner. Man hätte ihn gänzlich zerstört, aber der solide Steinbau widerstand dem Brande und die Ruhe wurde hergestellt, bevor das Werk der Vernichtung vollendet war. Als hier in Peking die beiden Thürme der neuen französischen Kirche während des Baues eine gewisse Höhe erreicht hatten, faßte die Regierung Besorgnisse. Sie schritt ein mit dem Verlangen, daß der Weiterbau der beiden Thürme unterbliebe; weil, sagte sie, man von der Spitze derselben in die Gärten und Höfe des kaiserlichen Palastes blicken könnte. Dies war ein Vorwand; der wahre Grund waren die Geister. Monseigneur de la Place, ein kluger Herr, fügte sich den Wünschen des Tsungli-Yamen."

Der Chinese ist abergläubisch, aber nicht fanatisch. Man versichert mir, sowohl im Volke, wie unter den Literaten, ja selbst im buddhistischen Klerus sei religiöser Fanatismus unbekannt. Anders verhalte es sich mit den Mongolen. Je mehr man sich Thibet nähere, um so größeren Glaubenseifer finde man. In China stehe einem jeden frei, „auf seine Façon" selig zu werden, und wenn hiervon leider zu Ungunsten der Christen eine Ausnahme gemacht werde, so geschehe dies aus politischen und nicht aus religiösen Gründen.

Anhänger des Konfucius, Taoisten, Buddhisten leben friedlich nebeneinander; nie hört man von religiösen Zwistigkeiten. Als Monseigneur Mouly, der letzte apostolische Vikar in Peking, starb*), bestattete man ihn aus Rücksicht für die katholischen Eingeborenen, um ihre angestammten Begriffe von Schicklichkeit zu schonen, mit dem landesüblichen Gepränge. Sein Leichnam wurde in einem reich geschmückten Sarge nach dem portugiesischen Kirchhofe getragen. Das Kreuz an der Spitze, folgte der katholische Klerus in Kirchengewändern; alle fremden Gesandten nahmen an dem Zuge Theil; dieser bewegte sich

*) December 1868.

langsam durch die endlosen Hauptgassen, die nach dem Thore Ping-tsu-men führen. Bekanntlich sind die Gassen eigentlich hohe Dämme. Alle Wagen, denen man begegnete, darunter die an der grünen Farbe kenntliche Staatskarosse eines Prinzen von Geblüt, wichen nach den Tiefseiten aus und überließen den Christen gutwillig den Hauptweg. Das Volk sah mit Neugierde zu, verrieth aber keine feindselige Stimmung.

---

Peking besitzt einige sehr wohl ausgestattete Kaufläden: Porzellan, Elfenbein- und Holzschnitzwerk, Cloisonnés und Jadearbeiten. Hier, wie überall, sind ordinäre Waaren im Ueberfluß vorhanden und wirkliche Kunstwerke selten und übermäßig theuer. So wurden uns zwei hübsche Vasen von altem Porzellan für achtzig Pfund Sterling angeboten. Gewiß ein übertriebener Preis, besonders im Verhältniß zu dem in China sehr hohen Werth des Geldes. Allerdings fehlen weder einheimische noch fremde Liebhaber. Zwar dürfen die Europäer in der Hauptstadt keinen Handel treiben, auch kommen nur äußerst wenige Ausländer hierher und, außer den Gliedern der Gesandtschaften und der religiösen Missionen gibt es keine Residenten. Aber chinesische Händler kaufen bei einheimischen Familien auf, was sie finden und schicken diese Gegenstände nach Tien-tsin oder Shanghai. Von dort gelangen letztere nach Europa, meist nach Petersburg und Moskau, wo die vornehme Welt an Cloisonnés besonderes Gefallen findet. Wirklich werthvolle Arbeiten findet man selten in den Butiken. Am besten kauft man nach Gelegenheit. Kleinhändler tragen mehr oder minder seltene Gegenstände auf die Gesandtschaften. Dort werden sie drei oder viermal die Woche ausgestellt. Diese improvisirten Bazare bringen einige Abwechselung in das einförmige und freudenlose Dasein der Diplomaten. Aber es genügt nicht, daß hübsche Kuriositäten feil geboten werden; man muß sich bei dem Kauf verstehen, das heißt selbst den Preis be-

ſtimmen und bei dem erſten Angebote beharren, mit anderen Worten, man muß Kenner ſein und zu warten wiſſen. Der Eigenthümer der Vaſen oder der Cloiſonné packt ſie ein, zieht ab, kommt nach einer Woche, nach einem Monat wieder, erſchöpft abermals fruchtlos ſeine Beredtſamkeit, packt wieder zuſammen, geht wieder fort, aber vielleicht nach einem Jahre bringt er den Gegenſtand zurück und läßt ihn um den ihm urſprünglich gebotenen Preis. Einer der feinſten Kenner iſt General Vlangali. Mit ihm durch Peking wandern, in ſeiner Geſellſchaft die Kurioſitäten prüfen, die faſt täglich nach dem Frühſtück in ſeinem Garten ausgeſtellt werden, iſt ein Vergnügen, ein Studium und eine Verſuchung.

Soll ich aber die Wahrheit ſagen, ſo muß ich geſtehen, daß ich wenig ſah, was mich beſonders anzog oder wirklichen Kunſtwerth zu beſitzen ſchien. In den Erzeugniſſen der großen Epochen erregen die Schönheit des Kolorits und die Vollendung der Ausführung mit Recht unſere Bewunderung. Mir ſcheint übrigens, daß die Chineſen weniger Geſchmack beſitzen als die Japaner, daß ihre Farben greller und weniger harmoniſch ſind, ihre Zeichnung weniger erfinderiſch und ohne allen humour, der meiner Anſicht nach den japaniſchen Erzeugniſſen ihren vorzüglichſten Reiz verleiht. Der Jade, ein äußerſt harter und ſchwer zu ſchneidender Stein, wird von den Eingeborenen über alles geſchätzt. In gewiſſen Butiken findet man davon eine große Auswahl. Hochgeſtellte Männer tragen ſtets einen großen Ring von weißem oder grünem Jade am Daumen.

Europa iſt mit chineſiſchen Schnitzereien aus Elfenbein überſchwemmt. Hier, bei General Vlangali, ſah ich nur Ein ſolches Erzeugniß, ein wahres Juwel, das auf Kunſtwerth Anſpruch machen kann. Alles Uebrige iſt Fabrikarbeit. Im Ganzen ziehe ich das Holzſchnitzwerk vor.

Lackirte Waaren ſtehen meiner Anſicht nach weit unter den Vieux-Lacks der Japaner. Dafür gebe ich gegen die allgemeine

Anſicht dem chineſiſchen Porzellan den Vorzug; natürlich von großen Meiſterſtücken erſten Ranges ſprechend. General Blangali beſitzt eine nicht zahlreiche, aber auserleſene Sammlung von Vaſen aus der Zeit der Mingdynaſtie und der Kaiſer des vorigen Jahrhunderts. Die älteſten, aus der Mingepoche, dürften dem Ende des ſechszehnten oder den Anfängen des ſiebenzehnten Jahrhunderts angehören. Sie unterſcheiden ſich von anderen durch die Farbenpracht; die aus dem vorigen Jahrhundert ſtammenden durch die freie, kühne Zeichnung. In ihnen iſt europäiſcher Einfluß unverkennbar. Woher kam er? Woher auch die ſonderbare Analogie mit dem bereits beſprochenen Barockismus der japaniſchen Skulpturen aus der Regierungszeit Taiko-Sama's und ſeiner erſten Nachfolger? So weit es ſich um China handelt, ſagt man mir, liegt die Erklärung am Tage. Die Jeſuiten, damals die Günſtlinge des Pekinger Hofes und in ſtetem Verkehr mit Europa, von wo ſie ihre Bücher, Karten, Zeichnungen und Anfangs ihre Inſtrumente bezogen, die Jeſuiten waren es, welche den Geſchmack des italieniſchen Barockismus, allerdings nur in kleinem Maße, und in größerem den Rococoſtyl Ludwigs XV. nach China verpflanzten. Die heute in Peking gefertigten Vaſen ſtehen an Reinheit der Linien und an Farbenſchmelz den älteren weit nach; aber man erzeugt noch ſehr ſchöne, und ich finde in ihnen keine jener vielen Spuren des Verfalles, welche ſich in den japaniſchen Produkten dieſer Art, namentlich in den berühmten Vaſen von Nagaſaki, dem Beobachter aufdrängen. Dagegen beſtehen die Cloiſonnés den Vergleich mit denen des letzten Jahrhunderts in keiner Weiſe. Die Linien ſind weniger rein, häufig inkorrekt, und der Schmelz entbehrt die in den alten Cloiſonnés ſo hoch geſchätzten zarten Abſtufungen. Wir beſuchten die Werkſtätte eines Ceramiſten. Seine Werkzeuge ſchienen mir ſo urwüchſig, wie ſeine Methode. In einem kleinen Höfchen liefen zwei Knaben um ein Feuer, mit ihren Fächern die nöthige Hitze unterhaltend. Daneben, in einer elenden Holzhütte, verrichteten zwei oder drei

Gesellen unter der Leitung des Meisters die übrige Arbeit und brachten sehr hübsche Dinge zu Stande.

Ich gestehe übrigens, Chinoiserien lassen mich kalt. Sie sind künstlich, aber nicht künstlerisch. Die wahre, die klassische Schönheit fehlt. Mit den steigenden Verkehrsmitteln zwischen Europa und dem fernsten Osten muß sich bei uns der Geschmack an Gegenständen verlieren, deren Hauptreiz doch eigentlich nur in der Schwierigkeit bestand, sie sich zu verschaffen.

---

Herr Fritsche, ein junger russischer Gelehrter, hier mit einer wissenschaftlichen Sendung seiner Regierung anwesend, hat die Güte, mich nach der Sternwarte der Jesuiten zu begleiten. Sie liegt auf der östlichen Ringmauer der Tartarenstadt zwischen den Thoren Tung-pien-men und Chi-ho-men. Wir reiten durch ein volkreiches, aber armseliges Viertel, welches die Südostecke der Stadt einnimmt. Ueberall eine Fülle menschlicher Wesen! Wie hoch mag sich die Bevölkerung von Peking belaufen? In unsern Schulbüchern wurde sie, wenigstens in meiner Kindheit, offenbar übertrieben, auf drei Millionen veranschlagt. Ich stellte die Frage an Herrn Williams, dessen Ansicht das größte Gewicht hat, und an zwei in derlei Dingen wohlbewanderte Diplomaten. Alle drei gestanden mir ihre Unwissenheit. Die amtlichen Regierungstabellen verdienen, sagten sie mir, nur sehr bedingten Glauben. Man ist also auf Voraussetzungen und Muthmaßungen angewiesen. Herr Williams berechnet die Volkszahl auf eine Million, die beiden andern Herren auf acht und auf fünfhunderttausend Seelen. Die Bevölkerung des chinesischen Reiches mit Inbegriff der Schutzstaaten wurde von dem Prinz von Kung im Gespräche mit Baron Gros auf fünfhundertfünfundzwanzig Millionen angegeben. Herr Wade meint, sie habe vor der Tae-ping-Rebellion vierhundert betragen, sei seither bedeutend, jedoch nicht, wie von einigen Schriftstellern behauptet wird, auf die Hälfte herabgesunken.

Wir sind am Ziele unseres Spazierrittes angelangt: ein niederer viereckiger, an die Stadtmauer gelehnter Thurm. Im Hofe bewundern wir zwei Globusse auf prachtvoll gemeißelten Gestellen von Bronze. Ein anderer Globus, welcher die Himmelskörper darstellt, und mehrere Quadranten stehen gleichfalls unter freiem Himmel auf der Plattform des Thurmes. Alle diese Instrumente wurden nach den Zeichnungen und unter der Leitung der Patres von chinesischen Arbeitern ausgeführt und sind vollkommen erhalten. Mein Begleiter, der Astronom ist, erklärt sie in wissenschaftlicher Beziehung für Meisterwerke; in künstlerischer sind sie es nicht minder.

Wir stehen auf der Stadtmauer. Wie ein gezacktes Band rollt sie sich vor uns auf, bis Zinnen und Strebepfeiler in der Ferne in einander laufen. Zu unsern Füßen gewahren wir: hier die Stadt, ein Labyrinth von Lehmhütten mit einem Meere von Baumwipfeln im Hintergrunde; dort das traurige öde Flachland, in der Ferne unsichere Linien und tiefere Lufttöne, das Mongolische Grenzgebirge verhüllend und verrathend; über uns das tiefblaue Gewölbe! Allenthalben Schweigen; nur zuweilen dringen sanfte Klänge wie aus himmlischen Sphären zu uns hernieder. Es sind Taubenschwärme, die, weißen Wölkchen ähnlich, hoch oben vorüberziehend ihre Aeolsharfen erklingen lassen.*) In diesem Bilde ist Alles fremdartig, phantastisch, barbarisch, nur nicht die Instrumente, bestimmt den Himmel zu messen, verlassen auf Erden, aber verschont von Menschen wie von Elementen, sprechende Zeugen einer schon weit entschwundenen Zeit, in der es möglich schien, Millionen menschlicher Wesen der Gesittung zu gewinnen, nicht durch Zwang, sondern aus Ueberzeugung, bei der doppelten Leuchte der Wissenschaft und des Glaubens.

*) Peking ist reich an Tauben. Man befestigt, um sie gegen Raubvögel zu schützen, ein aus sehr leichtem Bambusholz gefertigtes Pfeifchen unter ihren Flügeln. Der Ton, welchen die sinnreiche Vorrichtung von sich gibt, wechselt mit der Schnelligkeit des Fluges.

Wenn ich in Peking umherſchlendere, ſo gedenke ich unwillkürlich meiner ehemaligen Vorgeſetzten, der diplomatiſchen Kanzleichefs, welche mich lehrten, wie man eine Depeſche zu copiren und zu falten, wie man mit Maß und Takt die verſchiedenen Höflichkeitsformen zu vertheilen habe, wem die „vollkommene", die „vollkommenſte" oder die „ausgezeichnete Hochachtung" gebühre. Dieſe würdigen Männer, tapfere Ritter vom Tintenfaß und Miniſterpapier, ſchlummern ſeit lange den Schlaf der Gerechten. Wie gerne würde ich ſie auferwecken, um ihnen Peking zu zeigen. Wie würden ſie ſich erfreuen an dem Anblicke einer Stadt, die ganz bevölkert ſcheint mit Ihresgleichen! In der That, der Chineſe kommt als Bureaukrat zur Welt. Erklärlich dadurch, daß man nur durch die Bureaux ſchreitend zu den höhern Aemtern gelangen kann, und daß unerachtet der geringen Anzahl der Mandarine es zahlloſe Chineſen gibt, welche ſich für den Staatsdienſt qualificirt haben. Man betrachte nur die Bedienten. In geſelliger Beziehung ſind ſie den unſrigen weit überlegen; ſie kleiden ſich ſorgfältig, kultiviren ihre Nägel, ſehen mit Einem Worte wie Gentlemen aus.

Was iſt eigentlich das Weſen des Bureaukratismus. Ich glaube der Kultus der Routine. Die Routine, o Bureaukraten, iſt Euer Kompaß, Euer Evangelium, Euer Wohnhaus und Euer Gefängniß. Sie leitet Euch, ſie erleuchtet Euch, ſie hält Euch aufrecht, ſie verſcheucht Eure Zweifel, ſie ſchützt Euch gegen politiſchen Sturm und Hagel. Regierungen ſtürzen, Staaten vergehen, aber die Bureaux bleiben. Iſt das Unwetter vorüber gezogen, ſo findet man dieſelben Geſichter, dieſelben Toiletten, dieſelben Ideen, wo es deren gab und gibt, und dieſelben Gewohnheiten. Die Wohnung iſt enge; da iſt kein Platz vorhanden für das Genie, aber der geſunde Menſchenverſtand, Tüchtigkeit, Geſchäftskenntniß, Ehrlichkeit und Pflichttreue finden darin Unterkunft. Für unruhige Geiſter, für ſolche, welche Genies ſind oder ſich dafür halten, wird dies Haus zum Gefängniß.

In der Hauptstadt des Reiches der Mitte ist die Luft mit bureaukratischen Dünsten geschwängert. Auch besprachen wir das Kapitel der chinesischen Beamten mehr als einmal. Sie gelten für habsüchtig, käuflich und grausam. Die ganze Organisirung des Reiches, die Vereinigung der administrativen und Gerichtsgewalt in denselben Händen, die Unabhängigkeit der Statthalter in den Provinzen, welche Königreiche sein könnten, der Mangel jedweder Kontrole, die ihnen obliegende Pflicht, alljährlich beträchtliche Summen in den Staatsschatz abzuführen, die unzureichenden Gehalte und daher die nothgedrungene Brandschatzung der Bevölkerung, die Gepflogenheit des Tsungli-Yamen, den Statthaltern bei ihrer Rückkehr nach Peking einen Theil der Beute zu Gunsten des Staatssäckels abzunehmen, all dies und noch viele andere Umstände und Verhältnisse erklären, allerdings ohne sie zu entschuldigen, die den Mandarinen als Klasse zur Last gelegten Akte der Ungerechtigkeit und der Willkür.

Glücklicherweise bilden der in China, besonders im Süden, kräftige Familiengeist und die angestammte Befähigung, sich selbst zu verwalten, so wie die Scheu vor dem Mandarin und den Richtern, ein kräftiges und heilsames Gegengewicht. Sie beschränken die öffentliche Gewalt in ihrer Dazwischenkunft und ersetzen in weitem Umfange das bureaukratische durch das patriarchalische Element. So entstanden Tribunale, in welchen neben dem durch Alter und gesellige Stellung hervorragendsten Manne die einflußreichsten Familienhäupter des Klans oder der Gemeinde zu Gerichte sitzend, in allen Civilprocessen, sehr oft auch in Criminalfällen, die Entscheidung geben. Mehr geduldet von der kaiserlichen Regierung, denn als zu Recht bestehend betrachtet, dürfen sie nicht über Tod und Leben erkennen. Aber so groß ist die Abneigung gegen den Rekurs an den Mandarin, so entsetzlich scheint in diesem Leben und im Jenseits das Loos des zur Enthauptung oder gar zur Zerstückelung Verurtheilten, so traurig das Schicksal seiner gewöhnlich mit ihm zu Grunde

gerichteten Familie, daß der Verbrecher sich dem Ausspruche des Patriarchen ohne Widerrede unterwirft. „Deine That", sagt ihm dieser, „nöthigt mich, dich dem Tao-tai zu überliefern. Dein Kopf wird unter dem Beile fallen. Willst Du dies traurige Loos vermeiden, so tritt in jenes Zimmer. Du findest dort einen Strick (oder Gift)." Und so geschieht es.

Die Träger der kaiserlichen Regierungsgewalt erfreuen sich, wie man sieht, keiner volksthümlichen Beliebtheit. Zu ihrer Entschuldigung wird angeführt, sie befänden sich mehr oder minder in den Händen ihrer Untergebenen, die zwar gleichfalls nicht zahlreich, aber schlecht besoldet sind und Geld machen, wie und wo sie können. Dennoch wird von Niemandem behauptet, daß alle Staatsdiener böse Menschen seien. Häufig erwerben sie sich die Achtung und Anhänglichkeit der Bevölkerungen und erhalten von diesen bei Ablauf ihrer Amtszeit irgend ein Andenken, gewöhnlich einen Sonnenschirm von scharlachrothem Seidenstoff, auf welchem die Namen der Geber in Gold gestickt sind. Der glückliche Erwerber eines so ehrenhaften Zeugnisses versäumt nie, es vor seiner Sänfte einhertragen zu lassen, wenn er sich öffentlich zeigt.

Eines Tages begegnete ich einem dieser großen Herren. Er saß in seinem Tragstuhl, und eine Anzahl zerlumpter Kerle, seine Diener, liefen vor und hinterher. Es war der Finanzminister, ein Mandjuh, der, als Anführer einer der „acht Fahnen", den Rang eines Feldmarschalls bekleidet.

Diese chinesische Excellenz ließ sich unlängst im Gespräche mit einem fremden Gesandten folgendermaßen aus: „Die Wege des Staatsmannes sind mit Dornen besäet. So ergeht es mir in diesem Augenblicke. Der Unterbefehlshaber meiner „Fahne" beansprucht seine Besoldung vom ersten des Monats angefangen. Eine unzulässige Forderung, da er erst zwei Wochen später sein Amt antrat. Nun bin ich aber der Anführer dieser Fahne und als solcher genöthigt, meinem Untergebenen Vorschub zu leisten. Ich richtete also eine Note an den Finanzminister, das heißt,

an mich selbst. In diesem Aktenstücke sagte ich Alles was möglich ist vorzubringen zu Gunsten einer lächerlichen, abgeschmackten und gesetzwidrigen Anmaßung. Hierauf versammelte ich, in meiner Eigenschaft als Finanzminister, die Räthe meines Departements, welche, im Einklange mit der Ansicht ihres Ministers, die Prätension des Vice-Chefs der „Fahne" mit Entrüstung zurückwiesen. Der abschlägige Bescheid wurde von mir, Finanzminister, den bestehenden Normalien gemäß und in der üblichen Form gutgeheißen und hierauf mittelst einer in den schonendsten Ausdrücken und mit den mir schuldigen Rücksichten abgefaßten Note mir, dem Befehlshaber der „Fahne", mitgetheilt. In dieser letzteren Eigenschaft nahm ich, aufrichtig gestanden, trotz der schonenden Form die Abweisung meines Ansinnens nicht ohne lebhaftes Bedauern entgegen. Und da mein Vice-Kommandant auf seiner Forderung besteht und ich, als sein Vorgesetzter und natürlicher Beschützer, ihm meinen Beistand nicht versagen kann, so redigire ich in diesem Augenblicke das Koncept einer ziemlich energischen Replik, die, ich befürchte es, dem Finanzminister wenig Vergnügen machen wird. Es ist ein verwickelter Fall. Wie wird das enden?"

---

Es gibt hier (in der Tartarenstadt) vier katholische Kirchen und eben so viele Pfarren, welche sämmtlich von den Priestern der „Korporation der Mission", Lazaristen genannt, versehen werden. Diese Kirchen sind die Kathedrale Nan-Tang, „Südkirche", auch die portugiesische genannt. Ein imposantes, mit Verzierungen überladenes Gebäude aus dem siebenzehnten Jahrhundert im barocken Jesuitenstyle mit einem ausgesprochenen Anfluge des peninsularen Geschmackes. Das alte Wappenschild Portugals, die Quinas, eine Gabe der Aller-Getreuesten Könige, welches man vor noch nicht Langem über dem Hauptportale sah, hat napoleonischen Bienen weichen müssen, welche seither ihrerseits verschwunden sind.

Pei-tang, „Nordkirche", liegt im Centrum der Stadt, unweit des kaiserlichen Palastes. Der schöne gothische Bau entstand erst seit dem letzten Kriege. Die beiden Thürme sind und bleiben, aus den bereits erwähnten Gründen, unvollendet. In Pei-tang befindet sich auch die Residenz des apostolischen Vikars, das Erste Haus der Lazaristen in China und das Seminarium. An dieser Stelle stand einst ein Franciskanerkloster, welches während der großen Verfolgungen verschwunden ist.

Die beiden andern katholischen Kirchen heißen nach ihrer geographischen Lage Tung-tang und Si-tang, die Ost- und Westkirche.

Die Diöcese von Peking zählt siebenundzwanzigtausend Christen, von denen achttausend die Stadt bewohnen. Unter den letzteren gibt es viele wohlhabende Handwerker und Pekings sämmtliche Uhrmacher. Die Uhrmacherkunst wurde von den Jesuiten nach China gebracht. Sie erhielt sich, zugleich mit dem christlichen Glauben, in den Familien und vererbt sich mit ihm von Vater auf Sohn.

An einem Sonntage Morgens, bei nebligem Wetter, ließ ich mich nach Pei-tang tragen. Die sehr geräumige Kirche war während der Messe mit Gläubigen, sämmtlich Einheimische, beinahe gefüllt. Die Männer nahmen eine Seite des Hauptschiffes ein, die Frauen die entgegengesetzte. Im Querschiffe knieten fünf oder sechs barmherzige Schwestern inmitten einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Mädchen, ihren Zöglingen. Einer der Missionäre spielte während des Gottesdienstes auf dem Harmonium, dann nahm er vor dem Altar auf einem Schemel Platz und hielt in chinesischer Sprache eine kurze Predigt. Die gläubige Menge heftete ihre Blicke auf seine Lippen. Von meinem Platze aus konnte ich die dem Altar zugekehrten Köpfe mit Muße betrachten. Ich fand in ihnen die Züge aber nicht den Ausdruck der Gesichter, die man in den Straßen sieht. Zutrauen, Verehrung, Heiterkeit ersetzten den Skepticismus, die

Ironie, die mürrische Gleichgültigkeit, welche gewöhnlich die Grundzüge chinesischer Physiognomien bilden. Fast alle Reisenden, katholische wie protestantische, welche hier zu Lande christliche Gemeinden besuchten, bestätigen den Einfluß, welchen das Christenthum auf das Antlitz und die Haltung derer ausübt, die es annahmen. Ich erinnere mich, diese Bemerkungen in mehreren englischen Reisewerken gelesen zu haben.

Monseigneur de Laplace, Bischof von Adrianopel und apostolischer Vikar in Peking, eine der Größen des modernen Apostolates, hatte die Güte, mir die Kirche, das Haus und das Seminar zu zeigen. Das von dem Lazaristen Herrn David geschaffene Naturalienkabinet gilt für einzig in seiner Art. Die ausgestellten Gegenstände gehören der Provinz Che-li an. Die ornithologische Kollektion wird in der gelehrten Welt besonders geschätzt.

Die Bücherſammlung, großentheils aus den Resten der alten Jesuitenbibliothek gebildet, enthält einige schöne Bände und Atlasse, meist holländische Prachtausgaben, Geschenke der Kaiser. In einigen Büchern liest man die mit den großen, kühnen Zügen des siebenzehnten Jahrhunderts geschriebenen, bereits verblaßten Worte: Datum ab Imperatore Kang-hi.

Im Seminar forderte mich der Bischof auf, einige Schreibpulte auf das Gerathewohl zu öffnen. Ein jeder Zögling hebt dort seine Bücher und Schriften auf, daneben sein Rasirmesser und kleine Leckerbissen, Alles in größter Ordnung und symmetrisch aufgestellt. In einigen sahen wir sogar kleine Heiligenbilder und einen winzigen Hausaltar. In diesem Lande versteht man sich darauf, Dinge und Menschen in dem möglichst kleinsten Raume unterzubringen.

Im Garten erwartet mich ein Konzert. Keine Haydn'sche Symphonie wie in Sü-kia-wei, sondern nationale Musik, ausgeführt mit nationalen Instrumenten. Der Ton der letzteren war nicht unangenehm. Meine Bewunderung erregte eine Art tragbarer Orgel: aneinandergereihte Pfeifen, welche der Musiker

ſenkrecht an den Mund hält. Wenn er die Schlüſſel handhabt, ſtoßen die Finger nothgedrungen an die glücklicher Weiſe nur wenig hervorragende Naſe. Unvergeßlich bleibt mir ein gewiſſes Tremolo. Sehr anmuthig für das Ohr, aber unbeſchreiblich als optiſche Wirkung: eine Reihe von Naſenſtübern, welche ſich der Künſtler ſelbſt ertheilt und denen er umſonſt zu entkommen ſucht, indem er im Takte mit dem Kopfe wackelt. Ich hielt mir die Seiten, und die gutmüthigen Virtuoſen theilten meine Heiterkeit.

Die Zöglinge gefielen mir ſehr. Sie ſind offenbar phyſiſch und moraliſch gut verſorgt; haben treuherzige Geſichter, eine beſcheidene Haltung und das Gepräge der Geſundheit. Ihr Ausſehen gereicht dem Seminar von Pei-tang und ſeinen Vorſtänden zur Ehre.

Der „portugieſiſche Kirchhof" liegt, weſtlich von Peking, zwei Meilen vor dem Stadtthore Ping-tſu-men. Wie die Kathedrale, wie die Bibliothek, verdankt er ſeine Erhaltung dem Schutze des ruſſiſchen Hofes, vielleicht auch abergläubiſchen Befürchtungen der Chineſen; Pater Favier begleitet mich dahin. Ungefähr zweihundert Gräber umſchließen die Reſte der Väter der Geſellſchaft Jeſu, welche im Laufe zweier Jahrhunderte in dieſem Theile des Reiches wirkten und hier geſtorben ſind. Der erſte Anblick der düſteren Nekropole iſt überaus ergreifend. Die Ricci, die Schall, die Verbieſt, dieſe großen Geſtalten, deren Namen mit denen ſo vieler anderen Väter in den Jahrbüchern der Wiſſenſchaften und des Apoſtolates glänzen, ruhen im älteſten Theile des Campo Santo. Vier Elemente bilden ein jedes dieſer Grabmonumente: der Sarkophag; ein aus einer ungeheuren Steinplatte beſtehender Tiſch; fünf große Vaſen, Weihrauchgefäße; endlich die ſenkrecht aufgeſtellten Gedenktafeln welche, von Drachen gekrönt und auf Schildkröten ruhend, mit dem Namen des Verſtorbenen die Jahreszahl ſeiner Geburt und ſeines Todes geben. Der Eindruck dieſer Heroengräber iſt großartig und feierlich. Ein koloſſales Kreuz, welches den

Höhenpunkt des Leichenfeldes einnimmt, sagt dem Besucher, daß in diesen Mausoleen Christen der Auferstehung harren.*)

---

(23. Oktober.) Heute Morgen Abreise nach der großen Mauer. In Peking werden, wie bereits erwähnt, die Stadtthore bei Sonnenuntergang geschlossen und erst bei Tagesan-

*) Pater Mathias Ricci, geboren in Macerata 1552, kam 1583 nach China und starb zu Peking 1610. Er erwarb die Gunst des Kaisers und schrieb geschätzte Werke über Moralphilosophie und Geometrie. Pater Johann Adam Schall, geboren in Köln 1591, kam 1622 nach China und starb in Peking 1666. Pater Ferdinand Verbiest, geboren in Pitschen unweit Courtrai 1623, trat 1659 in die chinesische Mission und starb 1688 in Peking. Er wurde der Vertraute und Freund des großen Kaisers Kang-hi (1661—1722), docirte Astronomie und stand einer Kanonengießerei vor. Man besitzt von ihm ein Buch, betitelt: Liber organicus Astronomiae apud Sinas restitutae.

Jedermann kennt die Angriffe der Dominikaner gegen die Jesuiten, welche gewisse chinesische Riten angenommen hatten. Der langwierige, an Zwischenfällen und Wandlungen reiche Proceß gelangte erst unter Benedikt XIV. zum Abschlusse. Dieser Papst untersagte fortan die chinesischen Riten. Da Rom gesprochen hatte, unterwarfen sich die Jesuiten bedingungslos, aber sie behaupteten nach wie vor: 1. daß sie die dem Konfucius und den verstorbenen Aeltern in China erwiesenen Ehrenbezeugungen stets als bürgerliche und nicht als religiöse Ceremonie betrachtet, 2. daß nicht nur die Jesuiten diese Interpretation aufgestellt hätten und festhielten, 3. daß gewisse als abergläubisch erkannte Theile dieser Ceremonien von ihnen bereits lange vor dem Ausspruche des heiligen Stuhles unterdrückt worden seien.

Dieser berühmte Proceß kam mir in Erinnerung beim Anblicke der Drachen und Schildkröten, welche mir den Eindruck heidnischer Symbole machten, die aber nach der Meinung der Jesuiten keine religiöse Bedeutung haben. Man begreift, daß Mönche, die ohne alle Kenntniß der Menschen und Dinge des Landes von Europa kamen, an der ihnen gefährlich scheinenden Neuerung Anstoß nahmen und sie als ein allzu großes Zugeständniß an die Heiden mißbilligten. Andrerseits haben mir Personen, die in der chinesischen Etiquette bewandert sind, versichert, es sei äußerst schwierig die Grenzlinie zu ziehen zwischen Religion und Politik, zwischen dem Götterkultus und den Ceremonien, welche die dem Kaiser schuldige Ehrfurcht versinnlichen und insofern einen rein bürgerlichen Charakter haben.

bruch geöffnet. Da nun die gemietheten Pferde und Maulthiere für die Reisenden und ihr zahlreiches Gefolge vom Lande geholt werden müssen, so war an frühen Aufbruch nicht zu denken. Kaum werden wir das Nachtquartier bei Tageslicht erreichen können, und die Nacht ist nirgends, am wenigsten im Reiche der Mitte, eine Freundin der Reisenden. Endlich um neun Uhr setzt sich die von Herrn Lenzi geleitete Karawane in Bewegung.

Nur um das nordwestliche Stadtthor, Tê-cheng-mên, zu erreichen, brauchen wir, vielfach aufgehalten, anderthalb Stunden. Das Schwierigste ist es zu passiren. Wie wird es gelingen, diesen gordischen Knoten zu durchhauen, diesen Knäuel von menschlichen Wesen, von Kamelen, Pferden, Eseln, Wagen, Karren, Sänften, Bonzen, Bauern, Kuli? Zwischen den beiden Thoren, dem inneren und dem äußeren, ist das Gedränge der Art, daß wir, einen Augenblick entmuthigt, auf Umkehr sinnen. Am Ende aber dringen wir doch durch. Draußen fallen wir sogleich in eine lange, schmutzige, kothige und überfüllte Straße. Ich glaube mich wieder in Peking. Es ist aber ein Dorf, welches unmittelbar an die Stadt stößt. Nach einer halben Stunde des Stoßens und Gestoßenwerdens befinden wir uns im Freien, auf dem Lande! Hier und da ein paar Weidenbäume, kleine Teiche, Kothhügel, die mit Aeckern wechseln. Zuweilen ein einsamer Meierhof. Ich reibe mir die Augen! Schlafe, wache ich? Bin ich in China, oder in Mähren, oder auf einer ungarischen Pusta? Die Aehnlichkeit ist schlagend, und ich frage mich ob es der Mühe lohnte, auf der andern Seite der Erdkugel diese wohlgekannte alltägliche und langweilige Gegend aufzusuchen.

Der Tag vergeht mit Bemühungen die überschwemmte Straße zu vermeiden und auf den sie begrenzenden natürlichen Dämmen vorzudringen. Oft brechen letztere plötzlich ab; unsere Leute tauchen hier in der Wasserfläche unter, versinken dort bis auf halben Leib im Schlamme, Alles unter wüstem Geschrei,

gehörigem Schelten und barbarischen Gestikulationen. Von einem gebahnten Wege keine Spur. Man marschirt also auf gut Glück. Einige von uns reiten, andere lassen sich in Sänften tragen. Zu meinem Glücke habe ich letztere Reiseart gewählt. Nach einander sehe ich meine berittenen Freunde mit ihren Pferden in den Graben rollen. Aber der Boden ist ein Kothmeer, und Niemand nimmt Schaden außer die Toiletten. Bei jedem Schritte straucheln meine zwei Maulthiere, und da wir häufig am Rande tiefer Gräben hinziehen, so sind die Aussichten nicht sehr beruhigend. Unsere Maulthiertreiber und Roßknechte, obgleich Chinesen, bekennen sich zum mohamedanischen Glauben. Auf den Gesandtschaften zieht man sie den Buddhisten vor, weil sie gegen Europäer weniger übel gestimmt sind. So groß ist die Gegnerschaft zwischen ihnen und ihren heidnischen Landsleuten, daß sie uns Christen näher zu stehen glauben. Ein paar Bursche sagen uns sogar: „Wir sind von Eurer Religion."

Um neun Uhr Abends, nach einem beinahe zwölfstündigen Marsche, befinden wir uns vor den verschlossenen Thoren von Chang-ping-chow. Unmöglich sie zu öffnen. Man sucht also einen Tempel außerhalb der Stadt. So ziehen wir längs den endlosen Stadtmauern hin. Der Mond ist leicht bewölkt, und bei seinem unsichern Scheine gewinnen die bezinnten Bastionen ein märchenhaftes Ansehen! Aber hier ist der Tempel! Im Hofe sitzt der Bonze und schmaucht sein Pfeifchen. Ohne aufzustehen fordert er uns mit einer Handbewegung zum Eintritte auf.

---

(24. Oktober.) Heute Besuch der Minggräber.*) Ein unvergeßlicher Tag!

Diese Gräber sind einzelne Tempel. Die Ebene ist mit ihnen gleichsam bestreut. Von der übrigen Welt fühlt man sich

*) Die Fürsten dieser Dynastie regierten von 1366 bis 1644.

abgeschlossen auf drei Seiten durch das Mongolische Grenzgebirge, auf der vierten gegen Peking durch ein sanftes Anschwellen des Bodens. Am Zugange sind kolossale, roh gemeißelte Statuen aufgestellt: Könige, Pferde, Greife, Elephanten, Löwen, Kamele. Paarweise stehen sie sich gegenüber. Ihr Anblick erhöht den traurigen, feierlichen Eindruck der Gegend. Niemals hatte ich so sehr das Gefühl der Einsamkeit.

Das Grab befindet sich immer hinter dem Tempel; beide umfängt eine Ringmauer. Ich zählte dreizehn solcher Gräber, aber ich glaube, ihre Zahl ist bedeutend größer. Wir besuchen die Ruhestätte des Kaisers Tsu-wên; obgleich auf Befehl Kienlung's*) restaurirt, heute ein Bild der äußersten Vernachlässigung. In der weiten Halle bewundern wir die hohen Baumstämme, die wie man sagt das Geschenk eines Königs von Siam, als Säulen**) dienend das Dach tragen. Dann wird der in einem abgerundeten Bau stehende Sarkophag besichtigt. Vom Dache eine wundervolle Aussicht.

Zu unseren Füßen dehnt sich die durch Gießbäche zerrissene Ebene aus. Im Osten, in der kurzen Entfernung von kaum zwei Meilen, erheben sich, mit Büschen bedeckt, die ersten Strebepfeiler der Mongolischen Hochebene. Einen weiten Halbkreis beschreibend sinken die Berge im Westen unter den Gesichtskreis. In den Felsschluchten herrscht Dämmerung; die Gipfel erglänzen im hellsten Lichte. In der Nähe sind die Farben braun mit rothen Tönen, weiterhin dunkelblau, in der Ferne fließen die lichten und zarten Tinten von Luft und Gebirge ineinander. Die nördliche Vegetation, sie zeigt sich übrigens spärlich genug, steht im Widerspruche mit dem reichen Kolorit des Südens. Dazu das prachtvollste Wetter. Kein Luftzug. Tiefes Schweigen herrscht über der großen Nekropole.

Ein dreistündiger Marsch bringt uns nach Nan-kow.

*) Er regierte von 1736 bis 1796.

**) Die Säulen in der Mitte der Halle sind sechszig Fuß hoch. Ihr Umfang mißt beinahe zwölf Fuß.

Während wir einen Abhang mühselig hinabsteigen, gewahren wir die kleine Stadt mit ihren verfallenen Ringmauern und einigen Baumgruppen fast am Eingange des Engpasses, der nach der Mongolei führt. Wir suchen und finden Unterkunft, man kann sich vorstellen welche, in einer der zahlreichen Herbergen, in denen die zwischen China und dem Norden reisenden Kameltreiber absteigen.

Hier erfahren wir, daß die Straße durch die Ueberschwemmung ganz zerstört wurde. Bleibt also als einziges Beförderungsmittel nach der chinesischen Mauer der kleine Tragsessel. Was übrigens die sogenannte Heerstraße anbelangt, so ist sie zu keiner Zeit fahrbar. Die Karren müssen immer, ihrer Räder entledigt, auf Kamele geladen und von diesen durch den Engpaß getragen werden.

---

(25. Oktober.) Unsere Leute und Pferde machen Rasttag in Nan-kow; wir selbst brechen, trotz der Dunkelheit, um fünf Uhr Morgens auf und zwar in den erwähnten Tragstühlen. Ein elender Brettsitz ohne Lehne ruht auf zwei langen Bambusstäben. Die Enden dieser letzteren sind durch Stricke verbunden, an welchen je ein kleiner Bambusstab, zwischen den größeren und zwar in der Längenachse, befestigt ist. Diese kleinern Stäbe ruhen auf den Schultern der Träger, deren zwei vor und zwei hinter dem Stuhle gehen. Die Unserigen sind mit Laternen versehen und laufen so rasch sie können. Der Weg ist ein Gebirgsstrom, dessen schlammige, schäumende Wasser über Felsblöcke dahinrauschen. Dieser Fluß, eigentlich ein gewaltiger Gießbach, muß wegen der Beschaffenheit der Ufer unzählige Male durchwatet werden. Wo er zu tief ist, springen die Träger von Stein zu Stein. Man versetze sich im Gedanken in die Lage des Getragenen. Um an den schwierigen Stellen das Gleichgewicht zu bewahren, strecken die Kuli nach Art der Seiltänzer ihre Arme horizontal aus. Zuweilen

ſtrauchelt der eine oder der andere, oder er gleitet aus; aber nur einmal, als ich mich eben über der Hauptſtrömung befand, fiel einer der Burſchen. Die drei anderen bewahrten glücklicher Weiſe feſten Fuß und zogen den durchnäßten Kameraden aus dem Waſſer; ich kam mit dem Schrecken davon. Es ſind brave Jungen. Ich habe ſie früher nie geſehen, ich werde ſie nie wieder ſehen, aber mein Vertrauen in ſie iſt unbedingt. Weite Reiſen machen uns eben zu Fataliſten; wer kein Fataliſt, reiſe nicht um die Welt, verzichte auf die Ehre ein Globe trotter, wie die Yankee es nennen, ein Welttraber zu werden.

Die Luft iſt lau und mit den herben, berauſchenden Düften geſchwängert, welche mich an die wilden Wohlgerüche der Pyrenäen und der Sierra Morena erinnern. Wir ſind auf der großen Heerſtraße nach der Mongolei. Auf dieſem Wege drang Djingis Khan in China ein. Seine Schaaren konnten nicht anders ausſehen als die Kameltreiber, welchen wir begegnen.

Kurzer Halt beim Fort Tſu-hung-quan. Auf einem der Thore zeigt man uns eine unlesbare Inſchrift. Das Volk drängt ſich um uns, darunter mehrere Galeerenſklaven. In China macht die Verurtheilung nicht ehrlos; Sträflinge können ſogar auf die Sympathie ihrer Mitbürger zählen. Dieſe armen Teufel tragen einen ſchweren eiſernen Ring um den Hals und einen ähnlichen am Fuße. Beide Ringe verbindet eine Eiſenſtange, welche der Sträfling wie ein Spazierrohr in der Hand hält. Die Gefangenen ſcheinen übrigens an die traurige Toilette gewöhnt, ſchlendern mit freundlichen Geſichtern umher, ſchwatzen und lachen mit den Honoratioren.

Auf dem ganzen Wege und, je mehr wir vordringen, in um ſo höherem Maße, begegnen wir unabſehbaren Zügen rieſiger zweihöckeriger Kamele. Sie kommen von Kiachta. Andere gehen dahin. Mein liebenswürdiger Cicerone in Tung-chow, Herr Starzoff, ſchickt gegenwärtig fünfzehntauſend Kamele mit ſechszigtauſend Kiſten Thee beladen durch die Mongoliſche Wüſte nach der ſibiriſchen Grenzſtadt.

Der Paß verengt ſich mehr und mehr; an einer Stelle, die Bu-gui-tow heißt, kann er kaum vierzig Fuß breit ſein. Hier hängt ein kleiner Tempel an einer faſt ſenkrechten Felswand; gegenüber iſt ein kleiner rother Pavillon in ähnlicher Weiſe an dem Bergabfalle befeſtigt. Eine eigenthümliche, wildſchöne Gegend.

Der letzte Theil des Weges ſcheint mir der beſchwerlichſte. Aber unſere Kuli ſind unermüdlich. In weniger als fünf Stunden haben ſie dreizehn Meilen zurückgelegt; um zehn Uhr ſetzen ſie uns am Fuße der chineſiſchen Mauer ab, an der ultima Thule meines Spazierganges.

Auf einer der Zinnen ſitzend, mit einem Fuße in China, dem andern in der Mongolei, betrachte ich mir mit Muße das große fabelhafte Weltwunder, die chineſiſche Mauer.

Im Nord-Oſten ſteigt ſie ſteil hinan und folgt dann dem Grate des Gebirges. Alle Höhenpunkte ſind mit Thürmen gekrönt. Die Mauer klettert die ſteilſten Felſen im Zickzack hinan, verſchwindet hinter anderen, kommt weiterhin wieder zum Vorſchein. Die Abſtufung des Lichtes, der Schatten und der Farben gibt einen Begriff von der Ausdehnung des Rieſenbaues, ſo weit er von meinem Standpunkte aus ſichtbar iſt.

Gegen Süd-Oſt verſenkt ſich der Blick in das enge Thal, durch welches wir gekommen ſind. Von beiden Seiten ſtürzen die Felſen in die Tiefe. Ein Chaos von Zinken, von je nach der Entfernung dunkelbraunen, grauen, violetten, lichtblauen Blöcken.

Im Süd-Weſt beginnt der Berg in unſerer unmittelbaren Nähe. Die Mauer ſchlängelt ſich hinauf, biegt dann im rechten Winkel ein und erreicht ſo den (ſcheinbaren) Gipfel, der die Umriſſe eines zweihöckerigen Kameles zeigt.

Im Nord-Weſt erweitert ſich der Engpaß zu einer kleinen Ebene. Die jenſeitigen Berge bilden die zweite und, wie man mir ſagt, höchſte Staffel des Mongoliſchen Hochplateaus. Die Luft iſt dicht; kaum daß wir die Umriſſe wahrnehmen. Meh-

rere Karawanen ziehen durch die Ebene und nähern sich dem Engpasse. Ungeachtet der Entfernung hören wir das Geschrei der Kameltreiber. In diesem Bilde ist Alles groß, düster, wild. Die Abwesenheit der Sonne vermehrt den Eindruck der Verlassenheit. Es ist eben ein Stück Central-Asien!

Vor Einbruch der Nacht sind wir in Nan-kow zurück. Noch am selben Abend machen wir eine Etappe in der Richtung von Peking.*)

---

(26. Oktober.) Die Nacht wurde in Yanfan in einer verhältnißmäßig guten Herberge zugebracht. Um fünf Uhr brechen wir auf. Den ganzen Morgen verhüllt dichter Nebel die Gegend. Seine Schleier heben sich aber plötzlich um die Mitte des Tages. Die Sonne erwärmt unsere starren Glieder und übergießt das Land mit sanften Lichtern. Wir gewahren langgedehnte Ringmauern, stattliche Gebäude, Pavillone und Kioske, bewaldete Hügel, die sich in einem großen Teiche spiegeln, und hinter ihnen den lichten Vorhang der Mongolischen Berge. Damit dem reizenden Bilde die Lokalfarbe nicht fehle, steigen in der Ferne die schlanken Thürme zweier Pagoden in den Herbsthimmel empor.

Wir befinden uns an einem der Eingänge des kaiserlichen Sommerpalastes; bei Yuen-ming-yuen „dem prachtvollen und kreisrunden Garten". Da dieser Theil unzugänglich ist, so ziehen wir nach Wanshow-shan weiter. Unterwegs biegt die Karawane plötzlich und eilends in ein Sackgäßchen ein, die

*) Bekanntlich gibt es zwei Mauern: die innere und die äußere, aber weder die chinesischen Gelehrten noch europäische Schriftsteller lösten bisher in befriedigender Weise die in Peking stets erörterte Streitfrage über das relative Alter dieser Mauern. Die Gesammtlänge derselben beträgt ungefähr fünfhundert Meilen. Die von mir besuchte Mauer ist auf der der Mongolei zugewandten Seite mit Zinnen versehen. Die Höhe wechselt von dreißig zu zweiunddreißig, den Abgründen entlang von zehn zu zwölf Fuß. Die Granitblöcke lieferte das Gebirge.

Straße einem Trupp von etwa dreihundert Reitern überlassend. Es sind kriegerisch aussehende Leute. Einige haben Feuergewehre, die Mehrzahl ist mit Köcher und Bogen bewaffnet. Sie gehören zu einer der mandjurischen „Fahnen" und zeichnen sich durch ihre entschieden retrograde Gesinnung aus. Der Anblick von Europäern greift ihre Nerven an. Europäer thun daher wohl, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Nach einer kurzen und erfolgreichen Verhandlung Lenzi's mit den Thorwächtern dringen wir in den Hof ein und gelangen zwischen Trümmerhaufen von Statuen und umgestürzten Säulenschäften in den Park. Von einer künstlichen Anhöhe, wenn man künstlich nennen kann, was aus zertrümmerten Kunstwerken besteht, betrachten wir die noch imposanten Ueberbleibsel des Palastes. Der Genius einer barbarischen Nation*) schuf dies Monument; die Armeen zweier civilisirten Nationen verwandelten es in einen Trümmerhaufen. Was noch erhalten ist, trägt das Gepräge des französischen Rococogeschmackes. Man fühlt, daß man sich „bei Hofe" befindet und denkt unwillkürlich an Versailles, Schönbrunn und Potsdam. Nicht als ob eine materielle Aehnlichkeit mit jenen fürstlichen Kunstschlössern bestände; aber die innere Verwandtschaft ist auffällig.

Das Frühstück wird im Garten aufgetragen und unser chinesischer Vatel hat sich heute selbst übertroffen. Wenn es wahr ist, daß in Europa, selbst auf Frankreichs klassischem Boden, die edle Kochkunst in Verfall geräth und gute Chefs mit jedem Jahre seltener werden, so sollte man sie aus diesem Lande beziehen. Der Chinese ist von Hause aus ruhig und besonnen; er verliert selten den Kopf und besitzt in hohem Grade die wichtigste Eigenschaft des Koches, einen feinen Gaumen. Während wir uns dem Genusse des durch kräftigen Appetit ge-

*) Der Erbauer ist Kaiser Kien-lung (1736—1796). Der Palast empfing 1860 so zahlreiche Besuche, es wurden von ihnen so viele Erinnerungen nach Europa mitgenommen, und er selbst ward so oft geschildert, daß ich mich enthalte, die Anzahl der Beschreiber zu vermehren.

würzten Mahles hingeben, erscheint ein Wächter mit zornglühendem Antlitz und einer Fluth von Worten, die ich nicht verstehe, die aber offenbar für die Fremdlinge wenig schmeichelhaft sind. Unser Tisch wurde unter einem Thore aufgeschlagen. Das verdrießt ihn, weil dadurch die Geister in der Freiheit ihrer Bewegungen behindert werden. Denn Geister, so wie er selbst, lieben die „fremden Teufel" nur wenig. Während geraumer Zeit bemerkte unser kaltblütiger Lenzi den Mann nicht. Aber der Bursche schrie nur um so lauter. „Gehe", sagte ihm Lenzi mit gnädigem Lächeln, „gehe, suche das Weite, der Geruch Deiner Pfeife ist nicht angenehm. — Euer Fleisch verpestet die Luft. — Gerade deshalb, meine ich, solltest Du gehen." — „Das ist wahr", sagte der Mann, und er ging. Dies ist, wie man mich versichert, die wahre Art, die Chinesen zu behandeln. Man muß höflich mit ihnen sein, ruhig und vor Allem logisch.

Wir durchschreiten rasch die Stadt und sehen nur finstere Gesichter. Dies begreift sich. Einst waren die Einwohner in Folge der periodischen Anwesenheit des Hofes wohlhabende Leute. Seit der Zerstörung des Palastes durch die fremden Teufel sind sie Bettler geworden.

---

Unser kurzer Aufenthalt in der Hauptstadt geht zu Ende. Das Wetter war fortwährend prachtvoll. Heute Nacht erweckte mich das Geheul des Windes. Die Luft hat sich wieder beruhigt, aber sie ist bedeutend abgekühlt. Bei Sonnenaufgang sank der Thermometer auf Null. Der Winter beginnt und wird bis Ende März anhalten. Während dieser langen Zeit ist, geringen Schneefall gegen Ende November und im März abgerechnet, der Himmel fortwährend wolkenlos; die Sonne scheint, aber sie erwärmt nicht; bei Nordostwind sinkt der Thermometer bisweilen, aber höchstens für einige Tage, bis auf — 15° R. Dann hüllt sich Peking in dichte Staubwolken. Umsonst verklebt man Thüren und Fenster. Ueberall dringt der feine Sand

ein. Während des ganzen Winters ist an Spaziergänge oder Ritte nicht zu denken. Der Frühling ist kurz und unangenehm; der Sommer wegen der Hitze und des Kothes beschwerlich. Von Juni bis September folgen sich Regengüsse mit kurzen Unterbrechungen; die Gassen der Stadt verwandeln sich dann in Gießbäche und werden beinahe unwegsam. Jetzt begreife ich erst, wie Prophet Jonas drei Jahre brauchte, um die Stadt Ninive zu durchreisen. Während dieser Jahreszeit flüchtet das diplomatische Korps nach den Hügeln unweit des Sommerpalastes oder nach Che-fu. Oktober ist der schöne Monat. Er bildet den Herbst und um diese Zeit ist, wie ich selbst erlebte, der Himmel von unbeschreiblicher Schönheit, die Luft lau und doch elastisch. Jedermann ist oder glaubt sich gesund. Das Klima soll übrigens besser sein als sein Ruf; es gibt hier keine perniciösen Fieber und wenig Epidemien, die Pocken ausgenommen, welche in China wie in Japan alljährlich zahllose Opfer fordern.

Als Aufenthalt ist Peking, vom Oktober abgesehen, einfach eine Hölle. Keine Zerstreuung, keine Unterhaltung, kein geselliger Verkehr außer in dem engen Kreise des diplomatischen Korps. Die Lazaristen und die wenigen hier lebenden protestantischen Missionäre erscheinen selten oder nie in den Salons der Gesandtschaften. Andere europäische Residenten gibt es nicht. Fremden Kaufleuten ist bekanntlich die Uebung ihres Berufes untersagt. Dennoch hörte ich wenig Klagen. Die jungen Diplomaten verspüren allerdings in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft Anfälle von Heimweh; aber bald gewöhnen sie sich an die klösterliche Abgeschiedenheit, an das patriarchalische Familienleben, an den intimen Verkehr unter sich und mit ihren Vorgesetzten. Frauen fehlen. Man besaß deren sieben; gegenwärtig ist die Zahl auf vier geschmolzen. Die Gattinnen und Töchter der Missionäre erscheinen nicht und zählen daher nicht als Elemente der Gesellschaft. Uebrigens herrscht die größte Eintracht in dieser vornehmen und in jeder Beziehung ehrbaren Kolonie.

Die Gesandtschaften Rußlands, Englands und Frankreichs nehmen weitläufige Grundstücke ein. Eine starke Mauer umfängt verschiedene Gebäude, das Haus des Gesandten, die Bungalows der Sekretaire, die Räumlichkeiten für die Dienerschaft, die Stallungen und Gärten. Die russische Gesandtschaft, zum Theil erneuert und vervollständigt unter der persönlichen Leitung des Generals Vlangali, zeichnet sich durch elegante Einfachheit aus. Die verschiedenen Häuser liegen in einem Garten. Die Kapelle ist der älteste Jesuitenbau in Peking; nebenan dehnt sich ein weiter Hof aus. Dort wohnte ich dem Aufbruche der Kosaken bei, welche die „schweren" Postfelleisen durch die Wüste Gobi nach Kiachta zu bringen hatten. Die Reise währt in der Regel einen Monat. Die Kabinetskouriere legen den Weg, dreizehnhundert englische Meilen, in vierzehn Tagen zurück. Die Mitglieder der Gesandtschaft ziehen diese Straße in der guten Jahreszeit (April und Mai) dem weiten Seewege vor (durch das Gelbe, das Indische und das Rothe Meer). Man reist in einem von zwei Kamelen gezogenen chinesischen Karren, der auch als Nachtlager dient, und versieht sich mit Lebensmitteln für dreißig Tage, die gewöhnliche Dauer der Reise. In Kiachta findet man immer Wagen zu kaufen und dort, wie in ganz Sibirien, eine gut organisirte Fahrpost, erträgliche Wirthshäuser, mit einem Wort die Civilisation. Auf diesem Wege erreicht man ohne Anstrengung St. Petersburg in zwei Monaten.

Einen interessanten Mann darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

Bekanntlich hat die chinesische Regierung die Leitung ihrer Zollämter in den offenen Häfen Ausländern anvertraut. Es war das einzige Mittel dem Betrug ein Ende zu machen, der von den chinesischen Zollbeamten, im Einverständniß mit europäischen und amerikanischen Kaufleuten, in großartigstem Maße verübt wurde. Der Vorgesetzte dieser Zollbehörden ist ein Engländer, Herr Hart. Er führt den Titel eines General-Inspek-

tors der kaiserlichen Zollämter. Seine Untergebenen, Engländer, Franzosen, Amerikaner, werden auf seinen Vorschlag ernannt. Herr Hart, ein noch junger Mann, gilt für sehr begabt. Man rühmt seine Einsicht, Mäßigkeit und Energie. Er gehörte früher dem brittischen Konsularstabe an und ist nun in chinesische Dienste getreten. Sein Vorgänger, der erste General-Inspektor, war ein Herr Lang; aber Hart hat die gegenwärtige Einrichtung der Zollämter geschaffen. Er selbst bezieht einen ungeheuren Gehalt und zahlt seinen Untergebenen einen Sold, der weit höher ist als die gewöhnlichen diplomatischen und Konsulargehalte. Als Folge hiervon hat er mehrere der vorzüglichsten Beamten, die letzteren Dienstzweigen angehörten, an sich gezogen. Das Bestehen dieser Anstalt ist eine der europäischen Ehrenhaftigkeit gezollte Huldigung; es ehrt aber auch die chinesische Regierung, welche sich in diesem Falle (weil sie einsieht, daß es ihr Vortheil ist) über die den Europäern feindlichen Vorurtheile zu erheben wußte. Herr Hart und seine Beamten finden Gelegenheit das Land kennen zu lernen, sich nützliche Verbindungen zu schaffen und hierdurch im gegebenen Falle Europa und China vielleicht gute Dienste zu leisten.

---

Sind die in Peking lebenden Europäer unter gewissen Umständen Gefahren ausgesetzt? Hierauf erwiderte man mir verneinend. Doch wird zugegeben, daß sie in zwei Fällen in eine äußerst bedenkliche Lage gerathen könnten: wenn nämlich eine Rebellion gegen die Dynastie in oder bei Peking ausbräche, oder wenn ein Krieg mit europäischen Mächten bevorstände oder von der Regierung für unvermeidlich gehalten würde. Dann wäre es wahrscheinlich, daß der jetzt zurückgehaltene Haß gegen die Fremden losbreche; dann wäre möglich, daß es den Behörden an den Mitteln, vielleicht auch am Willen fehlte, die Fremden zu schützen. „Wenn man uns nicht niedermacht", sagte mir Jemand, auf dessen Urtheil ich besonderen Werth lege, „wird man uns als Geißeln behalten. Ein zweites Abyssinien!"

Uebrigens wird gehofft, daß sich die Dynastie noch einige Zeit halten werde. „Die moralische Grundlage dieser Gesellschaft", hörte ich sagen, „ist eine fatalistische Unterwerfung unter den Willen des Souverains, so lange er thatsächlich, das heißt durch den Willen des Himmels, im Besitz des Thrones ist. Zu dieser Unterthanstreue, die mit der Rechtsfrage nichts gemein hat, tritt die angestammte Ehrfurcht vor den Eltern und Greisen. Beides erzeugt eine gewisse Stabilität oder vielmehr eine starre Unbeweglichkeit." Mit ähnlichen Beweisgründen sucht man sich und insbesondere die Damen zu beruhigen. Letztere sind seit dem vorjährigen Blutbade in Tien-tsin ängstlich geworden. Eines Abends bei Tische sagte mir meine liebenswürdige Nachbarin, die ich nicht verrathen werde, mit Einem Male: „Glauben Sie, daß wir getödtet werden?" Dies Wort bezeichnet die Lage.

Die Männer denken an keine Gefahr. Für sie besteht sie nicht. Es sind starke Seelen. An ihrem Muthe zweifeln, hieße sie verunglimpfen. In Japan wie in China ist Jedermann überzeugt, Diplomaten, Konsuln, Missionäre, Kaufleute, daß nichts Schlimmes zu besorgen sei. Man denkt an die Gefahr erst, wenn man dem Tode gegenüber steht, wie unheilbare Kranke ihres Uebels nur gedenken, während sie leiden.

---

Haben die Regierungen recht gethan, ihre Gesandtschaften in Peking anzusiedeln?

Vor Allem tritt uns da die Audienzfrage entgegen.*) Wer dem Kaiser naht, muß Kow-tow machen, daß heißt mit dem Antlitz den Boden berühren. Hieran scheiterten die in früherer Zeit nach China gesandten Botschafter. Sie wollten sich die Demüthigung nicht gefallen lassen und gingen unverrichteter Dinge nach der Heimath zurück. Die jetzigen Gesandten haben

*) Sie wurde nach erfolgter Großjährigkeit des Kaisers gelöst. Er empfing die Gesandtschaften (1873).

den Kaiser bisher nicht gesehen. Vom europäischen Standpunkte aus ist dies ein auf die Länge unhaltbares Verhältniß. Der Chinese findet es in der Ordnung. Er selbst würde den härtesten Strafen verfallen, wenn er es wagte, bei den seltenen Gelegenheiten, wo der Kaiser auf dem Wege nach irgend einem Tempel in den Straßen erscheint, den Blick zu dem geheiligten Wesen zu erheben oder sich auch nur am Fenster seiner Wohnung zu zeigen. Wenn die Gesandten hierüber mit dem Prinzen von Kung sprechen, erwidert er: „Die Etiquette macht bei uns einen Theil der religiösen Riten aus. Wir besitzen nicht die Macht, sie abzuändern. Der Kaiser allein vermag dies zu thun. Wartet seine Großjährigkeit ab."

Von den chinesischen Staatsmännern wird die Zulassung der Gesandten als eine furchtbare Demüthigung betrachtet, als ein nationales Unglück, weil sie dem Volke klar machen würde, daß der „Sohn des Himmels" weder der einzige noch der mächtigste Herrscher der Welt ist. Aus diesem Grunde lassen die Gesandten Englands und Rußlands die Frage auf sich beruhen. Sie haben kein Interesse den Sturz der Dynastie zu beschleunigen. Am thätigsten zeigt sich die französische Diplomatie; sie wird, falls sie die Audienzen durchsetzt, das Verdienst des Erfolges haben und mit dem Verdienste auch die Verantwortlichkeit des möglichen Rückschlags.

Noch andere Gründe sprechen gegen die Residenz der Gesandten in Peking.

Die europäischen Handelsinteressen in China sind sehr ausgedehnt. Mit England allein beziffert sich der Jahresverkehr auf die fabelhafte Summe von zweiundvierzig Millionen Pfund Sterling! Der gesammte Handel findet statt nicht in der den fremden Kaufleuten verschlossenen Hauptstadt, sondern in den „offenen Häfen" und besonders in Shanghai. Shanghai wäre also die natürliche Residenz der Legationen. In Peking sind sie während sechs Monaten des Jahres vom Eise blockirt, von der übrigen Welt abgeschieden, auf die russischen Kuriere, die

über Sibirien gehen, auf die unsichern Sendboten des chinesischen Zollamtes in Chin-Kieng am Yang-tse-kiang angewiesen. Letztere brauchen, wenn sie unterwegs nicht beraubt oder ermordet werden, fünfzehn Tage, um Shanghai zu erreichen.

Dagegen aber wird vorgebracht, daß die Residenz in Peking den Gesandten den beständigen Verkehr mit den Centralbehörden ermögliche und sie den Einflüssen der europäischen Faktoreien entziehe. Beides seien bedeutende Vortheile.

Der Verkehr mit den chinesischen Ministern beschränkt sich auf seltene Besuche im Tsungli-yamen (denn weder Prinz Kung noch die anderen Minister haben je einen fremden Gesandten in ihrer Privatwohnung empfangen). Aber man sieht, man bespricht sich; man vermag hierdurch zuweilen Schwierigkeiten gleich bei ihrem Entstehen zu beseitigen. Sonst würden sie zu ernsten Verlegenheiten oder Gefahren heranwachsen. Insofern gewährt die Anwesenheit der Gesandten einen wesentlichen Nutzen.

Hierzu tritt, daß die Legationen in Peking dem nicht immer heilsamen Einflusse der Luft entgehen, welche in den Treaty-Ports weht. Die Residenten sind Kaufleute, und als solche vor Allem auf ihren Gewinn bedacht; Niemand wird ihnen dies verargen. Aber es hat sich dort eine gefährliche Tendenz entwickelt: man verwechselt die Handelsinteressen des Einzelnen mit den politischen der Gesammtheit. Das geringste Hinderniß, welchem ein Kaufmann bei irgend einer Spekulation begegnet, deutet er als einen Vertragsbruch. Sofort wendet er sich an seinen Gesandten, macht ihn für Verlust oder entgangenen Gewinn verantwortlich. Handelsunternehmungen werden zum Range von Staatsgeschäften erhoben, und in den Augen dieser Herren haben die Gesandtschaften nur Eine Aufgabe: sie gegen die schlimmen Folgen ihrer oft mehr als gewagten Unternehmungen zu schützen. An Ort und Stelle und unter dem fortwährenden Drucke solcher Anforderungen lebend — und die, welche sie stellen, sind meist reiche, intelligente, thätige, in der

Heimath angesehene und einflußreiche Männer, welche sich zu ihren Zwecken auch der Presse zu bedienen wissen — in dieser Atmosphäre lebend, würden, fragt man, die diplomatischen Vertreter und ihre Untergebenen die Unbefangenheit des Urtheils bewahren können, ohne welche es unmöglich ist, die großen und bleibenden Interessen ihrer Nationen mit Nachdruck und Erfolg zu vertreten?

(28. Oktober.) Heute Morgens Besuch bei dem Prinzen von Kung, einem Bruder des Kaisers Hien-fung, und mithin Onkel des gegenwärtigen Kaisers Tung-chi. Kung ist Dekan des großen Rathes und derzeit der wichtigste Mann in China.

Man kennt seinen Antheil an den Ereignissen, zu welchen die Thronbesteigung seines Neffen Anlaß gab. Der Hof hatte sich bei Annäherung der anglo-französischen Armeen nach Je-ho geflüchtet. Dort starb Hien-fung.*) Seine zehnjährige Regierung war reich an Heimsuchungen, Unglück und Leiden aller Art, als da waren: die Rebellion der Tae-ping, der anglo-französische Krieg, die ungeheuere Verarmung des Reiches, die Schwächung der Regierungsgewalt, das Sinken der Dynastie. Da sein Sohn erst sieben Jahre alt war, setzte der Kaiser in seinen letzten Augenblicken eine aus acht Mitgliedern bestehende Regentschaft ein. Unter den von ihm ernannten Gliedern derselben, sämmtlich entschiedenen Feinden der Fremden, waren die bedeutendsten Prinz von J, ein naher Verwandter des Kaisers; der Prinz von Ching und dessen jüngerer Bruder Shu-shu-en. Wenige Tage darauf verständigte der Prinz von Kung in Abwesenheit des Hofes die fremden Gesandten von dem nunmehr erfolgten Ableben Seiner Majestät. In seinem Rundschreiben liest man die Worte: „Die geheiligte Person ist, auf einem

*) Am 22. August 1861.

Drachen sitzend, gen Himmel gefahren." Erst im Herbst*) kehrte der junge Kaiser nach seiner Hauptstadt zurück. Dieser wichtige Schritt war lange verzögert worden. Endlich, auf den dringenden Rath des Prinzen Kung, gaben die beiden Kaiserinnen ihre Zustimmung. Zwei Tage vor der Ankunft des Souverains zog ihm der Prinz mit einigen Truppen entgegen. Als die Regentschaftsräthe Miene machten, ihm den Zutritt zu verweigern, drohte er mit Gewalt. Dies wirkte. Er sah den Kaiser und, was wichtiger war, die beiden Kaiserinnen: die Wittwe Hien-fung's und seine Konkubine. Letztere hatte, als Mutter des neuen Kaisers, von dem verstorbenen Monarchen den Titel einer Kaiserin zu erwirken gewußt.

Kaum in Peking angelangt, versammelte Prinz Kung den Regentschaftsrath und verlas ein Dekret des neuen Herrschers. Es enthielt die Auflösung des Rathes, die Absetzung seiner Mitglieder, die zugleich ihrer Aemter, Ehren und Würden entkleidet wurden; endlich die Ernennung der verwittweten Kaiserin zur Regentin. Ein Staatsstreich, der, wahrscheinlich auf einer früheren Reise des Prinzen nach Je-ho vorbereitet, die Mitglieder des Regentschaftsrathes völlig unvorbereitet traf und mit gerechtfertigtem Schrecken erfüllte. Nur die Prinzen I und Ching und Shu-shu-en versuchten Widerstand. Statt sich, wie die Anderen, in ihr Loos zu ergeben, drangen sie unter Geschrei in den Palast. Dies besiegelte ihren Untergang. Der Fall wurde den Censoren und den neun hohen Höfen vorgelegt mit der Aufforderung, ihre Gutachten abzugeben. Die Denkschriften, welche diese Behörden über die Frage einreichten, sind zum Theile in englischen Blättern veröffentlicht worden. In dieser Krisis, wo sein Leben auf dem Spiele stand, bewährte Prinz Kung die in ähnlichen Lagen nöthigen Eigenschaften: Geistesgegenwart, Kaltblütigkeit, Muth. Die Prinzen I und Ching wurden in Peking, Shu-shu-en in geringer Entfernung von der

*) Am 1. November 1861.

Stadt verhaftet. Letzterer reiste in Gesellschaft seiner Frauen (was in seinem Proceß als ein Verstoß gegen die tiefe Hoftrauer einen Anklagegrund bildete); überdies führte er einige Truppen mit sich. Ein jüngerer Bruder des Prinzen Kung, der den gefährlichen Auftrag der Festnehmung auszuführen hatte, überraschte sein Opfer bei Nacht und brachte den Gefangenen sofort nach Peking.

Die drei Räthe wurden angeklagt, die Urkunde, durch welche der sterbende Monarch den Regentschaftsrath einsetzte, geschmiedet zu haben. Ist diese Beschuldigung begründet? Man versichert mich, die Thatsache sei nie erwiesen worden, aber mehr als wahrscheinlich. Mit solcher Eilfertigkeit wurde der Prozeß geführt, daß bereits am sechsten Tage nach dem Einzuge des Kaisers das Urtheil erfolgte. Die Prinzen I und Ching sollten den „stufenweisen" Tod erleiden, das heißt von unten nach oben in Stücke gehackt werden, wurden aber zum Selbstmord begnadigt, in der That im Gefängniß erdrosselt. Shu-shu-en, den die Kaiserin Mutter wegen einer ihr früher angethanen Schmach persönlich haßte, erduldete die Behandlung eines gemeinen Verbrechers. Er wurde auf dem öffentlichen Richtplatze enthauptet. Dieser große Herr ging dem Tode mit Kaltblütigkeit entgegen, rächte sich noch auf dem letzten Gange durch einige scharfe Witze und starb muthig.

Das Pekinger Publikum gleicht dem Publikum anderer Städte. Es liebt den Erfolg. Prinz Kung verdankt diesen Vorgängen seine ihm bis heute gebliebene Popularität und den Ruf des einzigen Mannes, der im Stande sei China zu regieren. Man wußte ihm auch Dank die Kaiserinnen zur Rückkehr des Hofes nach Peking bestimmt zu haben.

Dennoch war seine Aufgabe nicht immer eine leichte. Die Kaiserin Wittwe, welche stets kinderlos war, ist eine sanfte, gutmüthige, etwas indolente Dame. Dagegen gilt die Mutter des Kaisers für ehrgeizig, unruhig und rachsüchtig. Sie begann damit, einen Antheil an der Regierungsgewalt zu verlangen,

was ſie auch erreichte. Der Geſchäftsgang iſt folgender: Die Vorträge der Oberſten Vorſtände der verſchiedenen Dikaſterien und Räthe werden an den Miniſterrath, das Tſungli-yamen, gerichtet und ſodann, vom Prinzen Kung begutachtet, an die Kaiſerinnen geleitet, welche ſeine Vorſchläge mit dem kaiſerlichen Siegel verſehen oder ihnen dieſes verweigern. Die Beziehungen des Prinzen zur Kaiſerin Mutter, einer Gönnerin ſeiner Feinde, waren nicht immer befriedigend. Es gab Augenblicke, wo ſeine Stellung erſchüttert ſchien. Einmal hielt man ihn für verloren. Ein in der Pekinger Hofzeitung veröffentlichtes Dekret entſetzte ihn aller ſeiner Würden. Die Kunde verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle und erregte allenthalben die äußerſte Beſtürzung. Hohe Beamte brachen vor ihren Untergebenen in Thränen aus. Das Reich hielt man für verloren. Da bekamen die Kaiſerinnen Angſt; das Dekret wurde im Namen des Kaiſers zurückgenommen, und Prinz Kung in ſeine Aemter wieder eingeſetzt.

Mit lebhafter Neugierde begab ich mich heute Morgen, von Herrn von Calice und Herrn Bismark begleitet, zu dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit. Raſch wurden wir durch den öſtlichen Theil der Stadt getragen. Vor dem Tſungli-yamen, einem unanſehnlichen Gebäude, fanden wir ein Häuflein Neugieriger verſammelt. Wir waren kaum aus unſeren Sänften geſtiegen, als uns drei Miniſter begrüßten: Wên-ſiang, Mitglied des Rathes, einer der zwei aſſiſtirenden General-Staats-Sekretäre; Tſung-Hſün, der berühmte Dichter, betraut mit der auswärtigen Korreſpondenz und als ſolcher Verfaſſer aller diplomatiſchen Staatsſchriften, endlich ein drittes minder hervorragendes Glied des Miniſterrathes. Dieſe Herren führten uns durch einen ſchmalen Korridor in einen kleinen Hof, in deſſen Mitte Prinz Kung ſtand. Er ergriff meine Hand und geleitete mich nach einem Pavillon, der kaum geräumig genug war, um die nicht zahlreiche Geſellſchaft zu faſſen. Ein runder Tiſch trug eine große Menge von Schälchen, welche ſtark ge-

würzte Fleiſchſpeiſen, getrocknetes Obſt und Süßigkeiten der mannigfaltigſten Art enthielten. Wir nahmen Platz, wobei mir der Prinz den Ehrenplatz zu ſeiner Linken anwies. Er und die Miniſter füllten unſere Teller mit Leckerbiſſen. An Aufforderungen zu eſſen und insbeſondere zu trinken ließen ſie es nicht fehlen. Der Wein erſchien mir geſchmacklos und hitzig; nicht ohne trübe Ahnungen entſprach ich ihren häufigen Toaſten. Glücklicherweiſe geſtatteten ſie mir, mich auf die Pantomime eines trinkenden Mannes zu beſchränken. Dagegen pokulirte Tſung, der Schöngeiſt, feſt und herzhaft. Nach jedem Trunk zeigte er mir ſein leeres Glas. Dem Prinzen ſchien dies großen Spaß zu machen. Er lachte aus voller Kehle, ſprach ſehr laut und ſagte, Tſung ſei ein Trunkenbold. Gegen Ende des Mahles hatte er die Güte, mir ſeinen hohen Beſuch für einen der nächſten Tage anzukündigen, und als ich mich entſchuldigte, dieſe Ehre nicht annehmen zu können, da meine Abreiſe auf den folgenden Morgen feſtgeſetzt wäre, entgegnete er: „Dann müſſen wir heute den Wein trinken, den uns General Blangali bei meinem Beſuche vorgeſetzt hätte.“

Herr Bismark, der mich als Dollmetſch zu begleiten die Güte hatte, entledigte ſich ſeiner ſchwierigen Aufgabe mit einer ſolchen Maeſtria, daß die übrigens nichtsſagende Konverſation keinen Augenblick in Stockung gerieth. Mich erinnerte ſie lebhaft an die Perſonen des bekannten Romans: „Die beiden Baſen“*): Pe-kong, der Präſident des Bureau der Ceremonien, der mit den kaiſerlichen Monitoren U und Yang ſchäkert und trinkt. Der Prinz war (man ſagt, es ſei nicht immer der Fall) bei fröhlicher Laune, nahm fortwährend an dem Geſpräche Theil und fand an den Späßen ſeiner Kollegen großen Gefallen. Ich ſagte ihm, daß ſein Ruf bis nach Europa gedrungen ſei. „Wahrhaftig“, antwortete er, „ich weiß nicht, wie ich dies ver-

*) Von Herrn von Remuſat aus dem Chineſiſchen überſetzt, vor Jahren auch in Deutſchland viel geleſen, aber nun ſchon lange in Vergeſſenheit gerathen.

diene und wem ich mein Amt verdanke." — „Zunächst", antwortete ich, „Ihrer hohen Geburt, und sodann Ihrem Muthe und Ihrer Weisheit. Durch Muth haben Sie Ihre heutige Stellung errungen, durch Ihre Weisheit werden Sie sich in ihr behaupten." Der Prinz lächelte, die Anspielung an die oben erwähnten kritischen Tage seines Lebens schien ihm zu schmeicheln. „Ich weiß nicht", sagte er, „was ich antworten soll. Ich darf Ihnen nicht widersprechen, und andererseits kann ich ebensowenig mein eigenes Lob singen. Trinken wir also!"

Einen Augenblick schien das Gespräch eine ernstere Wendung nehmen zu wollen. Wên-siang gab mir Veranlassung, eine der brennenden Tagesfragen zu berühren und machte Miene, darauf einzugehen, als ihm ein kalter, strenger Blick des Prinzen den Mund schloß.

Nachdem wir über eine Stunde bei Tische gesessen hatten, glaubte ich aufbrechen zu sollen. Der Prinz versprach mir seine Photographie. Er habe seinen Vorrath erschöpft, aber werde sie schicken.*) „Sie haben", sagte ich, „an Wichtigeres zu denken, Sie werden vergessen." — „Nein", antwortete er, „und Du", mit befehlerischem Tone sich an einen der Minister wendend, „Du wirst nicht vergessen."

Wir wurden mit denselben Ceremonien zu unseren Sänften geleitet. Beim Abschied drückte mir der Prinz sein Bedauern aus, daß ich bereits abreiste. „Es thut mir leid", sagte er, „um so mehr, als wir uns nicht wiedersehen werden." Diese Artigkeitsphrase wurde mit großer Einfachheit gesagt und mit einem Ausdrucke von Wahrheit, welcher sie in mein Gedächtniß geprägt hat.

Yih-sin, Prinz von Kung, ist ungefähr vierzig Jahre alt, hat für einen Mandju regelmäßige Züge, einen ich möchte sagen schmachtenden Ausdruck und in Folge von Kurzsichtigkeit die Gewohnheit zu blinzeln. Ein anmuthiges, etwas sarkastisches

*) Er hat Wort gehalten.

Lächeln leitet seine Scherze ein. Bevor er spricht, sieht er dem Anzuredenden scharf in die Augen, schlägt aber die seinigen nieder, sobald er das Wort ergriffen hat. Seine schmächtige Gestalt erreicht kaum die Mittelhöhe. Seine Züge sind schlaff; seine Gesichtsfarbe fahl. Uebrigens die Sorglosigkeit, das Sichgehenlassen, die Einfachheit der großen Herren. Man sieht, der Mann ist enttäuscht über Manches, abgestumpft für Vieles. Er weiß zu sehr, wie wenig die Gewalt glücklich macht, um sie zu überschätzen, womit nicht gesagt sein soll, daß er bereit sei, ihr zu entsagen oder sie sich gutwillig nehmen zu lassen. Seine etwas weibischen Hände zeichnen sich durch ungeheuer lange Nägel aus. Eine landesübliche Sitte, die ihre Bedeutung hat. Die Männer lassen die Nägel wachsen um darzuthun, daß sie keine Handarbeit verrichten; den Frauen verstümmelt man die Füße, um sie von den mongolischen Weibern zu unterscheiden, um zu beweisen, daß die Chinesen keine Nomaden sind. Sonst könnten ja ihre Frauen den Gebrauch der Füße nicht entbehren! An der linken Hand trägt der Prinz einen großen Ring von grünem Jade. Sein Anzug ist äußerst einfach: ein dunkelblauer Leibrock mit lichtblauen Aufschlägen und Kragen. Auf der Mütze den karmesinrothen Knopf mit gleichfarbigen Fransen. Der Prinz gilt nicht für einen geistig hochbegabten Mann, aber er besitzt, wie man mir sagt, die in seiner Stellung unschätzbare Eigenschaft, die richtigen Männer zu finden und einen jeden an seinen Platz zu stellen.

Die drei Minister waren genau wie ihr Chef gekleidet. Nur trugen sie an den Mützen einen prachtvollen Pfauenschweif. Wên-siang gehört der herrschenden Rasse an; hat ein gewinnendes Aeußere, aber ausgesprochen mandjurische Züge. Tsung-Hsün ist Chinese und scheint, hierin verschieden von seinen Landsleuten, was er ist: ein gutmüthiger Lebemann. Unaufhörlich wiederholte er, seine Leidenschaften seien Wein und Poesie.

(29. Oktober.) Endlich schlägt die unangenehme Stunde des Scheidens. Heute Morgen sprachen fast alle Glieder der kleinen Kolonie bei mir vor. Wir kennen uns seit gestern und es scheint mir, als lasse ich hier langjährige Freunde zurück. Im Hofe der russischen Gesandtschaft geht es lebhaft zu. Der Abschied verlängert sich; die mongolischen Ponies sind des Harrens müde; kaum daß die Mafu sie zu halten vermögen. Der liebenswürdige und geistreiche Herr vom Hause, seine Sekretäre und Attachés, der Minister der Vereinigten Staaten verlassen uns erst im letzten Augenblicke. Da werden Händedrücke gewechselt, Alles ruft „auf Wiedersehen", aber auf Wiedersehen in Europa und nicht in China! Endlich sitzen wir auf. Einige Herren, darunter der unvergeßliche Lenzi, begleiten uns vor die Stadt. Dort werden die Pferde in Galopp geworfen. Der Kosak, immer auf der Höhe seiner Mission, sorgt dafür, daß keiner der Diener, der Boys, zurückbleibe. Bald kommt die Pagode von Tung-Chow in Sicht, dann die Zinnen der Stadtmauern, endlich die Masten der Djonken. Bei Einbruch der Nacht entfalten die unserigen ihr großes Segel und, von Wind und Strömung begünstigt, entfernen wir uns rasch von der Hauptstadt des „himmlischen" Reiches.

---

## III.

## Tien-tsin.

**Vom 31. Oktober bis 7. November.**

Die „Konzession". — Die chinesische Stadt. — Eine vergötterte Schlange. — Der Klub der Honoratioren von Shian-si. — Das Blutbad.

(31. Oktober.) Heute Morgen erweckt mich verworrenes Getöse. Unsere Boote gleiten rasch dahin zwischen einer doppelten Hecke von Djonken. Hinter ihnen ein Chaos von Häusern und Hütten. Wir sind wieder in Tien-tsin. Eine halbe Stunde

ſpäter haben wir die „Niederlaſſung“ erreicht. Dort harren unſer ein freundlicher Empfang und eine unangenehme Nachricht. Der Weſtwind hat das Waſſer von der Barre von Taku in das Meer hinaus getrieben. Keine Möglichkeit, ſie zu paſſiren. So wären wir denn geſtrandet. Der Nordoſt-Monſoon kann uns allein flott machen, aber wer rechnet auf die Gefälligkeit der Winde! Wenn der Froſt vor dem Monſoonwechſel eintritt, wenn der Pei-ho friert, ſo bleibt uns als Winterreſidenz nur zwiſchen Peking und Tien-tſin die Wahl. Glücklicher Weiſe hat dieſer unfreiwillige Aufenthalt ſeine Reize. Die Bewohner der „Konceſſion“ bewähren ihre Gaſtlichkeit. Ein jeder will uns haben. Herr Boyce und meine jungen Gefährten werden im engliſchen Konſulat untergebracht; ich nehme wieder mit Vergnügen wie bei meiner erſten Durchreiſe die Gaſtfreundſchaft des Herrn Henry Beveridge an. Er iſt Agent der Jardine und Co., der gute Typus des jungen Englands, des Gentleman, welcher arbeitet. Seine liebenswürdige Gemahlin, aus Hongkong gebürtig, aber franzöſiſcher Abkunft, vereinigte alle Abende einen kleinen Kreis um ein munteres Kaminfeuer, das ſehr geſchätzt wird, an ihrem Piano, das ſie meiſterhaft handhabt. Die Geſellſchaft beſteht aus Franzoſen. Die Kommandanten der beiden Kanonenboote, der franzöſiſche Konſul und ein junger Beamter des chineſiſchen Zollamts ſind die Habitués. Zuweilen ſpricht Pater Delmaſure vor. Man ſchwatzt, man lacht, man hält nicht Haus mit witzigen Einfällen, man hat deren zur Genüge; denn in dieſem kleinen Salon ſind wir in Frankreich. Draußen eine eiſige Temperatur, ein Himmel von polirtem Stahl! Die Sterne funkeln; der Pei-ho wälzt langſam ſeine Waſſer an der Faktorei vorüber; der Wind heult dazu. Ein Wind, der geraden Weges aus Sibirien bläſt.

Die Vormittage reichen nicht aus für meine Geſchäfte. Ich war dreimal in der chineſiſchen Stadt und habe mir einen intereſſanten Zeitvertreib ausgedacht. Seit dem „großen Blutbade“ ſind kaum ſechszehn Monate verfloſſen. Noch ſtehen dieſe

Schreckenstage hier in frischem Andenken. Die Residenten fragen sich, ob sie wiederkehren werden. Um hierüber ein Urtheil zu fällen, müßte man die Quelle des Uebels erforscht haben. Ist dies geschehen? Die Berichte des englischen Gesandten in Peking und der englischen Konsuln in Tien-tsin und den andern „Häfen" enthalten viel schätzbares Material; da aber sämmtliche Franzosen, welche sich an Ort und Stelle befanden, mit Ausnahme eines einzigen unter den Streichen der Mörder fielen, konnten die englischen Angaben durch keine französischen ergänzt werden. Ich benutzte also die neun Tage unfreiwilligen Aufenthalts in Tien-tsin, um mit Hülfe einiger hiesiger Residenten an Ort und Stelle Auskünfte zu sammeln und mit den vorhandenen zu vergleichen: mit dem Blue Book, mit den Erhebungen, welche der Lazarist Abbé Favier unmittelbar nach der Katastrophe gepflogen hat, und mit andern authentischen Notizen. Ich betrachte als einen Glücksfall, daß ich drei Eingeborene befragen konnte, welche an den blutigen Ereignissen des 21. Juni 1870 persönlich betheiligt waren: nämlich einen Mandarin, einen Diener des französischen Konsuls und einen im Hause der Lazaristen angestellten Christen. Mit Hülfe dieser Auskünfte und Studien, sowie einer aufmerksamen Prüfung der Oertlichkeit ist es glaube ich gelungen, ein wahrheitsgetreues Bild von dem „Tien-tsiner Blutbade" zusammenzustellen. Doch kann ich mich der Entdeckung neuer Thatsachen nicht rühmen. Der Ursprung, die wahren Urheber der Schreckensthat, ihre eigentlichen und letzten Zwecke bleiben nach wie vor in Dunkel gehüllt.

Während ich mich in Tien-tsin mit dieser Arbeit beschäftigte, entstand in mir der Gedanke, mein Reisetagebuch zu veröffentlichen.

---

Von der englischen und französischen Konzession ist nicht viel zu erzählen. In der ersteren findet man, wie in allen englischen Faktoreien Chinas und Japans, den „Bund", das

heißt einen Quai, auf dem, von Tien-tsin sprechend, ein paar gut gebaute Häuser stehen. Ein jedes derselben, was für den Zustand der öffentlichen Sicherheit bezeichnend ist, umgibt eine hohe, feste Mauer. Ein jedes besitzt seinen Nachtwächter. Mit einer Schnurre versehen, macht er im Hofe die Runde, benachrichtigt durch den Lärm seines Instrumentes die Diebe von seiner Anwesenheit und stört die ehrlichen Bewohner in ihrem Schlafe. In den besten Häusern wohnen: der englische, der französische, der russische, der norddeutsche Konsul, Herr Hannen, Direktor des chinesischen Zollamtes, Herr Beveridge, mein Gastfreund, und Herr Starzoff, mein freundlicher Cicerone in Tungchow. Im Ganzen ist die Zahl der Europäer gering. Aber sie besitzen einen Klub, in dem sogar ein Ball gegeben wurde. Wegen der Ueberschwemmung kamen die Gäste in Kähnen angefahren. Damen hatte man nur fünf und darunter nur drei Tänzerinnen vereinigen können. Dennoch unterhielt man sich köstlich.

Die französische Konzession besitzt dermalen nicht ein einziges Haus. Die wenigen Residenten dieser Nation wohnten in der chinesischen Stadt. Dort befand sich auch die Mission; seit dem Blutbade ist die letztere aufgegeben worden; dagegen wird für die sehr geschmolzene katholische Gemeinde auf der französischen Konzession eine Kirche gebaut.

Von den Konzessionen nach der chinesischen Stadt zählt man etwas mehr als zwei Meilen. Während meines ersten Besuches stand die Umgegend unter Wasser. Ich glaubte mich in die venetianischen Lagunen versetzt; nur die Alpen fehlten. Ein Sampan brachte uns nach der chinesischen Stadt. Wir ruderten über Wiesen hinweg und strandeten von Zeit zu Zeit auf Gräbern, die wie große Maulwurfshaufen aussehen. Zu unserer Linken Elgin Joss-house lassend, den Tempel, in welchem der Traktat von 1858 unterzeichnet wurde, landen wir bei einer Gruppe von Lehmhütten. Chinesische Städte umfängt immer ein Gürtel von Unrath; auch uns überfallen entsetzliche Gerüche. Mit zugehaltener Nase laufen wir von dannen.

Die eigentliche oder innere Stadt von Chinesisch Tien-tsin ist ein Viereck mit gezinnten Mauern und vier Eckthürmen. Aber Handel und Gewerbe haben ihren Sitz in den Vorstädten genommen. Stadt und Vorstädte liegen am südlichen Ufer des Pei-ho und des großen Kanales, der sich hier mit diesem Flusse vereinigt.*)

Eine andere Vorstadt dehnt sich am nördlichen Ufer aus. Dort, hart am Pei-ho, an einer Stelle, wo er eine Biegung macht, erhebt sich die Kathedrale, gemeinhin die französische Kirche genannt. Dies schöne Gebäude war kaum vollendet, als es während des Blutbades zerstört wurde. Die Mauern, der Thurm und die Seitenthürmchen blieben stehen. Der Brand der hölzernen Treppe verhinderte die Mordbrenner, das Dach zu ersteigen und das Werk der Zerstörung zu vollenden. Neben der Kathedrale standen das Missionshaus der Lazaristen und das französische Konsulat. Beide sind eine Beute der Flammen geworden und gänzlich verschwunden. Der Platz, den sie einnahmen, wurde in einen Kirchhof verwandelt. Weiter oben, gleichfalls am Flusse, ungefähr fünf Minuten Weges von der Kathedrale, befindet sich der Yamen des Kommissärs der „drei Nord-Häfen". Hinter den eben genannten Gebäuden beginnt ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen, welche von dem übelst berüchtigten Theile der Bevölkerung bewohnt werden.

Eine einzige Schiffbrücke verbindet die beiden Ufer; sie wird zu gewissen Stunden geöffnet, um den Djonken Durchlaß zu geben; der Strom hat hier eine starke Strömung und die Ueberfahrt in Kähnen ist schwierig, zuweilen gefährlich; daher nichts leichter, als die Kommunikation zwischen beiden Ufern zu unterbrechen. Der Leser wird gebeten, sich diesen Umstand gegenwärtig zu halten.

Mit Ausnahme der Pekinger Tartarenstadt, der das mon-

*) In Tien-tsin sagte man mir, dieses Wasser sei nicht der große Kanal, sondern ein Fluß Namens Yü-ho. Ich überlasse den Geographen die Richtigstellung dieser Angabe.

golische Element seinen Stempel aufdrückt, haben alle chinesischen Städte dieselbe Physiognomie: ein Stadtgraben, besser gesagt eine Kloake, eine gezinnte Ringmauer, die Stadtthore erhöht und mit zwei oder drei über einander gestellten Dächern versehen; die Gassen, Gäßchen und Sackgassen enge, schmutzig, staubbedeckt und mit Mist und Unrath aller Art gefüllt; die Häuser ohne architektonische Verzierung; viele gut und schlecht versehene Butiken; die Thee-, Tabak- und Arzneiläden an den reich vergoldeten Auslagen und Schildern erkenntlich; die Wohnungen der reichen Leute hinter hohen Mauern versteckt; zwei oder drei Yamen, mehr oder weniger verfallen aber doch imposant: am Eingange eine oder zwei Fahnenstangen, im Hofe, neben den zwei Drachen aus Stein oder Terrakotta, eine Menge von Leuten, die in Lumpen gehüllt als Bittsteller Reihe machen oder wenn sie das Gewissen drückt, einer gehörigen Anzahl Bambusstreiche, wenn nicht Ueblerem, entgegensehen. Hier und da ein Tempel. Wir werden uns bei ihm nicht aufhalten. Es lohnte kaum die Mühe noch die Ellbogenstöße der Vorübergehenden. Wer könnte auch stehen bleiben in dem Gedränge! Und was für Gestalten! Eingefallene Wangen, hohle Augen, fahle Gesichter. Eine Fluth menschlicher Wogen in einem Felsenbette, überragt von der Sänfte eines Mandarins oder reichen Kaufmanns, von Waarenballen, die auf Bambusstäben schwanken, von dem Zeltdache schwerfälliger knarrender Wagen, von Weibern und Kindern, die auf Schubkarren im Morast einherschiffen. Das zarte Geschlecht ist nicht schön und in den Gassen wenig zahlreich vertreten. Damen von Rang zeigen sich selten und Weiber aus dem Volke nur, wenn die Pflichten des Haushalts sie dazu nöthigen.

Wir nähern uns einem Thore der inneren Stadt: ein gewaltiges Gewölbe aus massivem Stein, darüber ein zweistöckiger pagodenartiger Thurm. Der Durchgang ist schwierig. Schubkarren, Wagen und Sänftenträger waten im Kothe. Die Fußgänger schwanken auf einem drei bis vier Fuß hohen Bretter-

ſteg, der ſo eng iſt, daß zwei Perſonen ſich nur mit Mühe ausweichen. Iſt es ein Spiel meiner Einbildungskraft, iſt es Wirklichkeit? Dieſe chineſiſchen Straßenbilder wirken auf mich wie ein Alp. Callot allein vermöchte die grotesken Teufeleien wiederzugeben. Je mehr wir uns dem Thorwege nähern, je dichter wird die Menge. Gerne wäre ich umgekehrt; aber es iſt zu ſpät. Der dunkle ſchwarze Trichter verſchlingt mich bereits. Mein Begleiter, das Urbild des angloſächſiſchen Titanen, bricht ſich vor mir Bahn. Ich ſuche ihm zu folgen, aber die Menge trennt uns. Wehe dem Fremdling der hier ſtrauchelt! Keine hülfreiche Hand wird ihm gereicht werden. Es wird einen fremden Teufel weniger geben im chineſiſchen Reiche. Er iſt zufällig gefallen, und zufällig wurde er zertreten. Der Zufall zahlt keine Entſchädigung; er wird nicht nach den Ufern des Amur verbannt; man ſchlägt ihm nicht den Kopf ab. Mittlerweile werde ich, abſichtlich oder zufällig, von den Paſſanten (o die rohen Geſellen!) an den Rand des Steges gedrängt. Schon ſehe ich mich im Kothe liegen, unter den maſſiven Rädern der Karren, unter den Hufen der mongoliſchen Ponies, unter den breiten Füßen der Laſtträger und der Kamele. In dieſem kritiſchen Augenblicke ergreife ich den Zopf eines hochbeinigen Herrn, der vor mir geht. Gibt es eine eigenthümlichere, eine beklagenswerthere Lage? Ein anſtändiger Europäer am Zopfe eines Chineſen hängend; der Chineſe wuthentbrannt aber durch das Gedränge verhindert, von ſeinen Fäuſten Gebrauch zu machen; ſein Geſicht unter furchtbaren Grimaſſen nach dem weißen Manne gekehrt, den er wider Willen im Schlepptau führt; ich immer am Zopfe feſthaltend und, da uns der ſprachliche Ideenaustauſch verſagt iſt, durch Mienenſpiel und graziöſes Lächeln bemüht, den gerechten Zorn meines unfreiwilligen Retters zu beſchwichtigen!

Seit einigen Wochen herrscht in Tien-tsin große Aufregung. Ein Gott ist erschienen in Gestalt eines Drachen, welcher Drache die Gestalt einer Schlange annahm und von einem Bauern der Provinz Honan gefunden und hierher gebracht worden ist. Er wird in einer elenden Pagode der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt. Der ihm als Absteigequartier dienende Tempel liegt am nördlichen Ufer in dem oben erwähnten mit Recht verrufenen Stadtviertel. Durch mehrere krumme Gäßchen schreitend gelangen wir an seine Schwelle. Um nicht dem kleinen Thiere diese Artigkeit bezeigen zu müssen, nehmen wir bereits am Eingange der Pagode die Hüte ab. Unser Freund, ein Mandarin, führt uns in das Heiligthum. Mit Früchten und Gebäck gefüllte Körbe und andere Gaben der Gläubigen sind ringsum angehäuft. Am Altar ruht, zusammengerollt und bewegungslos, auf einem mit gelbem Papier bedeckten Teller eine etwa fünfzehn Zoll lange Schlange. So weit das künstliche Dämmerlicht es gestattete, konnten wir das Thierchen mit Muße betrachten. Mittlerweile folgten sich die Andächtigen, knieten am Fuße des Altars nieder, legten ihre Geschenke auf den Boden und entfernten sich, ohne die drei Fremden eines Blickes zu würdigen.

Dem Heiligthume gegenüber war eine Schaubühne errichtet, auf welcher den ganzen Tag über gespielt wird. In der Mitte der Halle befinden sich die reservirten Plätze, ein runder Tisch und Lehnstühle für die Mandarine und andere von Nah und Fern gekommene Notabeln. Nachdem sie ihren Kow-tow gemacht, nehmen sie Platz. Von dem Gotte ist weiter keine Rede mehr.

Die Ehrenwache bei dem Drachen hält ein militärischer Mandarin, derselbe welcher, wie man weiter unten sehen wird, bei den Tien-tsiner Mordthaten eine mehr als verdächtige Rolle gespielt hat. Bei dem Prozesse schlüpfte er mit einfachem Amtsverluste durch, später wurde er sogar zum Kommandanten der Festung von Taku ernannt, schien sich jedoch dort zu langweilen,

was ich ihm nicht verübeln kann, kam oft ohne Urlaub nach Tien-tsin und wurde deshalb abermals abgesetzt. Jetzt ist er der kleinen Schlange als Kammerherr in außerordentlichem Dienste zugetheilt. Ich hatte die Ehre die Bekanntschaft dieses Ehrenmannes zu machen, der die Manieren eines Gentleman mit der Physiognomie eines Galgenstrickes vereint.

---

Wer die chinesische Stadt mit Genuß und Nutzen sehen will, stelle sich unter die Führung eines Eingeborenen von Stande. Auch heute begleitet uns der junge Mandarin. Er ist ein Typus seiner Gattung: Gesichtsfarbe bläßlich, Backenknochen vorspringend, Wangen voll, Hände fleischig, Nägel klauenartig, Zopf üppig, die Gestalt bereits beleibt und für das reifere Alter den obligaten Fettwanst verheißend. Der Anzug: zwei matratzenartig gesteppte Leibröcke von blauem Tafft, einer über dem anderen getragen, denn es ist bereits bitter kalt; am Hute der Knopf von der dem Range entsprechenden Farbe; Alles, Mann und Kleidung, reinlich, sorgfältig gehalten und in gewissem Sinn elegant. Dabei die Manieren des Bureaukraten, der je nach dem Range der Personen, mit denen er spricht, unterwürfig oder befehlshaberisch ist, förmlich oder kurz angebunden und mit Niemandem vertraulich.

Wir vermeiden das Gedränge der Hauptarterien und schlendern von Bude zu Bude. Ich sehe sehr schöne Pelze. Tientsin ist ein Hauptmarkt für diesen Artikel. Wir treten in ein Opiumhaus. Traurige und widerliche Scenen. Bad, bad, sagt unser Mandarin. Aus Bad und Good besteht sein englisches Wörterbuch. Glücklicherweise spricht mein anderer Begleiter, der französische Konsul, Herr Dillon, mit seltener Geläufigkeit chinesisch.

Dem Klub der Notabeln von Shansi gilt unser nächster Besuch. Die Provinz Shansi zählt viele reiche Leute und viele von ihnen kommen nach Tien-tsin. Mehrere haben sich

hier niedergelaſſen. Alle Morgen verſammeln ſie ſich in ihrem großartigen Klub. Weder die Pariſer Cercles noch die erſten Klubs in London oder Wien können mit ihnen den Vergleich aushalten.

Dieſe große Anſtalt beſteht aus mehreren Häuſern und getrennten Kiosken, wo man ſich zum Geſpräche vereinigt oder Bekannte und Geſchäftsfreunde empfängt. Es ſind längliche, ſchmale, hohe Räume mit längs den Wänden ſymmetriſch aufgeſtellten Tiſchen und Stühlen. Die Wände bedeckt ein ſchön geſchnitztes Holzgitter. Im Theater, deſſen ſehr ſchöne Hängelampen von Porzellan mir auffielen, wird jeden Vormittag geſpielt. Der Präſident des Klubs hat die Güte, uns das Repertoire vorweiſen zu laſſen. Es ſind zwei bis drei Fuß lange Stäbe von Elfenbein, deren jeder den Titel eines Stückes enthält. Wir wählen ein hiſtoriſches Drama. Während die Schauſpieler ſich beeilen das Vaudeville, welches ſie eben aufführen, zu Ende zu ſpielen und ſich aus Hanswurſten in Helden und Götter zu verwandeln, werden wir von unſerm Amphitryon mit Kuchen, Süßigkeiten und Früchten bewirthet, wobei der Thee natürlich in Strömen fließt. Nur mit Mühe entgehen wir einer Einladung zum Diner. Mittlerweile füllt ſich der Saal. Mehrere Herren treten ein, alle den höheren Ständen angehörig: meiſt Literaten und reiche Kaufleute, deren einige gegen Bezahlung den Rang eines Mandarin erworben haben. Sie verneigen ſich gegen einander ſehr tief, ſchütteln die Köpfe, verrichten zum Schluſſe, mit vorgeneigtem Oberkörper, den Chin-chin, das heißt ſie zeigen ſich die Fäuſte, indem ſie ſie an einander drücken und ihnen eine rotirende Bewegung verleihen; das Tempo hierbei regelt ſich nach dem Grade der Verehrung, die man ſich ſchuldig iſt. Sodann treten ſie zu den Tiſchen, deren jeder von vier Stühlen umgeben iſt. Hier beginnt eine neue Reihe von Artigkeitsbezeugungen. Niemand will ſich zuerſt niederlaſſen oder den Platz zur Linken, den Ehrenplatz, einnehmen. Nachdem dieſe Schwierigkeiten glücklich überwunden

und die Schauspieler sich gehörig geschminkt und kostümirt haben, beginnt das Stück. Dieselben Gesichtsverzerrungen wie in anderen chinesischen Theatern, derselbe Lärm eines höllischen Orchesters, dieselben Kämpfe und feierlichen Aufzüge und dieselbe Geschicklichkeit der jungen Leute, die Stimme, den Gang und die Geberden von Frauen nachzuahmen.*)

Mittlerweile geräth das Gespräch mit dem Präsidenten nicht in Stockung. Unter vielen andern Artigkeitsphrasen sagte er uns: „Europa übertrifft China. Ihr habt den Telegraphen und Eisenbahnen, und Nachts sind die Gassen Eurer Städte hell wie bei Tage. Wir sind sehr zurück." Was mir bei den Literaten besonders auffällt, ist ihre vollendete Artigkeit, ihr ungezwungenes freies Benehmen — in der That, man vergißt, daß sie halbe Barbaren sind — zugleich aber die Leerheit ihrer Gespräche und die Armuth an Gedanken.

Zum Schlusse zeigte uns der Präsident den reich vergoldeten Tempel des Klubs, dessen Götzen mir ganz besonders scheußlich schienen, und begleitete uns hierauf, ein Beweis von nicht gewöhnlichem Muthe, bis in die Gasse, wo er, in Gegenwart einer neugierig aber nicht feindselig aussehenden Volksmenge, den Chin-chin verrichtete und alle anderen Abschiedspflichten erfüllte, welche ein chinesischer Gentleman sich und Seinesgleichen schuldig ist.

Ich sagte ein Beweis von Muth, denn die Erbitterung gegen die Fremden besteht noch heute. Zwar sind in neuerer Zeit keine Gewaltthaten vorgekommen; aber das Mißtrauen, und zwar ein wechselseitiges, wuchert fort. Europäer sowohl als Chinesen lauschen den unheimlichen, periodisch immer wieder auftauchenden Gerüchten von Krieg und von neuen Metzeleien. Noch vor zwei Monaten sagten die Eingeborenen, sie würden nächstens alle Fremden „waschen", das heißt umbringen. Die europäischen Kaufleute, fünf an der Zahl, haben zwar ihre Ma-

*) Bekanntlich dürfen in China Frauen auf der Bühne nicht erscheinen.

gazine in der chinesischen Stadt wieder geöffnet; aber sie wagen nicht mehr dort die Nacht zuzubringen; jeden Abend ziehen sie sich nach den Konzessionen zurück.

---

Einen Monat vor den traurigen Ereignissen, deren Geschichte*) ich hier zu schreiben gedenke, herrschte in der großen Stadt Tien-tsin tiefe Ruhe. Es gab zwar Menschen, welche ihre Abneigung gegen die Fremden nicht verhehlten; zuweilen hörte man Schimpfreden und Drohungen, und man mußte in den amtlichen Regionen in Peking wie auf den Konsulaten wissen, daß die Zustände im Allgemeinen nicht befriedigend waren. Zehn Jahre waren verstrichen seit der Erschließung des großen Reiches, und keine wahrhafte Annäherung hatte zwischen Einheimischen und Fremden stattgefunden. Jedoch, kleine und dem Anscheine nach unbedeutende Zwischenfälle abgerechnet, verriethen die fünf- oder sieben- oder neunhunderttausend Bewohner der Stadt Tien-tsin — so weit laufen die Angaben hierüber auseinander — keine feindselige Stimmung gegen die wenigen Europäer, Missionäre oder Kaufleute, welche gewagt hatten, die Konzessionen zu verlassen und sich in dieser großen und volkreichen Stadt anzusiedeln.

---

*) Ich schreibe die Geschichte des Blutbades von Tien-tsin nach den mündlichen Mittheilungen der Herren Gesandten in Peking, der hier und in Shanghai residirenden Konsuln; des Lazaristen Pater Favier, des englischen Arztes Doktor Frazer, des russischen Kaufmanns Herrn Starzoff, sodann der bereits erwähnten drei Chinesen, welche ich mit Hülfe eines tüchtigen Sinologen befragen konnte, und die Augenzeugen der Mordscenen waren. Ich habe Herrn Coutries, den einzigen überlebenden Franzosen, nicht gesehen, doch wurden mir seine Aussagen mitgetheilt. Im Klub fand ich ein Exemplar des englischen Blue Book. Ueberdies konnte ich in einige Briefe der ermordeten Patres Chevrier und Du Einsicht nehmen. Meine Citationen des Blue Book beziehen sich ausschließlich auf die: Papers relating to the massacre of Europeans at Tien-tsin, presented to both houses of Parliament, China No. 1 (1870).

Unter den dort wohnenden Fremden muß vor Allem der französische Konsul genannt werden. Er war der einzige unter seinen Kollegen, welcher die Verbannung in der chinesischen Stadt, wo sich die unter seinem Schutze stehenden katholischen Institute befanden, dem bequemeren und sichreren Aufenthalte in der Faktorei vorzog. Obgleich von reizbarem Temperamente, genoß Herr Fontanier doch der allgemeinen Achtung. In der letzten Zeit allerdings hatte sich in ihm die Geneigtheit zu Zornesausbrüchen gesteigert, und seine Freunde begannen sich allmälig von ihm zurückzuziehen. Außer Herrn Fontanier wohnte nur ein Europäer im Konsulat, sein Kanzler Namens Simon.

Der unmittelbare Nachbar des Konsuls war der Lazarist Pater Chevrier, Vorstand der katholischen Mission von Tientsin. Eine niedere Mauer schied die Höfe des Konsulats und des Missionsgebäudes, aber die Beziehungen zwischen dem Konsul und dem Missionär waren erkaltet. Herr Chevrier, ein Mann von sanftem und heiterem Naturell, hatte sich Herrn Fontaniers Mißfallen zugezogen, weil er ihm, aus Anlaß der gefahrvollen Lage, dringende wenngleich ehrerbietige Vorstellungen machte. Ein chinesischer Pater Namens Ou, ein guter Priester, eifrig in seinem Berufe, unterrichtet, gegen Jedermann zuvorkommend*); sodann der katholische Literat Wang-san und einige einheimische Diener bildeten mit den Kindern des Waisenhauses die Einwohnerschaft der Missionsanstalt, welche übrigens von den Mitgliedern der einheimischen christlichen Gemeinde, der „Christenheit" wie man in China sagt, gerne und häufig besucht wurde.

Jenseits des Wassers, im belebtesten Theile einer der großen Vorstädte, nicht weit vom Flusse, standen eine kleine Kirche, das Haus, Spital und Orphelinat der Schwestern des

*) Nach dem Zeugnisse seines Bischofs, Monseigneur de Laplace, und Aller, die ihn kannten.

heiligen Vincenz de Paula. Zehn an der Zahl, darunter sechs Französinnen, zwei Belgierinnen, eine Toskanerin und eine Irländerin, beschäftigten sie sich mit Unterricht und Krankenpflege. Doktor Frazer, ein englischer Arzt, obgleich er in der Faktorei wohnte, obgleich er Protestant war, behandelte ihre Kranken aus Menschenliebe. Ueber die Achtung und Beliebtheit, deren sich die Schwestern bei der Bevölkerung erfreuten, herrscht nur Eine Stimme. Die Schwester Marie insbesondere wurde häufig in chinesische Häuser geladen. Erst in den letzten Tagen vor der Katastrophe sah sie sich genöthigt, ihre Besuche in den Hütten der Armen einzustellen.

Die übrigen Residenten waren französische, englische und russische Kaufleute, zwei Schweizer und eine Französin, im Ganzen zwölf oder dreizehn Personen.

In der chinesischen Welt nahm Chung-hou die erste Stelle ein. Er war einer der Oberwächter des Erbprinzen, ausgezeichnet mit den Insignien des ersten Grades und einer Pfauenfeder mit zwei Augen, General-Lieutenant der Division Hanchün von der rothen Fahne, und einer der Vice-Präsidenten im Kriegsministerium.*) Als Mandju und eine bei Hofe wohl gesehene Persönlichkeit hatte er sich seit zehn Jahren auf dem Posten des Kommissärs der „Drei Nordhäfen“**) zu erhalten gewußt. Wie der Vice-König von Nanking in Mittelchina, wie der Vice-König von Kanton im Süden, war er mit der Leitung aller die Fremden betreffenden Angelegenheiten betraut. Letztere rühmten sein Wohlwollen, seine Zuvorkommenheit, seine artigen und feinen Manieren. Die Agenten der Mächte, welche mit ihm in Geschäftsberührung traten, hatten von ihm die beste Meinung gefaßt. Den Provinzial- und städtischen Behörden gegenüber war seine amtliche Wirksamkeit nicht klar begrenzt, daher es zuweilen an Reibungen nicht fehlte. Chung-hou hatte

*) Blue Book S. 83.

**) Diese drei Häfen sind Che-fu, Tien-tsin und New-Chwang.

in rein chinesischen Angelegenheiten keine Gerichtsbarkeit. Sein Einfluß auf den Generalgouverneur der Provinz, auf den Tao-tai und die städtischen Magistrate von Tien-tsin konnte sich nur auf vertraulichem Wege geltend machen: durch das natürliche Ansehen, welches ihm seine mandjurische Abkunft verlieh, durch seinen hohen Rang und die Gunst, in der er am kaiserlichen Hofe stand. Ueberdies führte er den Oberbefehl über die um Tien-tsin versammelten Truppen, ungefähr viertausend Mann.

Der Generalgouverneur von Chi-li residirt abwechselnd hier und in der Provinzial-Hauptstadt Pao-fing-fu, welche hundert Meilen von Peking und ungefähr eben so weit von hier entfernt ist. Tseng-kwo-fan, der neu ernannte Gouverneur, hatte sich durch die Eingriffe Chung-hou's in seinem Wirkungskreise verletzt gefühlt und in dieser Stimmung fast alle höheren Posten seiner Provinz mit neuen Männern besetzt. Zur Zeit der Metzeleien befand er sich in der Provinzialhauptstadt.

Nach ihm waren die höchstgestellten Beamten in Tien-tsin: Chou, der Tao-tai oder oberster Verwaltungschef der Departements von Tien-tsin und Ho-kien-fu;

Chang, der Chi-fu oder Bezirksvorstand von Tien-tsin;

Lin, der Chih-hüen oder Stadtmagistrat. Der Chih-hüen ist gewissermaßen der Bürgermeister und, obgleich aus der Klasse der niederen Mandarine entnommen, immer eine wichtige und einflußreiche Person. Er übt in allen Civil- und Kriminalfällen die Gerichtsbarkeit aus; nur Todesurtheile bedürfen der Bestätigung des Generalgouverneurs.

Endlich der Chen-ta-shuai, der militärische Distriktskommandant.

Mehrere Tage vor dem Blutbade kam General Chên-kwo-shuai nach Tien-tsin. Aus der Provinz Hupeh gebürtig, in die Tae-ping-Rebellion verwickelt, später als Belohnung für den Verrath, den er an einigen Aufrührern, seinen Kameraden,

geübt, zum Range eines Titu erhoben, das heißt Befehlshaber eines Korps unregelmäßiger Truppen, war Chên-kwo-ſhuai die Schmach und der Schrecken der kaiſerlichen Regierung und zugleich der Liebling des Pekinger Pöbels. In den Provinzen galt er für einen Eiſenfreſſer, Störenfried, Bedränger und Ausſauger des Volkes. Seine den Europäern feindſeligen Geſinnungen waren allgemein bekannt. In Nanking und in Chin-kiang hatte er davon neuerliche Proben abgelegt. Nun erſchien er in Tien-tſin, ohne amtlichen Auftrag, aus freiem Antriebe, an der Spitze einer Schaar von etwa ſechshundert Miſſethätern. Bald ſollte man erfahren, warum er gekommen war.

Außerhalb der officiellen Kreiſe zählt die Stadt noch eine beträchtliche Anzahl von Literaten. Man weiß, was dieſe Literaten ſind und welche Geſinnungen ſie gegen die Fremden beſeelen. Hier dürfen die achtundvierzig alten und mehrere neue Feuerlöſch-Korporationen nicht vergeſſen werden. Die Anführer der erſteren ſind durchwegs Literaten. Zu dieſen Leuten, welche militäriſch abgerichtet und in Kompagnien getheilt gewiſſermaßen die geordnete Heeresmacht der Unordnung ſind, treten die Imin oder ehemaligen Freiwilligen aus der Zeit der Tae-ping-Rebellion, welche Waffen tragen dürfen und gleichfalls von Licentiaten oder Doktoren befehligt werden. Dennoch war noch kein Anzeichen von Aufregung oder von Vorbereitungen zu irgend einem Anſchlage gegen die Ausländer bemerkbar. Das Volk ging wie gewöhnlich ſeinen Beſchäftigungen nach. Tien-tſin befand ſich in ſeinem normalen Zuſtande.

Aber um die Mitte Mai*) begann ſich die Lage zu ändern. Beunruhigende Gerüchte wurden in Umlauf geſetzt: Kinder waren verſchwunden. Sie ſeien von Leuten geſtohlen worden, die im Solde der Miſſionäre ſtänden. Die Kloſterfrauen hätten ſie getödtet, ihnen die Augen ausgeriſſen, damit Arzneien und

*) 1870.

Zaubermittel bereitet. Dergleichen Albernheiten hörte man nicht zum ersten Male. Es war also zu hoffen, daß, wie so oft vorher, auch diesmal das müßige Geschwätz allmälig verstummen würde. Das Gegentheil fand statt. Diese und ähnliche Märchen vermehrten sich. Auffallend war nicht die überall und immer schlechte Haltung des Pöbels, sondern das offenbar geänderte Benehmen der anständigen Leute. Unbestimmte Schrecken, eine abergläubische Furcht bemächtigten sich des Publikums. Die guten „Schwestern", sonst so beliebt, so geachtet, begegneten, wenn sie ausgingen, nur mehr kalten oder finsteren Mienen. Niemand trat mehr wie sonst zur Seite, um ihnen Platz zu machen. Eines Abends sammelten sich einige Haufen vor ihrem Hause. An den folgenden Abenden abermals Volksauflauf. Die Anklagen gegen sie wurden immer lauter. Beschwerende Thatsachen wurden vorgebracht, behauptet, geglaubt. Noch keine Ausschreitung; noch keine Störung der Ordnung, aber drohende, mit jedem Tage steigende Bewegung der Gemüther. Diese ungeheure Bevölkerung von Tien-tsin bebte wie das Laub unter den ersten Windstößen, die dem Sturme vorauseilend durch den Wald heulen.

Der Zufall schien sich mit den Urhebern dieser finsteren Gerüchte zu verschwören. Im Waisenhause der Schwestern brach eine ansteckende Krankheit aus. Mehrere Kinder starben und wurden auf dem Armenkirchhofe hinter dem französischen Konsulate begraben. Während einiger Tage*) lief jeden Morgen eine Menge Volkes dahin; Särge wurden geöffnet, Gebeine umhergestreut, mit Christenleichen gröblicher Unfug getrieben. Pater Chevrier eilte herbei, faßte einen der Gräberschänder beim Kragen und führte ihn auf das Konsulat. Er selbst begab sich zu Herrn Fontanier und beschwor ihn, die Dazwischenkunft der chinesischen Behörden in Anspruch zu nehmen. Man muß, sagte er, die Aufregung beschwichtigen; mit Leichtigkeit werden die

*) Zum ersten Male am 4. Juni.

Mandarine, wofern sie nur wollen, die Ruhe wiederherstellen; wenn den Literaten freies Spiel gelassen werde, so müsse man sich auf das Aergste gefaßt machen. Wir sind allein, wie verloren inmitten dieser ungeheuren Bevölkerung; die Konzessionen sind ferne und könnten uns auch, da sie selbst bedroht sind, kaum zu Hülfe kommen; nicht Ein Kanonenboot liege im Pei-ho. So sprach, aber vergebens, der Vorgesetzte der Mission zum Konsul, der, dieser und ähnlicher Vorstellungen müde, ihm statt aller Antwort das Haus verbot.*)

Indeß verschlimmerte sich die Lage augenscheinlich. Pater Chevrier schildert sie fünf Tage vor seinem Tode in einem Briefe, der das Datum des 16. Juni trägt. „Immer verspätet", schreibt er einem Berufsgenossen in Peking. „Schon ist es halb zehn Uhr und ich habe noch an diesen und jenen, aber vor Allen an Sie zu schreiben. Beten sie wenigstens, daß ich nicht nach Thorschluß in den Himmel komme. Vorgestern hat die Oberin in Begleitung der Schwester Sullivan sich entschlossen, zu unserm Konsul zu gehen. Zwei Engländer, die die Anstalt der Schwestern besuchten, riethen zu dem Schritt. Die Schwestern wurden nicht schlecht empfangen. Auf mich kam nicht die Rede. Aber über die gegen uns vorgebrachten immer mehr beglaubigten furchtbaren Verleumdungen den chinesischen Behörden auch nur ein Wort zu sagen, dazu, meint der Konsul, sei es noch nicht an der Zeit. Heute wird unter Anderem erzählt, daß der erste und zweite (chinesische) Katechist in Verzweiflung seien, weil die Tochter des Ersteren und des Zweiten Gattin getödtet worden seien. Heute, am Fronleichnamsfeste, kam nicht Eine Frau zur Kirche! Die heidnischen Freunde der Christen ziehen sich von ihnen zurück und sagen, sie seien Bösewichte. Heute habe ich versucht, sie (die Christen) zu überzeugen, daß sie glückliche Menschen sind. Beati estis quum maledixerint vobis propter me. Gaudete et exultate quo-

*) Bereits am 9. Juni.

niam! Aber dies will ihnen nicht einleuchten. Schwester Marie sagte mir heute, daß, wenn sie sich in einem der Dörfer zeigt, wo sie fast immer mit Freuden aufgenommen wurde, Jedermann flieht oder sich versteckt. Ich wurde gefragt, ob ich nicht für unsere Anstalten besorgt sei, weil sich Banden von Unruhstiftern gebildet haben. Inmitten dieser höllischen Umtriebe setzen wir und die Schwestern unser Vertrauen in Gott und verzweifeln nicht, daß uns von Oben Hülfe komme."

Gereizt und noch mehr beunruhigt als gereizt über die unerklärliche Unthätigkeit Fontanier's, eilte Pater Chevrier nach den Konzessionen, besuchte den russischen Generalkonsul, theilte ihm mit, was sich zwischen ihm und Herrn Fontanier zugetragen, bat ihn, auf seinen französischen Kollegen und mit der Hülfe des letzteren auf Chung und die städtische Behörde zu wirken. Herr Skatschkoff, welcher die Lage ganz wie der Abbé beurtheilte, ließ sich, ohne einen Augenblick zu verlieren, nach der chinesischen Stadt tragen. Vor dem Konsulate angelangt, wurde er unter dem Vorwande abgewiesen, Herr Fontanier sei ausgegangen. Er bat also Letzteren schriftlich um eine Unterredung und kehrte nach der Faktorei zurück. Am nächsten Morgen erhielt er Fontanier's Besuch. Als er aber die Rede auf die brennende Tagesfrage brachte, erhob sich der französische Konsul und machte mit den Worten: „Das geht Sie nichts an", der Unterredung ein Ende.

Mittlerweile vermehrten sich die bedenklichen Zwischenfälle. Eines Abends blieb ein junges Mädchen vor einer Bude stehen, um Reis zu kaufen. Frauen und Mädchen betreten nie das Innere eines Kaufladens; die junge Person reichte also, wie dies üblich ist, ihren Korb, in welchem sich einige Sapeken befanden, dem Kaufmann durch die Thüre. Dieser nahm das Geld, füllte den Korb mit Reis und wollte ihn ihr zurückstellen, als er bemerkte, daß sie verschwunden war. Er trat auf die Gasse hinaus und sah sie in einiger Entfernung einem Unbekannten folgen. Die Sache schien ihm nicht geheuer. Er theilte

sie den Nachbarn mit. Auch sie meinten, der Mann sei ein Zauberer. Man lief ihm also nach, nahm ihn fest, mißhandelte ihn, schleppte ihn vor den Chih-hüen, der ihm zuerst einige Bambusstreiche ertheilen und dann aus Mangel an Beweisen in Freiheit setzen ließ. Murrend entfernte sich das Volk.

Zwei Tage darauf erschienen zwei fremde Christen in dem westlichen, von Muhamedanern bewohnten Stadtviertel. Sie trugen einen Sack auf dem Rücken und führten zwei kleine Knaben an der Hand. Dies fiel auf. Um den Zweck ihrer Reise befragt, liefen sie davon. Ein Grund mehr, sie für Hexenmeister zu halten. Sie wurden verfolgt, eingeholt, nach dem Yamen des Chih-hüen geschleppt. In ihren Säcken fand man einige mexikanische Dollars, eine vorzugsweise unter Europäern gangbare Münze, und einige Packete mit Arzneimitteln. Sofort auf die Folter geworfen, sagten sie aus, daß sie mit Hülfe dieser Pulver die Kinder verhext hätten. Die Dollars seien ihnen als Lohn für das Verbrechen von den Schwestern gegeben worden. Der Chih-hüen ließ diese Aussage ohne Bemerkung gelten. Das chinesische Gesetz kennt in der That das Verbrechen der Verhexungen. Auch die Natur der Aussagen dieser Männer hatte für Chinesen, selbst für Literaten und Mandarine, nichts Unglaubliches. Der Chih-hüen berichtete also über den Vorfall an den Chih-fu. Die beiden Männer, laut eigenem Geständnisse eines Verbrechens schuldig, welches sie im Auftrage der Klosterfrauen begangen zu haben aussagten, wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Mittelbar war dies das Todesurtheil der Schwestern und aller Europäer. Eine Proklamation des Chih-fu brachte den Vorfall zur Kenntniß des Publikums. Ohne die Schwestern namentlich zu bezeichnen, betonte das Schriftstück die Entrüstung des Volkes und die Sympathien der Mandarine. Die Anstifter der bevorstehenden Unruhen waren über diesen Schritt so erfreut, daß sie eine öffentliche Demonstration veranstalteten. Ein Sonnenschirm mit den Namen der Geber wurde dem Chih-fu gespendet und feier-

lich überreicht. Das Geschenk war durch freiwillige Beiträge zu Stande gekommen. Die Hinrichtung der beiden Männer hatte in Folge eines allgemeinen Cirkulars stattgefunden, welches der damals von Tien-tsin abwesende General-Gouverneur der Provinz erlassen hatte. Durch dieses Rundschreiben ermächtigte Tseng-kwo-fan die städtischen Gerichtsbehörden, Zauberer, Behexer und Menschenräuber einem summarischen Verfahren zu unterwerfen und die erfolgten Todesurtheile ohne vorläufige Einholung seiner Bestätigung zu vollziehen. Mit anderen Worten, er proklamirte das Kriegsrecht in Folge des häufigen Vorkommens eingebildeter Verbrechen.

Der Chih-fu, der militärische Mandarin und der Chih-hüen begaben sich zu Chung. Sie stellten ihm die Lage als bedenklich vor und verlangten die Ermächtigung, die er verweigerte, an Ort und Stelle eine Untersuchung einzuleiten, das heißt, in dem hinter dem französischen Konsulate gelegenen Kirchhofe die Leichen auszugraben und einer Prüfung zu unterziehen. In dieser Unterredung erklärten die Mandarine, daß die Mitschuld der Klosterfrauen erwiesen sei. Chung-hou behauptete das Gegentheil und verweigerte Anfangs beharrlich die erbetene Ermächtigung. Endlich aber, eingeschüchtert durch das Bewußtsein seiner Unpopularität, gab er dem Andrängen der Magistrate nach. Er that wie Pontius Pilatus: er wusch sich die Hände. Die Untersuchung fand statt. Es war der erste Akt des großen Trauerspiels. Man sah die Mandarine, von einem Pöbelhaufen gefolgt, gewissermaßen im Schatten der französischen Fahne, in die Hofräume der Mission dringen. Auf dem Kirchhofe wurden mehrere Leichen ausgegraben und untersucht. Einigen fehlten die Augen. Was eine natürliche Wirkung der Auflösung war, galt für einen unumstößlichen Beweis der den Schwestern und den Missionären zur Last gelegten Verbrechen.

Ein katholischer Literat, der in einem Dorfe der Umgegend einer Schule vorstand, kam an einem Festtage mit einem seiner Zöglinge nach Tien-tsin. Abends, auf dem Heimwege begriffen,

ſprachen ſie bei einem Reſtaurant in der chineſiſchen Stadt vor. Einigen Gäſten fiel auf, daß der Literat, welcher an der mongoliſchen Grenze zu Hauſe war, und der Knabe eine verſchiedene Mundart hatten. Ein Beweis, daß der Mann ein Hexenmeiſter war. Er wurde mit eiſernen Stangen, die man am Feuer erhitzt hatte, auf das Grauſamſte geſchlagen und dann zum Chih-hüen geſchleppt. Das Verhör ergab ſeine Unſchuld, und auf Verlangen des Paters Chevrier wurde der unglückliche Literat mit einer gebrochenen Rippe, unter dem Geheul des Pöbels, auf einer Bahre nach dem Miſſionshauſe getragen.

Am 17. Juni, vier Tage vor dem Blutbade, fand die Verhaftung eines jungen Menſchen Namens Wu-lan-chên in einem Dorfe der Umgegend ſtatt. Auch er war beſchuldigt, einen Mann verhext zu haben. Vor den Chih-hüen geführt, machte er folgende Ausſage*): Ich bin in Ning-chin-ſhien geboren. Ich bin neunzehn Jahre alt. Mein Vater und Großvater leben noch. Mein Vater heißt Wu-tſun und ſteht im fünfundvierzigſten Jahre. Meine Mutter iſt eine geborene Fang. Ich habe keine Brüder. Ich verheirathete mich im erſten Monat dieſes Jahres. Da ich zu Hauſe unbeſchäftigt war, ſo begab ich mich am 18. Februar nach Tien-tſin, wo ich als Schiffer mein Brod verdiene. Bis zu jener Zeit war mir Wang-ſan von Ho-lou (von der katholiſchen Kirche) unbekannt; aber am 13. Juni gab er mir Arzenei ein und ſchleppte mich nach der Kirche, deren Schwelle ich jedoch nicht übertrat. Wang-ſan drang in mich, daß ich Katholik würde. Ich widerſtand Anfangs, ließ mich aber einſchüchtern, da er mir mit dem Tode drohte. Hierauf gab er einem gewiſſen Tang vier Dollars mit dem Auftrage, ſie für mich aufzubewahren. Am 14. gab er mir ein Packet

*) Blue Book S. 18. Ich gebe dieſes merkwürdige Aktenſtück in extenso, als charakteriſtiſch für den Geſichtskreis und Ideengang des chineſiſchen Volkes. Die Magiſtrate zu Tien-tſin haben nachmals die Falſchheit der Ausſagen des elenden Wu zugeſtehen müſſen. Dieſer befindet ſich noch in den Gefängniſſen von Tien-tſin.

mit Schlafpulver und hieß mich auf dem Lande herumgehen, um mit Hülfe dieser Arzenei Männer zu fangen. Es war ein sehr feines, in Papier gewickeltes Pulver. Ich ging nach Muchuang-tzu und begegnete dort einem ungefähr zweiundzwanzigjährigen Jüngling, der einen blauen Rock und blaue Beinkleider trug. Ich schüttete etwas Pulver in meine hohle Hand und rieb damit seine Wange. Allsogleich wurde er wie betäubt und folgte mir. Ich eilte nach der katholischen Kirche zurück und übergab den Mann dem Wang-san, wofür ich von diesem fünf Dollars und ein anderes Päckchen mit Pulver erhielt. Ich ging nun nach dem Dorfe Tao-hua-ssu, wo ich einen gewissen Li-so Wasser schöpfen sah. Ich betäubte ihn mit dem Pulver und er folgte mir wie der Andere. Ich wurde jedoch von Bauern festgenommen und vor die Obrigkeit geführt. In der katholischen Kirche wurden außer mir sieben Menschenräuber beschäftigt. Die Nächte schliefen wir im Hofe (der Mission). Wang-san war unser Anführer. Jeden Morgen brachte er aus dem inneren Zimmer mehrere Päckchen, die das genannte Pulver enthielten, vertheilte sie unter uns und gab außerdem einem jeden dreihundert Kupfermünzen Kostgeld. Wenn wir Niemanden gefangen hatten, gaben wir ihm das Pulver zurück. (Hier nennt Wu seine angeblichen Mitschuldigen.) Wang-san ist ungefähr zwanzig Jahre alt. Er hat eine helle Gesichtsfarbe und leichte Spuren der Pocken. Als er mir das Pulver eingegeben und mich nach der Kirche geführt hatte, ließ er mich ein Gegengift nehmen, worauf ich sogleich zu mir kam. Dies Gegengift besteht, wie mir Wang-san sagte, aus einer Mischung von süßem Kraut, der Hülle einer Cigale und eines anderen Insektes, welche am Feuer getrocknet und pulverisirt werden, Alles mit Sesamöl versetzt. Dieses Dekokt, warm getrunken, bringt den Betäubten allsogleich zur Besinnung. Als mich die Bauern gestern hierher brachten, frugen sie mich, was zu thun sei. Ich antwortete, sie sollten Li-so dies Gegengift geben. Ich trug die fünf Dollars, welche ich als Belohnung für den Mann

aus Mu-chuang-tzu erhalten hatte, in meinem Säckel versteckt, habe sie aber bei meiner Verhaftung verloren. Während meines Aufenthaltes in der Kirche (im Missionshause) gab mir Wang-san jeden Morgen ein rothes Pulver zu schnupfen. Sobald ich davon genommen, fühlte ich mich voll Muth und aufgelegt, alle Welt zu behexen. Abends nach meiner Rückkunft gab er mir einige Tropfen ein, die mich sofort in meinen natürlichen Zustand versetzten. Ich konnte aber nicht entfliehen, weil während der Nacht die Thore geschlossen waren."

In Folge dieses Verhörs stellten der Chih-fu und der Chih-hüen an Chung-hou die Bitte, die Auslieferung Wang-san's zu verlangen. Chung verrieth abermals dieselbe Unschlüssigkeit. Er könne, er wolle keinen solchen Schritt bei dem französischen Konsul thun. Frei stehe ihnen, nach eigenem Gutdünken und unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln. So bemächtigten sie sich denn des unglücklichen Wang-san. Der Chih-hüen ließ ihn auf die Folter werfen und sodann mit zerschmetterten Knöcheln nach der Mission zurücktragen.

Am 19. erschien der Tao-tai auf dem Konsulate. Er brachte ein Protokoll mit den Aussagen mehrerer Zeugen, welche erklärten, auf Veranlassung der Missionäre behext worden zu sein. Daher bäte er den Konsul, die Priester in Untersuchung zu ziehen. Herrn Fontanier war es ein Leichtes, die Albernheit dieser bösartigen und verleumderischen Anklagen nachzuweisen.

Einige Stunden später kam der Chih-hüen in Begleitung eines Polizeibeamten. Herr Fontanier ließ sich zuerst entschuldigen; da der Mandarin aber auf seinem Verlangen bestand, ihn zu sprechen, so empfing er ihn nach einigem Zögern. Während Letzterer in den Salon geführt wurde, drang sein Gefolge in den Hof des Konsulats. Die Unterredung der beiden Funktionäre war eine äußerst lebhafte. Ihre sehr lauten Stimmen wurden bis in das Vorzimmer gehört. Der Mandarin bestand auf einer amtlichen Untersuchung, welche im Domizil der

Schwestern und der Missionäre stattzufinden hätte und vergaß sich soweit, dem Konsul mit der Volksrache zu drohen. Dieser verlor die Geduld, brach die Unterredung zornig ab und erklärte, er würde diesen Gegenstand nur mit Chung verhandeln. In heftigster Aufregung und von dem Konsul nicht zur Thüre begleitet, wie dies die Etiquette erfordert hätte, zog sich der Chih-hüen zurück. Man hörte Fontanier ihm nachrufen: „Wenn Unordnungen stattfinden, so tragen Sie davon die Verantwortung.“ Der Sekretär des Chih-hüen flüsterte dem Konsul zu, er möchte ihn, den Sekretär, nicht in die Sache verwickeln.

Am selben Tage (den 19. Juni) wurde Doktor Frazer, als er aus dem Hause der Schwestern trat, von einem Pöbelhaufen überfallen. Der Schnelligkeit seines Pferdes verdankte er die Rettung. Im Spitale befand sich ein schwerkranker Kapitän der englischen Handelsmarine. Ungeachtet seines leidenden Zustandes ließ ihn die Oberin nach den Konzessionen bringen, damit er nicht, wie sie bereits voraussah, das den Klosterfrauen bevorstehende Loos zu theilen hätte.

Seit mehreren Tagen befand sich General Chên-kwo-shuai in Tien-tsin. Seine Ankunft hatte das Signal zu größerer Aufregung gegeben. In den Gassen vermehrten sich die aufreizenden Maueranschläge, welche um Rache schrien für die Opfer der Kindermörder und Menschenräuber. Der Komprador eines europäischen Residenten hörte, als er an einem Volkshaufen vorüberging, wie man flüsterte: „Bringen wir die Fremden um“, worauf Andere entgegneten: „Nur rasch, jetzt ist hierzu die beste Zeit, da kein fremdes Kriegsschiff im Flusse liegt.“

Am 20. Juni fand ein bedeutender Volksauflauf am Quai statt. Einige Bursche erfrechten sich, Steine gegen das Konsulat und das Missionshaus zu schleudern. Gegen Abend zerstreute sich die Menge.

Chung war von Herrn Fontanier von seinem Auftritte

mit dem Chih-hüen verständigt worden. Er begab sich nun nach dem Konsulat, entschuldigte den Stadtmagistrat ziemlich lau, tadelte ihn sogar im Laufe des Gespräches und beklagte sich über das geringe Entgegenkommen, welches er bei den Provinzial- und den städtischen Behörden finde. Umsonst habe er sich bemüht, die verleumderischen Gerüchte, welche man gegen die Missionäre ausstreue, zu widerlegen. Am Ende habe er nachgeben müssen. Werde er ja doch schon wieder der rechte Arm der Europäer genannt.

Während die Vertreter China's und Frankreichs artige Redensarten wechselten, der eine, um seine Verlegenheit zu bemänteln und sich wohl hütend, den Ernst der Lage einzugestehen, der andere immer noch in unbegreiflicher Verblendung befangen, überließen sich die Missionäre und Klosterfrauen keinen täuschenden Hoffnungen. Sie wußten, daß die Stunde des Märtyrertodes für sie ehestens schlagen werde. Herr Coutries, einer der wenigen Residenten der chinesischen Stadt, war dem Pater Chevrier unter Tages begegnet. „Kommen Sie morgen zur Messe", sagte ihm dieser. „Es ist Zeit, sich auf den Tod vorzubereiten."

Am selben Abend trafen Herr Thomassin, Dollmetsch der französischen Gesandtschaft in Peking, und seine junge Frau ein und stiegen im Konsulate ab. Sie kamen aus Europa, widerstanden den dringenden Einladungen, durch welche man sie in der Konzession zurückhalten wollte, und zogen vor, die Nacht in der chinesischen Stadt zuzubringen, um sodann am folgenden Tage früh Morgens nach Peking aufzubrechen. Sie wußten, daß sie im Konsulat gastfreundliche Aufnahme, sie ahnten nicht, daß sie dort den Tod finden würden.

In den Konzessionen herrschte Bestürzung. Die Residenten zitterten nicht nur für ihre in der chinesischen Stadt ansässigen Landsleute, sondern auch für ihr eigenes Leben. Eine Deputation von angesehenen Gliedern der Faktorei, darunter Doktor Frazer, begaben sich zum englischen Konsul und baten ihn, die schleunige

Sendung eines Kriegsschiffes von Che-fu zu veranlassen. Herr Lay, wahrscheinlich um die Befürchtungen der europäischen Gemeinde nicht zu steigern, stellte sich, als ob er sie nicht theilte. In der That hatte er bereits am Morgen (20. Juni) an Chung geschrieben. In seinem Briefe bittet er ihn, dem Volke Artigkeit gegen die Fremden anzuempfehlen. Der Angriff auf Doktor Frazer gab ihm zu einem zweiten Schreiben an Chung Anlaß*); es wurde am nächsten Morgen wenige Stunden vor der Katastrophe an Letzteren abgefertigt und hat wahrscheinlich seine Bestimmung niemals erreicht. Am 20. Juni berichtete er an Herrn Wade: „Wir bedürfen eines Kriegsschiffes; wenn keines anwesend ist, nehmen ähnliche Unruhen immer größere Verhältnisse an. . . . Daß die Chinesen gegen die Fremden sehr feindselig gestimmt sind, unterliegt keinem Zweifel. Das Feuer glimmte unter der Asche; jetzt ist es ausgebrochen." Er wundere sich über die Unthätigkeit Fontaniers mit Beziehung auf die Schwestern. — In der That, man fragte sich, warum er sie nicht nach der Konzession schicke. War es nicht mehr möglich, sie bei hellem Tage aus dem Kloster zu schaffen, so könne man sie ja doch Nachts entfernen. Aber Herr Fontanier blieb unthätig, weil er eben an die Gefahr nicht glaubte.

Am Tage des Blutbades selbst schrieb Herr Lay an Herrn Wade**): „Eine unangenehme Pflicht nöthigt mich, Ihnen zu berichten, daß die hiesige Lage äußerst unbefriedigend ist. Seit einiger Zeit drohen die Chinesen, die Fremden umzubringen oder von Tien-tsin zu verjagen. In den letzten Tagen wuchs die Aufregung. Die Chinesen machen Miene, die katholische Kirche und das französische Konsulat in Brand zu stecken und die Fremden zu tödten. . . . Ich glaube nicht, daß wirkliche Todesgefahr vorhanden sei; aber ich fürchte für das Eigenthum; unsere Magazine sind mit Waaren gefüllt. Alle Tage laufen

*) Blue Book. Herr Lay an Herrn Wade. S. 19. 32.
**) Ebenda S. 21.

Berichte ein, welche unſere Vertreibung oder Ermordung vorausſagen. ..." Er ſchrieb alſo nach Che-fu, um die Rückkehr des Kanonenbootes zu beſchleunigen. Klarſehender als ſein ganz verblendeter franzöſiſcher Kollege, erkennt er die Gefahr, aber er ermißt nicht ihre ganze Tragweite. Der Gong rief in der chineſiſchen Stadt die Mörder bereits an das Werk, als er vorſtehende Zeilen ſchrieb.

Und nun ſind wir bei dem Unglückstage, bei dem 21. Juni angelangt.

Dem frommen Rathe Pater Chevrier's Folge leiſtend, war Coutries früh Morgens in die Kathedrale gegangen, um die Sechs-Uhr-Meſſe zu hören. Die Kirche war überfüllt. Eine Menge Eingeborener, welche glaubten ihre letzte Stunde habe geſchlagen, drängten ſich um die Beichtſtühle der beiden Prieſter. Um neun Uhr begannen Volkshaufen ſich in größeren Maſſen als am vorigen Tage vor dem Miſſionshauſe und dem Konſulate zu ſammeln. Mit Steinen und andern Gegenſtänden wurden die Fenſter eingeworfen. Ein gewaltſamer Einbruch ſchien bevorſtehend. Um zehn Uhr erſchienen der Tao-tai, der Chih-fu und der Chih-hüen mit Wu-lan-chên und einem zahlreichen Gefolge vor dem Miſſionshauſe. Sie wurden vom Pater Chevrier, der ſelbſt die Unterſuchung verlangt hatte, empfangen, in allen Räumen umhergeführt, verhörten die Dienerſchaft und geſtanden, nichts Verdächtiges geſehen zu haben. Mit den beiden Miſſionären und den Dienern konfrontirt, erkannte Wu weder die Perſonen die er angeklagt, noch die Oertlichkeit die er genannt hatte. Sichtlich verdrießlich und unter ironiſchem Gelächter des Pöbels zogen die beiden Mandarine ab. Das Volk zu beſchwichtigen und zu zerſtreuen machten ſie nicht den geringſten Verſuch. Sie beſtiegen ihre Sänften, indem ſie ſagten, ſie würden über die Sache an Chung berichten. Letzterer hatte bereits Pater Chevrier zu ſich beſchieden und dieſer ſich beeilt, dem Rufe zu folgen. Der Ober-Kommiſſar verſicherte ihn, daß er den verleumderiſchen Gerüchten keinen Glauben

ſchenke. Doch halte er für gerathen, jeden Grund des Argwohns zu beſeitigen; darum bäte er ihn, in Zukunft den Namen, den Geburtsort und, vorkommenden Falls, das Ableben der Kinder, welche die Väter oder die Schweſtern in ihre Orphelinate aufgenommen hätten, der Behörde anzuzeigen. Pater Chevrier gab die gewünſchte Zuſage und eilte nach Hauſe. Mittlerweile hatte ſich die Lage bedeutend verſchlimmert. Es wurde wieder unter Gebrülle mit Steinen nach der Kirche geworfen, und das Aeußerſte ſchien zu befürchten. Männer aus dem Korps der Feuerlöſcher hatten ſich unter das Volk gemiſcht. Ihre Anweſenheit war von übler Vorbedeutung. Als Pater Chevrier zurückkam, fand er alle Fenſterſcheiben der Kirche und des Hauſes zertrümmert. Demungeachtet ſetzte er ſich zu Tiſche und gab ſich den Anſchein zu eſſen; er wollte die Chriſten beruhigen, indem er ihnen das Beiſpiel des Muthes gab. Da der Tumult zunahm, zeigte er ſich dem Pöbelhaufen und forderte ihn auf in das Haus zu treten, um ſich durch den Augenſchein von der Falſchheit der gegen die Miſſionäre erhobenen Anklagen zu überzeugen. Zugleich ließ er die Thore öffnen. Es war damals ein Uhr Nachmittags. Die Menge ſtürzte in den Hof, zog ſich dann aber, wie von plötzlichem Schreck ergriffen, wieder auf die Gaſſe zurück; aber bald beruhigt, drang ſie nochmals ein. Pater Chevrier dachte ſein letzter Augenblick ſei gekommen. Da er von dem Konſul keinen Beiſtand zu erwarten hatte, ſo wandte er ſich noch einmal an Chung-hou. Er ſandte ihm durch ſeinen Diener*) ſeine Viſitenkarte — Viſitenkarten ſpielen in China eine große Rolle —, ließ ihm die Gefahren der Lage auseinanderſetzen und bat um gewaffneten Schutz. Nachdem dies in Eile geſchehen war, floh er mit dem chineſiſchen Pater Ou in die Kirche, wo ſie ſich mit vier einheimiſchen Chriſten verbarrikadirten.

*) Denſelben, den ich während meines Aufenthaltes in Tien-tſin befragte. Siehe oben.

Er hörte hier die Beichte des Pater Ou, und dieser erwies ihm denselben Dienst. Da fielen die Kirchenthore unter den Schlägen des Mörderhaufens. Die beiden Priester entwichen in die Sakristei, wo wir sie vorerst lassen wollen, um zu sehen, wie es dem Konsul erging.

Es wurde gesagt, daß das Konsulat und das Missionshaus, nur durch eine niedere Mauer von einander getrennt, am Quai lagen, wenn man dem zwischen dem Flusse und den Häusern hinziehenden offenen Raume diesen Namen geben kann. Wie in allen europäischen Wohnungen in China, lief längs der Fassade des Konsulats eine Veranda hin. Dort saßen, vom Lärm angezogen, Herr Fontanier und seine beiden Gäste, Herr und Frau Thomassin, den ersten Vorbereitungen zum Angriffe gegen sie ruhig zusehend. Der Konsul hatte seinen Literaten*) und den Kanzler Simon zu Chung gesandt. Auch er verlangte Soldaten. Während seine beiden Beamten sich nach dem Yamen des Ober-Kommissars durchzuschleichen suchten, schrieb er an Grafen Rochechouart, den französischen Geschäftsträger in Peking, nachstehenden Brief, den er durch Herrn Thomassin zu befördern gedachte**):

„Unsere kleine, gewöhnlich so ruhige Stadt Tien-tsin wird seit einigen Tagen durch Lärm und Volksaufläufe vor dem Schwesterhause und dem Konsulate in Unruhe versetzt." Hierauf erzählt er die Besuche des Tao-tai und Chung-hou's, sowie seinen Auftritt mit dem Chih-hüen, „ein kleiner Zwischenfall, der ohne Chung-hou's Dazwischenkunft eine üble Wendung nehmen konnte, nun aber beigelegt ist. Chung-hou versprach mir auch, in einigen Tagen zur Beruhigung der Gemüther eine kleine Proklamation zu erlassen."

Man glaubt zu träumen, wenn man diese um zehn Uhr Morgens geschriebenen Worte liest. Der Lärm, welcher die

*) Bei jedem Konsulat ist ein Literat für die Korrespondenz mit den Lokalbehörden angestellt.

**) Blue Book. Herr Fontanier an Grafen Rochechouart. S. 20.

„kleine" Stadt in ihrer Ruhe ſtört; die kleine Stadt zählt mindeſtens ſechs- bis ſiebenhunderttauſend Einwohner! Der „kleine" Zwiſchenfall, das heißt ſeine Entzweiungen mit dem einflußreichſten Mandarine der Stadt, der ſchon ſeinen Untergang vorbereitet! Die „kleine" Proklamation, welche Chung-hou verſpricht zur Beruhigung der Gemüther „in einigen Tagen" zu erlaſſen. Ach, Herr Fontanier, ahnen Sie denn nicht, daß Sie in wenigen Stunden ein entſtellter Leichnam ſein werden?

Chung ſandte einige Polizeiagenten. „Was", rief Fontanier zornig aus, „ich verlangte Soldaten, und er ſchickt mir Polizeidiener!" Er ſtieg in die Gaſſe hinab und befahl ihnen, ſich zurückzuziehen. In der That vermochten ſie nicht nur nicht die Menge zu zerſtreuen, ſondern ſie wurden ſelbſt mißhandelt und zur Flucht genöthigt. Einer entkam, ſehr übel zugerichtet und mit genauer Noth, auf der Fähre nach dem jenſeitigen Ufer. Der Konſulatsbote wollte den Pöbel am Schreien verhindern; er wurde geprügelt und durch den Koch mit Mühe gerettet.

In dieſem Augenblick bemerkt Herr Coutries, der unter dem Thore des Konſulates ſtand, daß jenſeits des Pei-ho ein reich gekleideter Chineſe mit einem zahlreichen Gefolge erſchien. Die Menge begrüßte ihn mit Freudengeſchrei. Er ſprach einige Zeit mit den Nächſtſtehenden und zog ſich zurück, nachdem er mit der Hand nach dem Konſulate und dem damals leerſtehenden Jeſuitengebäude gewieſen hatte. Alsbald begann das Geſchrei, vermiſcht mit dem dumpfen Dröhnen der Gong. Zugleich wurden gegen das bisher verſchont gebliebene Haus der Geſellſchaft Jeſu Steine geſchleudert.

Herr Fontanier hatte vergebens auf die von Chung verlangte Militärhülfe gewartet; jetzt beſchloß er ſie ſelbſt zu holen. Unerachtet der flehenden Vorſtellungen ſeiner Diener verließ er mit einem Revolver bewaffnet und begleitet von dem Kanzler Simon, der einen Säbel umgegürtet hatte, das Konſulat durch

eine Hinterthüre und ſuchte durch Nebengaſſen die wenig entfernte Wohnung des Ober-Kommiſſars zu erreichen. Herr Coutries, der eine Flinte trug, und ein chineſiſcher Diener*) des Konſuls, beide für ſein Leben fürchtend, liefen ihm nach in der Hoffnung, ihn unterwegs einzuholen.

Es wurde erzählt, daß Pater Chevrier einen Mann ſeines Vertrauens mit ſeiner Viſitenkarte und einem mündlichen Auftrage zu Chung geſchickt hatte. Auch dieſer Bote ſuchte durch die kleinen Gaſſen nach dem Yamen zu ſchleichen. Aber mit Steinwürfen empfangen, wahrſcheinlich eingeſchüchtert und unvermögend durch die Volksmaſſe zu dringen, war er umgekehrt, als er den Konſul mit dem Kanzler erblickte. Erſterer hielt mit der einen Hand einen Chineſen beim Zopfe, mit der andern ſchwang er ſeine Piſtole. Der Chineſe war ein Mandarin niederen Ranges, einer der von Chung zur Wiederherſtellung der Ruhe entſendeten Polizei-Agenten. Herr Fontanier, in einem Anfalle äußerſter Wuth, überhäufte den Mann mit Schmähungen. „Wie", rief er, „Du, ein Mandarin, Du der nichts über das Volk vermag, Du wagſt einen Knopf an deinem Hute zu tragen! Komm mit mir zu Chung-hou!" Dieſe Worte liefen von Mund zu Munde und ſteigerten die Erbitterung des Volkes. Von allen Seiten hörte man rufen: „Er tödtet einen Mandarin!" Vor dem Yamen angekommen, fand man das Thor geſchloſſen. Mit einem Fußtritt ſtieß es der Konſul ein und, immer von Simon begleitet und den Chineſen am Zopfe mitſchleppend, drang er bis in den zweiten Hof. Sein Diener (der wie erwähnt mit Herrn Coutries dem Konſul gefolgt war und mit ihm in den Yamen drang) wurde zu Boden geworfen und erhielt mehrere Lanzenſtöße. Mit Noth gelang es einem der Sekretäre Chungs ihn zu retten. Coutries verdankte ſein Leben der Dazwiſchenkunft eines befreundeten Unterbeamten, der ihn in einem dunklen Raum verbarg; am nächſten Morgen ließ ihn Chung nach den

*) Derſelbe, den ich in Tien-tſin befragte.

Konceſſionen führen. Coutries will ſeinen Beſchützer, den kleinen Mandarin, haben ſagen hören: „Er iſt nicht Franzoſe, er iſt ein Engländer.“ Der Diener des Miſſionshauſes, ſchwer verwundet und ſeiner Vorderzähne verluſtig, entkam gleichfalls.

Was hat ſich bei der Zuſammenkunft des Konſuls mit dem Ober-Kommiſſar zugetragen? Niemand weiß es. Man müßte denn die wenig glaubwürdige Darſtellung Chung-hou's als wahrheitsgetreu annehmen. Hier folgen wortgetreu die Auskünfte, die er noch am Tage des Blutbades an das Tſungliyamen berichtet hat.*) „Nachdem ich den Pater Chevrier entlaſſen hatte, beſchäftigte ich mich, um den Argwohn des Volkes zu beſchwichtigen und die Fremden zu beruhigen, mit der Abfaſſung einer Proklamation, die ich ſofort anſchlagen laſſen wollte, als mir gegen zwei Uhr gemeldet wurde, daß es zwiſchen einigen Leuten der Kathedrale (der Miſſion) und einem Haufen Neugieriger, die ſich vor der Kirche verſammelt hatten, zu Raufhändeln gekommen ſei. Ich hatte eben einen Beamten dahin abgeſandt mit dem Befehle, die Ruhe herzuſtellen, als ich erfuhr, daß Herr Fontanier in das Yamen gekommen ſei. Ich ging ihm entgegen. Der Konſul befand ſich im Zuſtande der äußerſten Aufregung und trug zwei Piſtolen im Gürtel. Ein Fremder, der ihn begleitete, war mit einem Säbel bewaffnet. Beide ſtürzten auf mich los und Herr Fontanier begann, als er neben mir ſtand, ſich der unpaſſendſten Ausdrücke zu bedienen, zog dann eine Piſtole aus dem Gürtel und feuerte ſie in meiner Gegenwart ab. Glücklicher Weiſe wurde Niemand getroffen und Herr Fontanier feſtgenommen. Da es unter meiner Würde war mit ihm handgemein zu werden, zog ich mich zurück. Herr Fontanier ging hierauf in den Saal, wo er fortwährend lärmend die Taſſen und ſonſtige auf dem Tiſche

*) Blue Book. Chung-hou an das Yamen der auswärtigen Angelegenheiten.

befindliche Gegenstände zertrümmerte. Ich begab mich neuerdings zu ihm und sagte ihm, daß die (vor dem Yamen versammelte) Menge eine drohende Haltung annehme; daß die ganze Feuerbrigade ausgerückt sei, offenbar in der Absicht, den Pöbel zu unterstützen; daß ich Unruhen befürchtete und ihn daher ersuchte, bei mir zu bleiben. Er aber, der Lebensgefahr, in der er sich befand, nicht achtend, stürzte aus dem Yamen. Ich schickte ihm einige Leute nach mit dem Auftrage, ihn einzuholen und nach Hause zu begleiten."

Dies ist die Darstellung der einen der beiden Personen; die andere ereilte der Tod wenige Minuten nach der Unterredung. Man hätte sich also an Chung's Version zu halten. Aber abgesehen von den Lügen, welche dieser hochgestellte Mann nicht erröthete über den Tod des Konsuls vorzubringen, und die er später gezwungen wurde zurückzunehmen, ist die Erzählung, welche man so eben las, nur annehmbar unter der Voraussetzung, daß sich Fontanier in einem gänzlich unzurechnungsfähigen Zustande befunden habe. Im Innern des Yamen, in Gegenwart des großen Mandarins, wenn nicht auf ihn, schießen, war barer Wahnsinn. Ohne allen Zweifel wäre der Konsul von den Soldaten, die im Hofe standen, sofort in Stücke gerissen worden, ohne daß Chung-hou, selbst wenn er gewollt, ihn zu retten vermochte. Dagegen ließe sich allerdings anführen, daß Fontanier, wie man sogleich sehen wird, auf dem Rückwege nach dem Konsulat einem Betrunkenen glich.*) Aber wenn außer sich beim Anblicke des bewaffneten Gesindels das ihn umtobt, wenn aufgebracht über Chung's Feigheit, über den kaum ver-

*) Die Aussagen sämmtlicher Augenzeugen, meist chinesischer Christen, welche Pater Favier verhörte, stimmen hierin überein. Der Diener Fontanier's, von mir über den Pistolenschuß befragt, schwieg. Gleich nach den Ereignissen vernommen, hatte er ausgesagt, den Pistolenschuß gehört zu haben. Später nahm er diese Angabe zurück. Herr Coutries und der gleichfalls von mir befragte Diener des P. Chevrier erklären, keine Detonation gehört zu haben.

hüllten Verrath der ſtädtiſchen Behörden, der unglückliche Mann den Kopf verlor, ſo war er doch nicht taub für die Stimme ſeines muthigen und treuen Herzens. Sein Platz war am Konſulat. Er hatte die Miſſionäre zu ſchützen, ſeine Nachbarn; das Ehepaar Thomaſſin, ſeine Gäſte. Alſo nach dem Konſulat richtete er ſeine Schritte. Er wußte, er mußte jetzt wiſſen, daß er dem Tode entgegen ging, daß, wenn er Chung's Anerbieten bei ihm zu bleiben annahm, er ſich wahrſcheinlich rettete; aber er wies es ohne Zögern zurück, und von ſeinem Kanzler gefolgt ſtürzte er aus dem Yamen. Zwölf niedere Mandarine*) begleiteten ihn zu Fuß; der Chih-hüen, zuerſt in ſeiner Sänfte, die er bald verließ, hielt ſich an ſeiner Seite.

Fontanier war kaum aus dem Yamen getreten, als er einen Lanzenſtich erhielt. Es war ſeine erſte Wunde. Heftig geſtikulirend, taumelte er wie ein Betrunkener umher. Vielleicht in der Abſicht ihn zu beruhigen und von Aeußerungen abzuhalten, welche die Menge noch mehr reizen konnten, berührte ihn der Chih-hüen mit der Hand, was Fontanier als eine Beleidigung auslegte: „Elender Chih-hüen", rief er, „elender Mandarin! Du thuſt nichts um das Geſindel zurückzuweiſen?" Der Mandarin ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Dies iſt nicht meine Sache."**) Man war am Quai angekommen, in welchen mehrere Gäßchen ausmünden, die jetzt mit Pikenträgern angefüllt waren. Sie ſtürzten auf die beiden Europäer. Herr Fontanier gab Feuer ohne zu treffen; dann wandte er ſich gegen den Chih-hüen und drückte aus unmittelbarer Nähe ſeinen Revolver auf ihn ab. Dieſer, ein kleiner dicker Mann, hatte gerade noch Zeit ſich hinter ſeinen Diener zu verkriechen, der den Schuß empfing und einige Tage ſpäter ſtarb. Da rief die Menge: „Er tödtet uns. Er ſoll ſterben, ſo wie alle die uns hindern wollen, ihn umzubringen." Als der Chih-hüen und die ihn be-

*) Einer dieſer Beamten iſt der Mandarin, von dem ich mir die Vorgänge, deren Zeuge er war, erzählen ließ.

**) Nach den Ausſagen der von Pater Favier verhörten Chriſten.

gleitenden Mandarine dies hörten, ergriffen sie die Flucht. Dies fand statt vor der kleinen Pagode, welche sich auf halbem Wege zwischen der Schiffbrücke und der Kirche befindet. Es war halb zwei Uhr. Die beiden Franzosen, zu Boden geworfen und von Lanzenstichen durchbohrt, raffen sich auf, dringen auf das Mordgesindel ein, brechen sich Bahn, erreichen das große Thor des Konsulates, sinken dort zusammen und geben den Geist auf. In demselben Augenblicke erscheinen die Patres Chevrier und Ou, welche in der Sakristei entdeckt worden waren, von einer Bande verfolgt am Fenster, springen über die Mauer in den Hof des Konsulats und suchen sich in einem kleinen von künstlichen Felsen und Muschelwerk gebildeten Kiosk zu verbergen. Aber die Mörder des Konsuls und des Kanzlers gewahren und erschlagen sie.

Diese Unglücklichen fielen nicht als die ersten Opfer. Herr und Frau Thomassin waren, wie sich der Leser erinnern wird, im Konsulate geblieben. Von Schreck ergriffen suchen sie sich auf das Pei-ho-Boot zu retten, das ihrer in geringer Entfernung harrte, um sie nach Peking zu bringen. Thomassin mit einer Pistole und einem chinesischen Säbel bewaffnet, seine Frau auf seinen Arm gestützt, treten auf die Straße. Von einem Steinwurf getroffen begeht der junge Mann die Unvorsichtigkeit, auf die Menge zu schießen. Augenblicklich wird er in Stücke gehauen und seine Frau durch einen Hieb mit einem Beile in den Nacken getödtet.*) Ihre Leichen wurden entkleidet, in den Fluß geworfen und am zweiten Tage bei der Konzession aufgefischt. Nachdem dies erste Verbrechen vollbracht war, stürzte sich das Gesindel auf das Konsulatsgebäude und begann es zu zerstören.

Als der Chih-hüen den Konsul tödtlich getroffen neben dem Kanzler am Boden liegen sah, ergriff ihn Bangen. Er lief zu Chung: „Ein entsetzliches Unglück", sagte er ihm, „hat

*) Durch die Autopsie bestätigt.

ſtattgefunden. Der Konſul iſt todt. Ich zähle auf Euch; rettet mich!" — „Wie ſoll ich Euch retten", antwortete der Ober-Kommiſſar. „Es wird kein Leichtes ſein, mich ſelbſt zu retten. Ihr ſeid der Vorſtand der ſtädtiſchen Behörde. Eure Pflicht war, das Volk zu beſchwichtigen. Aber ſtatt ſie zu erfüllen, habt Ihr die Ruheſtörer begünſtigt. Nun da der Konſul todt iſt, ſucht wenigſtens die übrigen Europäer zu beſchützen und die Plünderung zu verhindern."*) Hierauf zog er ſein Amts-gewand aus, ſchritt aus dem Yamen und, ſich vorſichtig in der Nähe des Thores haltend, betrachtete er ſchweigend das grauen-hafte Schauſpiel: die Kathedrale, das Miſſionshaus, das Kon-ſulat ſtanden in Flammen.

* * *

Der Leſer erinnert ſich, daß der am wenigſten achtbare Theil der Bevölkerung Tien-tſins am nördlichen Ufer wohnt; daß eine einzige Schiffbrücke dies Viertel mit der inneren Stadt und den großen Vorſtädten am rechten Pei-ho-Ufer verbindet und daß die Kirche, das Kloſter, das Spital und das Waiſen-haus der Schweſtern ſich in einer dieſer Vorſtädte befanden. Er hat auch nicht vergeſſen, daß die Brüderſchaften der Feuer-löſcher auf beiden Ufern mit dem Geſindel ſympathiſirten, welches, von unſichtbaren Händen geleitet, vom General Chên-kwo-ſhuai offen, von dem Militär-Mandarin des Diſtriktes insgeheim begünſtigt, mit Ungeduld das Zeichen zum Losbruch erwartete. Gegen Mittag wurde es ertheilt. Da rief auf fünf verſchiedenen Punkten der Gong die Feuerlöſcher und die ehe-maligen Freiwilligen unter die Waffen. Es verſtand ſich von ſelbſt, die geringſte Vorausſicht gebot es, daß der Verkehr zwiſchen beiden Ufern vom frühen Morgen an unterbrochen werden mußte. Es war dies ein ſicheres Mittel, die Verei-

*) Dies merkwürdige Zwiegeſpräch ſcheint mir zu jenen Dingen zu gehören, die nicht erfunden werden. Der oben erwähnte Mandarin erzählte es mir. Er behauptet dabei geweſen zu ſein.

nigung der Ruheſtörer zu verhindern. Man brauchte nur die Schiffbrücke zu öffnen und die ſie bildenden Boote zu entfernen. Erſt nach Ermordung des Konſuls gab Chung dieſen Befehl. Man war eben mit der Vollziehung deſſelben beſchäftigt, als General Chên-kwo-ſhuai am Quai erſchien und über die Brücke zu gehen verlangte. In Anbetracht ſeines hohen Ranges wurde ihm dies geſtattet. Er überſchritt alſo die Brücke und mit ihm eine Horde von Mördern. Am linken Ufer war das Werk vollbracht, die Europäer waren getödtet, die Kirche und die Häuſer verbrannt.

Jetzt zu den Schweſtern!

Seit ungefähr einer Woche hielten ſich die Kloſterfrauen für verloren. Die Oberin betrachtete, wie bereits erwähnt, die Lage für ſo gefahrvoll, daß ſie einen ſchwerkranken Engländer aus dem Hoſpital entfernen und nach der Faktorei ſchaffen ließ. Doktor Frazer, der gute Samariter, der täglich, zuweilen zweimal des Tages die Kranken im Spital der Schweſtern beſuchte, war, als er es das letzte Mal verließ, beinahe getödtet worden und ſeither nicht wiedergekommen. Der Verkehr mit den beiden Prieſtern war unterbrochen. Die Schweſtern wagten nicht mehr, ſich in den Gaſſen zu zeigen. Seit drei Tagen umſtand eine tobende Volksmaſſe das Kloſter vom Morgen zum Abend. Dennoch war die Flucht noch möglich. Während der Nacht hätten die Kloſterfrauen ihr Haus verlaſſen und die Faktorei erreichen können. Aber was wäre aus ihren Waiſen und Kranken geworden? Von aller menſchlichen Hülfe abgeſchnitten, umringt von einer feindſeligen, jeder Schreckensthat fähigen Volksmenge, beſchloſſen dieſe frommen und muthigen Frauen ihre Pflicht zu erfüllen bis zu Ende.

Ich gebe hier ihre Namen: die Oberin Schweſter Maria Thereſia Marguet aus Belgien, ſechsundvierzig Jahre; die Schweſtern Marie Seraphine Clavelin aus Frankreich, achtundvierzig Jahre; Marie Pauline Viollet aus Frankreich, neununddreißig Jahre; Marie Anna Pavillon aus Frankreich,

siebenundvierzig Jahre; Amalie Karoline Legras aus Frankreich, sechsunddreißig Jahre; Adelaide Marie-Angelica Lenu aus Frankreich, achtunddreißig Jahre; Marie Clorinda Andreoni aus Toskana, vierunddreißig Jahre; Alice O'Sullivan aus Irland, vierunddreißig Jahre; Marie Josephine Adam aus Belgien, vierunddreißig Jahre, und Marie Anna Noemi Tillet aus Frankreich, vierundvierzig Jahre alt.

Im Orphelinat befanden sich an hundert Kinder.

Gegen halb drei Uhr erschienen unter Trommelschlag und Böllerschüssen mit dem Rufe: Tod den Franzosen, Tod den Fremden, starke Volkshaufen vor dem Kloster. Es wurde in Brand gesteckt und das Thor sofort eingeschlagen. Da trat die Oberin den Elenden entgegen. Sie wurde mit Lanzenstichen durchbohrt und in Stücke gehauen. Die andern Nonnen suchten sich in dem Kellerraume der Kirche, im Garten, in der Apotheke zu verstecken, wurden aber binnen wenigen Minuten ergriffen und niedergemetzelt. Die Wuth der Mörder läßt hoffen, daß die Schwestern nicht lange zu leiden hatten.*)

Die Leichen wurden zerrissen und in den Fluß geworfen. Einige geröstete Stücke Fleisch und ein Häufchen verkohlter Knochen, die man im Hofe des Spitals fand, waren Alles, was von den frommen und guten Schwestern übrig blieb.**)

---

*) Dies ist die Meinung des Pater Favier. Meiner Feder widerstrebt die Einzelnheiten zu geben, welche die amtlichen Berichte des Herrn Lay, Blue Book, S. 24 und 28, andeuten. Die sorgfältigen Nachforschungen, welche sowohl von dem Apostolischen Vikariat in Peking, als von den Konsularbehörden über den Tod der Nonnen veranstaltet wurden, haben zu keinem klaren Ergebnisse geführt; was sich übrigens dadurch erklärt, daß die einheimischen Christen die Flucht ergriffen und die heidnischen Nachbarn der Schwestern, weil mehr oder minder in die Blutthat verwickelt, wenig geneigt waren, die an sie gestellten Fragen zu beantworten, am wenigsten die Wahrheit zu sagen.

**) The pious and good sisters of Mercy, nennt sie George Thin M. D, Vicepräsident des North-China branch der Royal asiatic society. Mehrere englische Residenten, Protestanten, welche diese Klosterfrauen per-

Der Tao-tai schickte diese Reste an den englischen Konsul. Doktor Frazer lag die schmerzliche Pflicht ob, die spärlichen Ueberbleibsel seiner Freundinnen zu sichten. Er vermochte damit kaum fünf Körper zusammenzusetzen. Man kann das Verschwinden der Leichen nicht wohl durch die Verkohlung erklären, denn in diesem Falle würde man immerhin einige Knochen gefunden haben. Wahrscheinlich wurden die abhanden gekommenen Theile der Körper als Talisman unter das Volk vertheilt. So erzählte eines der Waisenkinder, daß ein Mann es mit der abgeschnittenen Hand einer Klosterfrau in das Gesicht schlug, indem er ihm sagte: „Dies ist Deine Mutter, die Dich züchtigt." (Die Kinder pflegten die Nonnen Mutter zu nennen.) Ein im Blue Book*) citirter Zeuge sagte aus, daß hundert Kinder des Orphelinats im Keller erstickt worden seien. Diese Angabe hat sich glücklicher Weise nicht bestätigt. Die Kinder hatten sich in ihrem Schrecken überall versteckt. Sie wurden entdeckt, eingezogen und einem Verhör unterworfen. Obgleich sie deshalb viel zu leiden hatten, weigerten sie sich standhaft, zum Nachtheile der Schwestern auszusagen. Sechs Wochen später wurden sie von den chinesischen Behörden einem zu diesem Zwecke von Peking gekommenen Missionäre übergeben.

Mehrere eingeborene Christen kamen in der Nähe des Klosters um das Leben. Die andern, wie wilde Thiere gehetzt, zerstreuten sich in alle Richtungen, suchten sich bei Freunden zu verbergen oder Nachts aus der Stadt zu entkommen. Eine Christin wurde in den Fluß geworfen und dann wieder herausgezogen, nachdem sie versprochen hatte, gegen die Schwestern auszusagen, nämlich zu erklären, daß sie von ihnen behext worden sei. Sie wurde nach dem Yamen gebracht, um dort ein Verhör zu bestehen.**) Ein merkwürdiges Faktum, weil es wie so viel

sönlich kannten und Zeuge ihres Wirkens waren, sprachen mir von ihnen mit Thränen in den Augen und erklärten sie für Heilige.

*) S. 75.

**) Blue Book. Aussage eines Eingeborenen.

Anderes darthut, daß die Mörder mit Methode vorgingen und ihre Leiter, wer sie auch waren, sich für alle Fälle mit schriftlichen Beweisstücken versehen wollten.

Herr von Chalmaison, ein in der chinesischen Stadt ansässiger Kaufmann, wurde ermordet, als er aus seinem Hause trat. Eine unter demselben Dache lebende Französin lief in einem Gäßchen umher und wurde von einem Weibe aufgenommen und versteckt. Nachts begab sie sich als Chinesin verkleidet in ihre Wohnung, fand sie verlassen und wollte daher nach ihrem Zufluchtsorte zurückkehren. Sie konnte ihn nicht wieder finden, klopfte an eine unrechte Thüre, wurde an ihrer Aussprache als eine Fremde erkannt und sofort niedergemacht.

Ein in demselben Stadtviertel lebender Engländer verdankte die Rettung seinem Komprador. Dieser versteckte ihn am Dache zwischen zwei Rauchfängen, verschloß sodann Thüre und Fenster und bot, seine Pfeife rauchend, den vorüberziehenden Horden die Schlüssel des Hauses, indem er ihnen sagte, sein Herr habe sich nach der Faktorei geflüchtet.

Die beiden Schweizer Kaufleute Borel entgingen dem Tode wie durch ein Wunder. Von Mittag bis zum Abend waren sie in ihrem Hause belagert. Immer wieder erschienen Pöbelhaufen, aber immer wieder ließen sie sich durch die Bitten des Kompradors zum Abzuge bewegen. Während der Nacht sandte Chung die zwei Herren nach der brittischen Konzession.

Ein Herr Bassow und ein erst seit einigen Tagen verheirathetes junges Ehepaar, Herr Protopopoff*) und seine Frau, eine Schwester der Frau Starzoff, alle drei in der Faktorei angesiedelt, hatten sich Morgens nach der chinesischen Stadt begeben, um bei Landsleuten, welche dort wohnten, zu frühstücken. Ungeachtet der Zusammenrottungen des Volkes, denen sie keine Bedeutung beilegten, gingen die Freunde gegen Mittag zu Tische,

*) Blue Book S. 105—139 und nach den mündlichen Mittheilungen des Herrn Starzoff.

als ein chineſiſcher Diener mit der Nachricht in das Zimmer ſtürzte: „Die Kirche werde in den Fluß geworfen.“ Nun ſchien es rathſam, ſo raſch als möglich nach den Konceſſionen zurückzukehren. Da die Brücke mit Menſchen überfüllt war, wurde der Weg am linken Ufer des Pei-ho eingeſchlagen oder, wie man es hier nennt, auf der Salzſeite, He-boune. Das junge Paar und Herr Baſſow bedienten ſich der Tragſtühle, in denen ſie am Morgen gekommen waren. Die drei andern Ruſſen folgten ihnen zu Fuß, begegneten aber einem Trupp Bewaffeter und flüchteten in ein Schilderhaus. Sie wurden einem Verhör unterworfen und, nachdem ſie ihre ruſſiſche Nationalität dargethan hatten, nach ihrem Hong zurückgeführt. Mittlerweile ließen ſich Herr und Frau Protopopoff und ihr Freund ſo raſch als möglich durch das nördliche Stadtviertel tragen, als ſie mit dem Geſchrei: Fremde, Fremde, tödtet, tödtet, von einer Mörderbande überfallen wurden. Sie riefen: ſie ſeien keine Franzoſen, ſie ſeien Engländer, und erhielten zur Antwort: „Gleichviel, alle Fremde müſſen ſterben!“ Man ließ ihnen nicht Zeit, aus ihren Sänften zu ſpringen. Dieſe wurden zertrümmert; die beiden Männer, welche die junge Frau zu vertheidigen ſuchten, wurden mit ihr niedergeſäbelt, die Leichen nackt ausgezogen, vergraben und in der Nacht in den Fluß geworfen.

Vier proteſtantiſche (engliſche und amerikaniſche) Kapellen wurden zerſtört oder ſtark beſchädigt.

Um halb ſechs Uhr Nachmittags hörte man allenthalben den Tam-Tam zum Rückzug trommeln. Die verſchiedenen Löſchbrigaden hatten ihr Werk vollbracht; in Reih und Glied geordnet, marſchirten ſie nach ihren Stadtvierteln zurück. Die Menge verlief ſich. Der Lärm verſtummte. Ueber den Schauplatz der Greuelthaten ſanken die Schleier der Nacht.

* * *

Während in der chineſiſchen Stadt das Blut in Strömen floß, herrſchten Verwirrung und Entſetzen in der Faktorei. Aller

Vertheidigungsmittel, sogar der schwachen Hülfe eines Kanonenbootes beraubt, von dem Schauplatze der Mordscenen durch kein natürliches Hinderniß getrennt, hielten sich die Residenten für verloren. Einem starken Regenguſſe, der gegen Abend fiel, verdanken sie wahrscheinlich ihre Rettung. Inzwischen wurde in größter Eile gewaffnet. Aber was vermochten diese hundert Männer auszurichten gegen die Tausende, die, bluttrunken und mit Piken und Aexten bewaffnet, jeden Augenblick anstürmen konnten? Die englischen und amerikanischen Missionäre flohen mit Frau und Kindern an Bord eines Handelssteamers, der im Pei-ho lag.*) Früh am nächsten Morgen erschien Chunghou in den Konceſſionen und verlangte die Konsuln zu sprechen. Er trug militärischen Schutz an. Herr Lay wies den Antrag mit der richtigen Bemerkung zurück, daß die Soldaten mehr zu fürchten seien als das Volk. Den Besuch und Tod Fontanier's, so wie die Ereigniſſe des vergangenen Tages erzählte Chung in seiner Weise. Der Konsul, sagte er, habe zweimal auf ihn geschoſſen und sei an seiner Seite getödtet worden. Er, Chung, habe den Körper in seinem Yamen beigesetzt und werde ihn mit den sterblichen Resten der übrigen Opfer nach den Konceſſionen bringen lassen.

Im Laufe des Tages liefen fortwährend die beunruhigendsten Nachrichten aus Tien-tsin ein. Die Furcht vor einem Angriff verbreitete sich neuerdings. „Unsere Lage", schreibt Herr Lay an den Gesandten der Königin in Peking, „ist entsetzlich. Alle männlichen Bewohner der Gemeinde haben die Wache bezogen; aber wir sind numerisch zu schwach."

Vor den Fenstern der Residenten schwammen die Leichen ihrer Freunde vorüber. Die erste, die man aus dem Wasser zog, war die des französischen Konsuls. Die von Chung erzählte Geschichte war ein Märchen. Seine Excellenz hatte ein-

*) Herr Lay meldet dies an Herrn Wade und fügt hinzu: although this is against my wish as an appearance of danger, yet I have no power to stay them. Blue Book S. 23.

fach gelogen. Der Tao-tai ſandte die Reſte der Schweſtern. Da die geſammte männliche Bevölkerung die Zugänge der Faktorei bewachte, und kein Chineſe, ſelbſt nicht die Kuli, für Geld und gute Worte zu beſtimmen waren die Leichen zu berühren, ſo mußten der engliſche Konſul und ſein Kanzler ſelbſt Hand anlegen. Sie ſammelten die zerriſſenen Gliedmaßen und legten ſie in Särge. Herr Lay hatte überdies die Frauen zu beruhigen, die tauſend Anfragen der Männer zu beantworten, die nöthigen Vorſichtsmaßregeln zu treffen, dabei aber ſorgfältig Alles zu vermeiden, was die ohnehin mit jedem Augenblick ſteigende Angſt der Reſidenten vermehren konnte.

In der chineſiſchen Stadt hatte ſich die Aufregung nur wenig gelegt. Leute von einigem Beſitz fürchteten Plünderungen des Pöbels und die Rache der Europäer. Sie flohen daher aus der Stadt Die Kaufleute verwandelten ihre Baarvorräthe in Waaren, weil Räuber und Diebe Geld vorzugsweiſe ſuchen und leichter als umfangreiche Gegenſtände mit ſich forttragen. Die Literaten riefen und ließen rufen: Tod den Fremden! Herr Lay beſorgte, daß der franzöſiſche Geſchäftsträger mit unzureichenden Kräften den Verſuch wagen könnte, die Mörder zu züchtigen. „Wenn", ſchreibt er an Herrn Wade, „dergleichen mit Hülfe eines oder zweier Kanonenboote unternommen wird, ſo wird nicht Einer von uns den Verſuch überleben, nicht Einer die Geſchichte der Niederlage und der neuen Metzeleien erzählen können." Die Frauen und Kinder der Reſidenten ließ Herr Lay auf die zufällig anweſenden Kauffahrteiſchiffe bringen.

In der chineſiſchen Stadt wurden Fächer und Kupferſtiche verkauft, welche das Ende Fontanier's und ſeines Kanzlers darſtellten. Die chineſiſchen Behörden ließen dieſe ſcheußlichen Bilder konfisciren. Sie ſind daher ſelten geworden. Ich beſitze deren zwei, die denſelben Gegenſtand in derſelben Weiſe geben. Man ſieht Chung's Yamen, in der Mitte die ziemlich getreu gezeichnete Kathedrale, das Haus der Lazariſten und das Kon-

sulat, sämmtlich in Flammen. Der Konsul und sein Begleiter liegen am Boden; vier Mörder versetzen ihnen Hiebe mit Schwertern und Lanzen. Ein Mann kniet am Boden, um seine Schuhriemen zu binden; dabei hält er den Säbel im Munde und wendet den Kopf der Mordscene zu, die ihn zu unterhalten scheint. Eine Art Hanswurst. In geringer Entfernung betrachtet ein Ober-Beamter, nach der Auslegung des Tien-tsiner Publikums der Chih-hüen, neben seinem Tragsessel stehend und von einigen Mandarinen umgeben, die Ermordung der zwei Franzosen. Auf beiden Ufern kommen Pikenträger gelaufen. Andere rudern in einem Boote herbei. Neugierige sehen zu, indem sie ihre Fächer bewegen. In der Ferne gewahrt man zwei Reiter, wahrscheinlich General Chên-kwo-shuai und den Militär-Mandarin des Distriktes vorstellend. Beide Männer verdienten durch ihr Benehmen die Ehre, in diesem Bilde verewigt zu werden. Die Zeichnung ist roh, aber die Darstellung lebendig; sie athmet Blut und wirkt auf die Einbildungskraft durch den schneidenden Gegensatz zwischen dem wilden Hasse der herbeistürzenden Mörder und der olympischen Ruhe der offiziellen Zuschauer.

Mittlerweile kamen englische Kanonenboote aus Che-fu und Shanghai an. Chung erließ eine Proklamation, welche die Ruhe herstellte und dadurch zugleich den Beweis lieferte, daß das Unglück verhindert werden konnte, wenn die Mandarinen gewollt hätten.

Später im Jahre, als der Winter nahte, erneuerten sich sich die Besorgnisse. Wie wird es den Bewohnern des Settlement ergehen nach der Abfahrt der Kanonenboote, die man natürlich nicht der Gefahr aussetzen konnte, im Eise eingefroren, eine leichte Beute der Chinesen zu werden, und welche daher vor Eintritt des Frostes nach Che-fu zurückkehren mußten. Die englische Regierung hielt für zweckmäßig, daß die Residenten während des Winters Tien-tsin verließen und war bereit, ihnen hierbei behülflich zu sein. Auch in Peking wurde die Frage

beſprochen, ob das diplomatiſche Korps nicht beſſer thäte, ſich aus der Hauptſtadt zu entfernen. Herr Wade erklärte ſich aber, in Uebereinſtimmung mit ſeinen Kollegen, gegen ähnliche Maßregeln, welche ihm „nicht gerechtfertigt ſchienen, in den Faktoreien nicht gebilligt würden und dem Anſehen Englands in dieſem Theile der Welt nur Eintrag thun könnten.“ Aber in Tien-tſin war die Lage abermals kritiſch geworden. „Ich bin kein furchtſamer Menſch“, ſchrieb Herr Lay an Herrn Wade, „und ich werde auf meinem Poſten ausharren, bis man mich verjagt. Wenn ſie uns angreifen, ſo werden ſie hoffentlich gut empfangen werden; aber ich kann meine Frau und mein Kind nicht ſolchen Wechſelfällen ausſetzen, und wenn ich ſie von hier entferne, ſo wird dies das Signal zu einer allgemeinen Flucht ſein. Was ſoll ich alſo thun?“ — „Nichts“, war die Antwort des Herrn Wade. „Seit drei Monaten ſind Sie fortwährend au qui vive. Ihre Nerven ſind angegriffen. Aber in Tien-tſin gibt es mehr Angſt als Gefahr.“ Welche Lage! Der Konſul bereit ſein Leben zu geben, aber für Frau und Kind zitternd; der Miniſter, der im Intereſſe des öffentlichen Wohles es auf ſich nimmt ihn zu beruhigen! Wahrhaftig, der diplomatiſche und Konſulardienſt in China ſind keine Sinekuren. Ehre der Opferwilligkeit, dem Muthe, der Kaltblütigkeit dieſer würdigen Vertreter eines großen Landes! Uebrigens gaben die Thatſachen dem Geſandten Recht. Die Ruhe wurde nicht wieder geſtört. Chung und der General-Gouverneur der Provinz, Tſeng, der Letztere mit der Einleitung der Unterſuchung betraut, wußten den Pöbel in Zaum zu halten und die wenigen Europäer zu ſchützen, welche, auf der Reiſe nach oder von Peking begriffen, die Stadt Tien-tſin nicht umgehen konnten.

Dies iſt das große Trauerſpiel von Tien-tſin. Betrachten wir nunmehr die personae dramatis!

* * *

Die Miſſionäre und die Kloſterfrauen wurden beſchuldigt, die blutigen Angriffe, als deren Opfer ſie fielen, durch ihre Unvorſichtigkeit und durch ihren blinden Eifer veranlaßt zu haben. Am Tage des Blutbades ſelbſt, am 21. Juni Morgens, ſchreibt Herr Lay an Herrn Wade: „Die barmherzigen Schweſtern haben die Dummheit begangen Kinder zu kaufen.“*) Der Beweis, daß dieſe Angabe irrig war, wurde geliefert, und Herr Wade, der ihr Anfangs Glauben beigemeſſen, bewährte auch diesmal die ihm von Freund und Gegner nachgerühmte Ehrenhaftigkeit, indem er ſeinen Irrthum ſogleich berichtigte.**) Eine Deputation engliſcher mit China in Handelsverkehr ſtehender Kaufleute der City erſchien bei Lord Granville und überreichte ihm eine Denkſchrift in der es heißt: „Die Gemeinde, welcher die Schweſtern angehören, beſteht ſeit dreihundert Jahren, und wir glauben zu wiſſen, daß in dieſem langen Zeitraume nie irgend eine Klage gegen dieſe Frauen erhoben wurde. Ihre Handlungsweiſe iſt vollkommen bekannt. Wir behaupten auf das Entſchiedenſte, daß ſie den Leuten, welche ihnen verlaſſene Kinder brachten, nicht einmal Geldgeſchenke machten.“***)

Die gegen die Lazariſten-Prieſter vorgebrachte unbeſtimmte Beſchuldigung der Unvorſichtigkeit ſcheint ebenſo unbegründet zu ſein. Diejenigen, welche einen ſo großen Werth darauf legten den Beweis zu liefern, daß der Unwille des Volkes und der Literaten ausſchließlich gegen die Geiſtlichen und die Kloſterfrauen und, inſofern dieſe der Mehrzahl nach Franzoſen waren,

*) „The sisters of charity have been very stupid in buying children and so on“ Blue Book S. 19. Dieſe Stelle wird von den engliſchen Reſidenten in den Trade-Ports allgemein getadelt.

**) „Meine Ueberzeugung“, ſagt er, „daß die Aufregung durch den Glauben hervorgerufen wurde, die unglücklichen Schweſtern hätten die Kinder zu ruchloſen Zwecken in ihr Waiſenhaus aufgenommen, bleibt nach wie vor unerſchüttert; aber ich erfahre, daß die Behauptung, dieſe Kinder ſeien, wie ich glaubte, von den Schweſtern gekauft worden, unwahr iſt.“ Blue Book S. 68.

***) Blue Book S. 51.

gegen die Franzoſen gerichtet war, würden ihre Anklagen gewiß im Einzelnen nachgewieſen haben, hätten ſie zur Erhärtung ihrer Vorausſetzungen beſtimmte Thatſachen vorbringen können. Nun befindet ſich aber in den Proceßakten nicht Ein ſolcher Fall. Die albernen Erfindungen des elenden Wu-lan-chen, der offenbar im Solde der Literaten ſtand, wurden von ihm ſelbſt zurückgenommen und von den chineſiſchen Behörden als erfunden und vollkommen falſch anerkannt.*) Da dieſe Anklagen durchwegs gegen die katholiſchen Miſſionäre und die Schweſtern gerichtet ſind, werde ich bei Beſprechung der ſogenannten Miſſionsfrage auf ſie zurückkommen. Hier genügt die Feſtſtellung der Thatſache, daß das einzige den Kloſterfrauen von Tien-tſin nachgewieſene Unrecht darin beſteht, daß ſie Waiſen in ihr Waiſenhaus und Kranke in ihr Spital aufnahmen! Eine Epidemie war ausgebrochen, und mehrere Kinder ſtarben. Die Anſtifter der Metzeleien benützten den Umſtand, um das Volk aufzuwiegeln. Kann man die Schweſtern für den Ausbruch der Krankheit verantwortlich machen? Unterlaſſen wir auch nicht zu ihrer Vertheidigung, da ſie ſich nicht ſelbſt vertheidigen können, weil ihnen der Tod den Mund ſchloß, unterlaſſen wir nicht hier das ihnen von vielen Proteſtanten, von ſämmtlichen Reſidenten der Konceſſionen von Tien-tſin ertheilte Zeugniß anzuführen, daß während acht Jahren und bis in die Mitte Mai, alſo einen Monat vor den Ereigniſſen, die Schweſtern von den Chineſen allgemein geliebt und verehrt waren; daß ſie bei Aufnahme von Kindern immer auf dieſelbe Weiſe zu Werke gingen; daß zu wiederholten Malen in ihrem Orphelinate eine ebenſo große Sterblichkeit geherrſcht hat wie um die Zeit des großen Blutbades, und daß die periodiſch auftauchenden für die Prieſter und Nonnen verleumderiſchen Gerüchte immer und meiſt binnen kurzer Zeit verſtummt ſind.

*) Chung-hou an das Yamen der auswärtigen Angelegenheiten Blue Book S. 21.

Der französische Konsul, taub für die Vorstellungen seines Nachbars des Pater Chevrier, seines Kollegen, des russischen Konsuls; immer zu heftigem Vorgehen geneigt und in dem kritischen Augenblicke überreizt durch die Gefahr, welche er weder vorauszusehen noch zu beschwören vermocht, Herr Fontanier hat, in seiner unerklärlichen Verblendung nichts gethan zur Verhinderung und Alles zur Beschleunigung der Katastrophe. Er fiel als eines der ersten Opfer. Seine Fehler, die er durch einen edlen Tod gebüßt, waren Fehler des Urtheils und des Charakters, die verzeihlichsten bei einem Staatsdiener, wenn gleich sehr oft die bedauerlichsten wegen ihrer üblen, zuweilen verhängnißvollen Folgen. Hätte der Konsul die Lage richtig aufgefaßt, so würde er seine Kollegen bei guter Zeit verständigt und durch einen gemeinschaftlichen Schritt des Konsularkorps Chung Muth eingeflößt haben. Chung fürchtete den Pöbel und die Literaten. Die Konsuln mußten dafür sorgen, daß er noch mehr Schrecken empfände vor den Klagen der fremden Gesandten in Peking und der ihm drohenden Ungnade des Prinzen Kung. Die Klosterfrauen mußten entfernt, und am Morgen des Blutbades, als sich die ersten Volkshaufen zusammenrotteten, die Schiffbrücke geöffnet und der Verkehr zwischen beiden Ufern unterbrochen werden. Nach sorgfältiger und wiederholter Besichtigung der Oertlichkeiten, nach einem eingehenden Studium des englischen „Blaubuches" und mit Hülfe der theils in Peking theils hier gesammelten mündlichen Auskünfte bin ich zur Ueberzeugung gelangt, daß die von den Residenten, welche sich während der Unruhen in den Konzessionen befanden, gehegte Ansicht die richtige ist. Sie sind der Ueberzeugung, daß Herr Fontanier, in der eben angedeuteten Weise handelnd, das furchtbare Unglück abwenden konnte. Vielleicht hätte er die Zerstörung der Gebäude nicht verhindern können; aber die Schwestern, höchst wahrscheinlich alle Europäer und, ohne irgend einer Pflicht untreu zu werden, sich selbst hätte er gerettet. Es thut mir leid, über einen Ehrenmann, der ein so furchtbares Ende nahm, ein

vielleicht hart ſcheinendes Urtheil fällen zu müſſen. Ich leiſtete dem edlen Pflichtgefühl, das ihn in den Tod führte, Gerechtigkeit. Seine Irrthümer und Fehler durfte ich nicht verſchweigen. Die Erforſchung, die Entdeckung, der Kultus der Wahrheit ſind des Geſchichtsſchreibers erſte, wenn gleich zuweilen ſchmerzliche Pflicht.

Auch Herr Lay, obſchon in geringerem Grade als der franzöſiſche Konſul, täuſchte ſich über den Ernſt der Lage. Ich beurtheile ihn ausſchließlich nach den von ſeiner Hand gezeichneten amtlichen Urkunden. Sieben Tage nach den Ereigniſſen ſchreibt er*) an Herrn Wade: „Ich hatte damals keine Ahnung, daß die Lage ſo bedenklich war.“ In der That, er hatte ſie nicht. Zweimal ſchrieb er an Chung; aber wann? Sein erſtes Schreiben iſt vom 20., ſein zweites vom 21. Juni Morgens! Alſo vom Vorabende und vom Tage des Blutbades. In dem erſten erſucht er den Ober-Kommiſſar, das Volk zur Artigkeit (!) gegen die Fremden aufzufordern und zur Achtung der Kapellen und des Spitales. In dem zweiten Briefe beklagt er ſich über den Anfall auf Doktor Frazer und bittet Chung, den Chineſen durch eine Proklamation des Chih-fu begreiflich zu machen, daß ſie gegen Unterthanen der Königin artig ſein müßten und ſie nicht beläſtigen dürften.**) Hierdurch beweiſt Herr Lay, daß er die in der chineſiſchen Stadt herrſchende Aufregung gar ſehr unterſchätzte.

Zu ſeiner Entſchuldigung kann angeführt werden, daß er ſich nicht an Ort und Stelle befand, daß einige Kloſterfrauen, welche ſeine Gemahlin acht Tage vor dem Ereigniſſe beſuchten, an keine Gefahr zu glauben ſchienen, und daß die kleine ruſſiſche Kolonie ebenſo dachte. Sonſt würde wohl kaum das junge Ehepaar Protopopoff gewagt haben, am Tage des Blutbades einer Einladung nach der chineſiſchen Stadt Folge zu leiſten. Auch

*) „I had no idea then that matters were so serious.“ Blue Book S. 32.

**) Blue Book, Herr Lay an Herrn Wade; bereits citirt.

ihre ruſſiſchen Freunde, bei denen ſie ſpeiſten, ſchienen nicht beſſer unterrichtet. Dagegen aber muß erinnert werden, daß dieſes Gefühl der Sicherheit kein allgemeines war. Der ruſſiſche Konſul, Doktor Frazer, mehrere hervorragende Glieder der Faktorei beſtanden auf der Ergreifung von Vorſichtsmaßregeln, insbeſondere auf der ſchleunigen Berufung eines Kanonenbootes aus Che-fu. Dagegen zeigte ſich Herr Lay nach der Kataſtrophe auf der Höhe ſeiner Aufgabe und verdiente hierdurch das ihm von ſeinen Vorgeſetzten gewordene Lob.

Von den chineſiſchen Oberbeamten wird der höchſtſtehende, Chung, wie mir ſcheint mit Recht, der Nachläſſigkeit und Unentſchloſſenheit beſchuldigt. Bei den Literaten ſchon deshalb wenig beliebt, weil ihn ſeine amtlichen Pflichten nöthigten, mit den Fremden in perſönlichem Verkehr zu ſtehen, war er von einer undisciplinirten, durch den ehemaligen Rebellen Chên-kwo-ſhuai aufgereizten Soldateska umgeben. Er beſaß, wie bereits erwähnt, keine Gerichtsbarkeit und war zu einem amtlichen Einfluſſe auf den Tao-tai und die ſtädtiſchen Magiſtrate weder berufen noch befähigt. Seine Lage war ſchief, ſeine Arme gelähmt. Um anders aufzutreten als er that, hätte er Muth und Thatkraft beſitzen müſſen, Eigenſchaften, welche ihm fehlten.

Daß der Chih-fu und der Chih-hüen die Mörder mittelbar begünſtigten, iſt heute eine durch die Proceßakten feſtgeſtellte, von der kaiſerlichen Regierung anerkannte Thatſache. Man weiß, und eine alte Erfahrung lehrt, daß in gewöhnlichen Zeiten die Mandarine durch eine Proklamation Ruheſtörungen immer und mit Leichtigkeit hintanhalten. Zahlloſe und darunter viele neuere Fälle beſtätigen dies. Hier will ich nur zwei anführen. Der während der Abweſenheit des apoſtoliſchen Vikars proviſoriſche Leiter der Lazariſtenmiſſion in Peking fürchtete für die Schweſtern in Pei-tang, wollte ſie nach Shanghai ſchicken und bat für ſie um ſicheres Geleite. Der Miniſterrath antwortete, es ſei kein Grund zu ſolchen Befürchtungen vorhanden, und er bürge für

die Sicherheit der katholiſchen Anſtalten in der Hauptſtadt. Sie blieben in der That unbehelligt.

In Tung-chow am blauen Fluſſe leben amerikaniſche Miſſionäre. Durch die feindſelige Stimmung des gemeinen Volkes eingeſchüchtert, entflohen ſie mit ihren Familien. Der Tao-tai ließ ſie erſuchen, zurückzukehren, indem er ihnen völlige Sicherheit zuſagte. In beiden Fällen erwieſen ſich die chineſiſchen Behörden als vollkommen befähigt, den Pöbel im Zaume zu halten. Aber ganz anders war das Benehmen der beiden ſtädtiſchen Vorſtände von Tien-tſin, und wenn auch ein thätiger Antheil an den Mordſcenen ihnen nicht nachgewieſen werden konnte, ſo würde die Proklamation des Chih-fu allein hinreichen, um ihre Mitſchuld außer Zweifel zu ſtellen.

General Chên-kwo-ſhuai hat erwieſenermaßen die Mörder angeſtachelt und bei ihrem blutigen Werke angeführt; der Militär-Mandarin des Diſtriktes leiſtete ihm hierbei verſteckten Beiſtand. Uebrigens liegt wenig daran, den Antheil nachzuweiſen, den ein jeder dieſer Elenden an den Unthaten genommen hat. Von weit höherem Intereſſe wäre es, die wahren Anſtifter des Verbrechens und ihre Beweggründe zu entdecken. Von wo ging der Anſchlag aus und gegen wen war er gerichtet? Leider bleiben dieſe ſo wichtigen Fragen unbeantwortet. Eine Maſſe von Ausſagen wurde zwar geſammelt, aber ſie führten zu keinem entſchiedenen Ergebniſſe. Unerachtet der dringenden und wiederholten Aufforderungen des diplomatiſchen Korps weigerte ſich die kaiſerliche Regierung mit auffallender Beharrlichkeit, über den Urſprung und die Urheber des Blutbades eine ernſte Unterſuchung einzuleiten.

Unter den Europäern haben ſich zwei Anſichten gebildet. Nach der einen hätte das unvorſichtige Benehmen der Miſſionäre und der Schweſtern Anfangs den Argwohn und ſpäter den Unwillen des Volkes erregt; ein unvorbereiteter Zornesausbruch habe ſtattgefunden; der Angriff ſei aber ausſchließlich gegen die Franzoſen gerichtet worden, weil die meiſten katho-

lischen Priester und Nonnen Franzosen sind. Unter den Vertretern dieser Ansicht, deren Zahl sehr gering ist, steht Herr Wade oben an. Ein langjähriger Aufenthalt in China, persönliche Beziehungen mit den Großwürdenträgern des Reiches, mit Literaten, mit den Spitzen des einheimischen Handelsstandes, seltene Kenntniß der Menschen und der Dinge, der Geschichte und der Sprache des Landes, der weite Gesichtskreis seiner hohen Stellung, alle diese Vortheile, vereint mit einer sprichwörtlich gewordenen Lauterkeit des Charakters, verleihen den Ansichten des Vertreters der Königin Viktoria immer einen hohen und in ähnlichen Fragen den höchsten Werth. In dem uns beschäftigenden Falle beruft sich der brittische Gesandte auf eine allgemeine Würdigung der Zustände und auf gewisse im Laufe meiner Erzählung angeführte Erhebungen. Die Mörder hatte man rufen hören: Tödtet die Franzosen. Die russischen Kaufleute wurden verschont, nachdem sie ihre Nationalität nachgewiesen hatten. Herrn Wade's großer Beweisgrund ist die durch die angebliche Unvorsichtigkeit der Schwestern hervorgerufene Aufregung. „Ich halte für meine Pflicht", schreibt er an Herrn Lay*), „die Ueberzeugung auszudrücken, daß ohne den unter den Chinesen verbreiteten Glauben, die Kinder würden eingefangen, keine Aufregung im Volke entstanden wäre und daß die durch diese Gerüchte entstandene Aufregung sich gelegt hätte, wenn die Gewohnheit der Schwestern, eine große Anzahl Kinder in ihr Hospiz aufzunehmen, von den unwissenden Chinesen nicht als ein Beweis der Schuld jener unglücklichen Frauen gedeutet worden wäre. Als der Zorn des Volkes gegen sie losbrach, verfielen ihre Landsleute und Religionsgenossen natürlich demselben Schicksale. Ich erfahre, daß sogar katholische Chinesen verfolgt wurden, während Eingeborenen des protestantischen Glaubens kein Leid widerfuhr."

Folgendermaßen lautet die entgegengesetzte Ansicht: Der

*) Blue Book S. 45.

Streich wurde seit Langem durch Literaten vorbereitet. Die Wuth des Pöbels wurde zunächst, dies gibt man zu, gegen die Schwestern und die katholischen Anstalten gerichtet; aber der wahre Zweck der Anstifter war die Vertreibung oder Ausrottung aller Ausländer. Herr Lay, eine andere Autorität ersten Ranges, denn auch er lebt seit Jahren in China, auch er kennt dies Land und befand sich überdies in unmittelbarer Nähe des blutigen Schauplatzes, Herr Lay schreibt an Herrn Wade*): „Der Ruf (den das Volk ausstieß) war nicht „Tödtet die Schwestern", sondern „Tödtet die Franzosen" und später „Tödtet die andern Fremden." Hierauf antwortet ihm Herr Wade**): „Ich kann Ihre Auffassung nicht annehmen, der gemäß der Fremdenhaß im Allgemeinen zum Ausbruch Anlaß gegeben hätte."

Wenn es in China Männer gibt, deren Meinung über die Ereignisse des 21. Juni Bedeutung hat, so sind es, ich wiederhole es, Herr Wade und Herr Lay, und dennoch laufen, wie man eben sah, ihre Ansichten so weit auseinander. Wenn drei Russen verschont wurden, weil sie ihre Nationalität nachweisen konnten, so wurden drei andere Russen niedergemacht, obgleich sie den Mördern zuriefen: „Wir sind keine Franzosen, wir sind Engländer." (Besser hätten sie vielleicht gethan zu sagen: wir sind Russen.) Die beiden Thatsachen sind im Blue Book nachgewiesen und wurden mir durch Herrn Starzoff, den Schwager der ermordeten Dame, bestätigt.

Endlich wird die Ansicht, daß das Blutbad nur die theilweise Verwirklichung eines weitgreifenden Planes gewesen, und daß die Vertilgung aller Ausländer beabsichtigt war, von der ungeheuren Mehrzahl, ich möchte beinahe sagen, von der Gesammtheit der europäischen und amerikanischen Bewohner der offenen Häfen getheilt. Ich habe bereits von der Ehrenhaftigkeit

*) Blue Book S. 32.

**) In der oben citirten Depesche.

dieſer Klaſſe im Allgemeinen geſprochen, und Niemand wird mehreren unter den fremden Kaufleuten eine genaue Kenntniß der Verhältniſſe in gewiſſen Gegenden Chinas abſprechen wollen. Ihre Auffaſſung fällt daher gleichfalls in das Gewicht.

Eine dritte Verſion darf nicht unerwähnt bleiben. Es iſt die Auslegung, welche dieſen Vorfällen in den Kreiſen des hohen chineſiſchen Handelsſtandes gegeben wird. Dort hört man behaupten, die Tien-tſiner Metzeleien ſeien das erſte Ergebniß einer in Central-China angezettelten weit verbreiteten Verſchwörung der Patrioten. Der Zweck ſei, einen Krieg mit den europäiſchen Mächten hervorzurufen und hierdurch den Sturz des Miniſteriums Kung, wenn nicht der Dynaſtie herbeizuführen.

So verſchiedenartigen und doch ſo wohl bekräftigten Auffaſſungen gegenüber gebührt es dem Touriſten natürlich nicht, eine Meinung abzugeben. Ich beſchränke mich daher darauf, zu wiederholen, daß die eingehenden Erhebungen, welche die geiſtlichen und Konſulatsbehörden pflegen ließen, daß die Ausſagen vieler Eingeborenen und das einſtimmige Zeugniß der fremden Reſidenten in Tien-tſin (chineſiſche Stadt und Faktorei) die gänzliche Grundloſigkeit des gegen die Prieſter und Schweſtern erhobenen Vorwurfes der Unvorſichtigkeit und des blinden Eifers auf das Entſchiedenſte darthun. Dieſe pflichttreuen Prieſter, dieſe wohlthätigen und heiligen Frauen waren die Opfer, ſie waren nicht die Urheber des Blutbades von Tien-tſin.

Die Kunde von den Ereigniſſen des 21. Juni verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle im Innern und längs den Küſten des Reiches. In Wu-ching, unweit Kiu-kiang, wurde die katholiſche Kirche vom Pöbel eingeäſchert; der ſie verſehende Prieſter war glücklicher Weiſe abweſend. In Hankow*) entſtand ſolche Aufregung, daß die ſehr kleine Faktorei ſich in äußerſter Gefahr glaubte. Der engliſche Konſul bot den barmherzigen Schweſtern eine Zufluchtsſtätte in ſeinem Hauſe an. Dieſe muthigen Frauen,

*) Am Yang-tſe-kiang, im Innern des Reiches, ſiebenhundert Meilen von Shanghai.

ſämmtlich Italienerinnen, blieben aber in ihrem Kloſter und erfuhren keine Unbill. Selbſt Kanton, unerachtet der fünfzehnhundert Meilen, die es von den Ufern des Pei-ho trennen, fühlte den Rückſtoß der Kataſtrophe. Der franzöſiſche Konſul glaubte nicht für die Sicherheit der dort befindlichen Schweſtern bürgen zu können und ſandte ſie trotz ihrer Widerrede nach Hongkong.

In Peking gaben die Ereigniſſe des 21. Juni zwiſchen den Vorſtänden der Geſandtſchaften und Prinzen Kung zu langen Verhandlungen Anlaß. Der größte Antheil hiervon fiel natürlich dem franzöſiſchen Geſchäftsträger zu. Herr Wade hatte, von der allgemeinen Frage abgeſehen, insbeſondere zu reklamiren, weil eine der ermordeten Kloſterfrauen eine brittiſche Unterthanin war. Ein Theil der gewechſelten Schriftſtücke findet ſich im „Blauen Buche".

Am 3. Auguſt fand auf dem Kirchhofe von Tien-tſin das feierliche Begräbniß der Opfer ſtatt. Die Vertreter Englands und Frankreichs, die Admiräle Kellet und Dupré, welche die engliſchen und franzöſiſchen Geſchwader in den chineſiſchen Meeren befehligten, die Konſuln und die Kapitäne der im Pei-ho liegenden Kanonenboote, ſämmtliche europäiſche und amerikaniſche Reſidenten der Faktorei begleiteten die Leichen nach ihrer letzten Ruheſtätte. Der apoſtoliſche Vikar von Peking hielt den Gottesdienſt, nach deſſen Vollendung er, Herr Wade, Graf Rochechouart und der franzöſiſche Admiral Reden hielten. Die gewöhnliche Garniſon von Tien-tſin war durch die Truppen des Prinzen Kung und des General-Gouverneurs der Provinz für die Gelegenheit verſtärkt worden. Kein Zwiſchenfall ſtörte die ergreifende Feier.

Unmittelbar nach den Ereigniſſen war Chung zum außerordentlichen Botſchafter in Frankreich ernannt worden. Er ſollte das Benehmen der chineſiſchen Regierung „erklären".*) Tſeng-

*) Rundſchreiben des Grafen Rochechouart an die franzöſiſchen Konſuln in China. Blue Book S. 230.

kwo-fan erhielt Befehl, sich nach Tien-tsin zu begeben, um an Ort und Stelle die Untersuchung und gegen die der Mitschuld angeklagten Individuen den Proceß einzuleiten. Er kam spät und that wenig oder nichts. Erst ein Besuch des französischen Geschäftsträgers und die von Che-fu als bevorstehend gemeldete Ankunft des Admirals Dupré, der den Pei-ho mit einigen Kanonenbooten heraufsegelte, belebten den matten Amtseifer dieses hohen Würdenträgers.

Nach viermonatlichen Verhandlungen und einer ebenso langen Procedur erfolgte endlich der Urtheilsspruch in Form eines kaiserlichen Dekretes.*) Es wurde erklärt, daß der Chi-fu Chang-kuang-tsao und der Chih-hüen Lin bei Anlaß eines Zusammenstoßes zwischen dem Volke und den Christen unterlassen hätten, vor dem Ereignisse die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen und nach dem Ereignisse die Verhaftung der Schuldigen zu veranlassen. „Daher", fährt das Dekret fort, „haben Wir (der Kaiser) sie von ihren Aemtern enthoben und dem Hsing-pu (dem Departement der Strafen) übergeben lassen, damit sie daselbst die gehörige Strafe zu erleiden hätten. Nachdem sie von Tseng-kwo-fan verhört worden, wurden sie abermals an das Hsing-pu abgeführt. Letzteres hat nunmehr vorgeschlagen, daß außer der Amtsentsetzung, welche den Gesetzen gemäß die Staatsdiener trifft, die unfähig sind, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten, die beiden Funktionäre überdies nach den Grenzstationen gesandt und dort dem Heere als gemeine Soldaten eingereiht würden. Seither aber haben sie ihre bereits sehr bedeutenden Fehler noch erschwert, indem sie sich ohne vorher eingeholte Erlaubniß aus eigenem Antriebe der Eine nach Shun-te und der Andere nach Mih-yun begaben. Dies war eine Verhöhnung (der Obrigkeit). Aus diesem Grunde sollen Chang und Lin eine „äußerste Strafe" erleiden, nach einem andern Orte, nach Hei-lung-chiang (in der Provinz Tsi-tuhar am

*) Dem diplomatischen Corps durch Prinz Kung mitgetheilt. Blue Book S. 194.

Amur) verbannt werden und zur Büßung ihrer Vergehen und zur Warnung Anderer zu den öffentlichen Arbeiten verwendet werden."

Dies Dekret bedarf keiner Erklärung. Es verräth die geheimen Besorgnisse und Hintergedanken des Prinzen Kung der zugleich chinesischer Patriot und aufgeklärter Geist die blutigen Vorfälle bedauerte und einsah, daß eine Genugthuung gegeben werden mußte, der aber dabei das nationale Selbstgefühl des Publikums zu schonen hatte. Nachdem nun einmal die Schuldigen bestraft werden mußten, so sollte dies wenigstens in den üblichen Formen der heimischen Gesetzgebung stattfinden und nicht unter dem Anschein eines auswärtigen Druckes.

Das diplomatische Korps war durch den ersten Ausspruch natürlich nicht befriedigt. Es mußte also mehr geschehen. Da nahm man, um die Verschärfung der Strafe zu begründen, zu einem erfundenen Vergehen Zuflucht. Die beiden Beamten hätten sich ohne Urlaub entfernt; sie haben es an dem nöthigen Respekte fehlen lassen; deshalb würden sie zur harten Arbeit verurtheilt. Herr von Rochechouart bestand auf ihrer Hinrichtung, konnte aber mit dieser Forderung bei Prinz Kung nicht durchdringen. Zwanzig kleine Mörder erlitten den Tod, dreizehn andere wurden für zehn Jahre und drei Jahre in die Verbannung geschickt. General Chên-kwo-shuai, pro forma dem Hsing-pu überantwortet, erhielt alsbald seine Freiheit. Dank seiner mandjurischen Abkunft kam er diesmal ohne alle Strafe davon.*) Der gleichfalls sehr schwer bezichtigte Militär-Mandarin des Distriktes verrichtet dermalen, wie dem Leser bekannt, Kammerherrndienste bei der kleinen Schlange im Tempel von Tien-tsin.

Zweihundertfünfzigtausend Tael wurden als Entschädigung bewilligt.

*) Seither wurde er wegen eines mit den Tien-tsiner Ereignissen nicht zusammenhängenden Verbrechens im Kerker hingerichtet.

Wegen der großen Wichtigkeit der Proklamationen und ihrer sehr bedeutsamen Wirkung auf die Massen verlangten und erwirkten die Gesandten, nicht ohne viele Schwierigkeit, die Erlassung einer Proklamation mit der Zusage, daß sie im ganzen Reiche angeschlagen werden sollte.

Dies Dokument erzählt in Kürze die Vorgänge: die Leichtgläubigkeit des Volkes, seinen Argwohn, seinen Zorn, die Ermordung vieler Fremden, „Akte, welche offenbar verbrecherisch und ungesetzlich waren." Dann folgt die Aufzählung der den Schuldigen gewordenen Strafen. Die beiden Ober-Beamten seien mit „ungewöhnlicher" Strenge behandelt worden. Die wichtigste Stelle erinnert „die Wohlhabenden, die Militärs und das Volk, daß seit dem Abschlusse der Verträge die fremden Kaufleute Handel treiben und die Missionäre predigen dürfen; daß die Predigten der Letzteren die Verbesserung der Menschen zum Gegenstande haben, und daß der Handelsverkehr zwischen Fremden und Einheimischen beiden Theilen Vortheil bringe ... Es ist nicht erlaubt, sich unter diesem oder jenem Vorwande zusammenzurotten und Gewaltthaten zu begehen. Wer hiergegen verstößt, handle gegen den Willen des Kaisers, gegen die Gesetze und werde mit äußerster Strenge bestraft werden. Die Beamten und das Volk von Tien-tsin werden dem Zuwiderhandelnden ein Spiegel der Yin sein.*) Ein jeder zittere, ein jeder gehorche, niemand widerstehe. Specielle Proklamation."**)

* * *

*) Das heißt sie sehen in dem Schicksale der Verurtheilten das ihnen bevorstehende Loos.

**) Beilage zum Berichte des Herrn Wade an Lord Granville vom 24. Oktober 1870, Blue Book S. 222 und 223. Zur Vervollständigung meiner Darstellung füge ich hier nachstehende Anzeige des Pariser Journal officiel vom 25. November 1871 bei: „Der Präsident der Republik empfängt in Versailles den Botschafter Chung-hou, welcher das Bedauern und die Entschuldigungen der chinesischen Regierung aus Anlaß des Blutbades von Tien-tsin auszudrücken hat."

Die an Frankreich bezahlte Entschädigung betrug 3,450,000 Franken.

Wir ſind am Kirchhofe. In der weiten Umfriedung, welche noch vor Kurzem die Konſulatsgebäude und das Miſſionshaus umſchloß, ſtehen in zwei Gruppen getheilt vierzehn große ſteinerne Gräber, deren oberer Theil nach Landesſitte einem Tonnengewölbe gleicht. In dieſen Gräbern ruhen, hier Herr Fontanier und die Opfer aus dem Laienſtande, dort die Patres Chevrier und Ou, die zehn Schweſtern (ihre wenigen Reſte) und einige an der Seite der Prieſter gefallene chriſtliche Diener der Miſſion. Die Gräber ſollen mit Inſchriften verſehen werden. Hierfür haben die chineſiſchen Behörden zu ſorgen; ebenſo auch für Errichtung eines ſühnenden Denkmals mit einer Proklamation, welches den Europäern eine (ſehr unvollkommene) Genugthuung zu geben beſtimmt iſt.

Wir ſtehen auf einem Trümmerhaufen. Ganz nahe vor uns ſteigt der Thurm der Kathedrale in die Luft empor. Noch trägt er das Kreuz an ſeiner Spitze. Der Strom, von zahlreichen Djonken befahren, fließt majeſtätiſch dahin und verliert ſich am Horizont zwiſchen einem Walde von Maſten. Uns gegenüber zeigt ſich die Stadt: düſter, barbariſch, unheimlich; der gedämpfte Lärm ihrer Gaſſen dringt bis hierher. Aber um uns herrſcht die Ruhe des ewigen Schlafes, die Trauer des Todes verklärt durch die Glorie des Märtyrerthums.

---

## IV.

## Hongkong.

**Vom 7. zum 27. November.**

Annehmlichkeiten des Gelben Meeres. — Phyſiognomie von Hongkong. — Sein Handelsverkehr. — Seine politiſche und militäriſche Bedeutung.

(7.—19. November.) Daß uns ein Winteraufenthalt hier in Tien-tſin bevorſtehe, wird immer wahrſcheinlicher. Die bereits ſtrenge Kälte nimmt zu; bald werden wir im Eiſe feſt-

ſitzen. Flucht allein könnte retten, aber ſo lange der Weſtwind die Waſſer von der Barre in das Meer treibt und die außerhalb Taku liegenden Schiffe verhindert in den Pei-ho einzulaufen, iſt Flucht unmöglich. Auch im Fluſſe liegt nicht Ein Steamer; und was würde er nützen! Die Barre könnte er ja doch nicht paſſiren! Am Ende hilft die Güte des Kapitäns von Maiſonneuve aus der Verlegenheit. Er läßt uns im Kanonenboote Skorpion, Kommandant Kapitän Sallandrouze, an die Mündung des Pei-ho bringen. Am ſelben Abend noch an der Barre angelangt, paſſiren wir ſie im Gig des Kapitäns. Eine halbe Stunde ſpäter befinden wir uns an Bord des Sinan-ſing, eines dem Hauſe Jardine gehörigen, prachtvollen Dampfers.

Nun haben wir die Annehmlichkeiten des Gelben Meeres zu beſtehen: Windſtöße, über Deck waſchende Wogen, zertrümmerte Luken, einige Douchebäder und dergleichen mehr. Zwei ſehr kalte Tage werden angenehm in Shanghai verlebt; dann abermals ſchlechtes Wetter, hohle See, chineſiſche Djonken, die wir beinahe in den Grund bohren — nie hörte ich ähnliches Angſtgeſchrei, nie hoffe ich es wieder zu hören — dann neuerdings Sturm; alles unter einem metalliſchen, wolkenloſen Himmel und bei einer Temperatur, die noch in der Erinnerung den Schauer gibt. Am übelſten benimmt ſich der Kanal von Amoy. Wahrhaftig, dieſe chineſiſchen Meere verdienen ihren böſen Ruf. Aber eines Morgens erwachen wir unter den Tropen. Die Luft fächelt, die Sonne wärmt uns. Von der Küſte, deren ſteile Felſen, deren zahlloſe Scheeren an Norwegen erinnern, wehen balſamiſche Düfte herüber. Am 19. November werfen wir auf der Rhede von Hongkong die Anker.

---

Man ſtelle ſich den Felſen von Gibraltar vor, gegen Norden gewendet. Gegenüber liegt das Feſtland. Wir haben

die höchste Spitze erklommen und stehen neben der Flaggenstange. Die bereits sinkende Sonne vergoldet Himmel, Wasser und Land. Die Natur gefällt sich darin, ihre grellsten Farben aufzutragen. Phantastische, ich möchte sagen, unnatürliche Effekte. Wenige Maler würden wagen, keiner würde vermögen sie wieder zu geben.

Im Süden streiten Sonne und Nebel um den Besitz einiger Eilande: in diesem Augenblicke Schwarz auf Goldgrund in einem Silberrahmen. Gegen Norden blickend, gewahren wir tief unter uns die Stadt, welche den offiziellen Namen Viktoria trägt und gemeinhin Hongkong genannt wird. Wir schweben gewissermaßen über ihr und sehen nur Dächer, Höfe und weiße Linien: die Gassen; darüber hinaus auf der sehr belebten Rhede große Panzerschiffe, Korvetten, Kanonenboote, die großen P.- und O.-Dampfer, die der französischen Messagerien, eine Unzahl kleinerer Steamer, Segelschiffe und chinesischer Djonken. Uns gerade gegenüber, in der Entfernung von drei bis vier Meilen, eine hohe Felskette, nackt, zerklüftet, jetzt mit rosigem Lichte übergossen: das Halsgeschmeide einer Riesin, von Korallen. Dies ist das Festland. Gegen Nord-West zwei Durchfahrten: nach Kanton und Makao; in Nord-Ost eine dritte, die, durch die wir gekommen sind. Allenthalben sieht das Meer wie ein See aus; die Berge des Festlandes, die gezackten Felsen von Hongkong bilden seine Ufer.

Ich habe oft zartere und harmonischere Lichteffekte gesehen, niemals so seltsame und unnatürlich grelle.

---

Viktoria ist eine reizende Stadt, anmuthig und imposant, nordisch und tropisch, ein buntes Gemisch von Cottages und von Palästen. Phantastische Landschaftsbilder neben der Prosa des Geschäftslebens, englischer Komfort neben der berauschenden Ueppigkeit des Südens. Die gut makadamisirten, gut und reinlich gehaltenen Gassen schlängeln den Felsen hinan, bald

zwiſchen Häuſern, deren etwas anſpruchsvolle Faſſaden ſich wie unter einem Schleier hinter Veranden verbergen, bald zwiſchen Gärten, Steinbaluſtraden oder grünen Hecken. Ventnor oder Shanklin, unter elektriſchem Lichte, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. Ueberall Bäume: Bananen, Bambus, Pinien. Ganz Hongkong könnte man durchſtreifen immer im Schatten gehend. Aber in Hongkong geht Niemand zu Fuß; man bewegt ſich nur in Portechaiſen. Kuli, den Kopf durch einen rieſigen Strohhut gegen die Sonne geſchützt, tragen uns im gymnaſtiſchen Schritte. Es gibt nichts Lieblicheres als ein nächtlicher Spaziergang in einem unbedeckten Tragſtuhle. In der untern Stadt herrſcht reges Leben. Da folgen ſich ununterbrochen Offiziere und Soldaten, Rothröcke mit bronzefarbigem Teint (Cipayes); Parſi, Hindu, Chineſen, Malayen; europäiſche Damen in eleganten Toiletten, Herren und Frauen in europäiſchem Anzuge, aber durch ihren gelben Teint portugieſiſches Halbblut verrathend. In den höheren Regionen beruhigen ſich die Gaſſen allmälig. Unmerklich erſtirbt die Stadt. Noch ein Paar Staffeln erſtiegen und wir befinden uns auf dem Lande oder vielmehr in einer baumloſen Wildniß, zwiſchen Felsblöcken und wohlriechenden Büſchen. Eine ſchöne makadamiſirte Straße führt den Abgründen entlang. Die wechſelnden Fernſichten ſind von unbeſchreiblicher Schönheit.

General Whitfield, Militär-Kommandant und zeitweiliger Civil-Gouverneur, Herr Auſtin, Colonial-Secretary, Herr Caswick vom Hauſe Jardine, Richter Ball, die Repräſentanten der Häuſer Ruſſell, Alle, mit denen ich in Berührung trete, überhäufen mich mit Freundlichkeit. Diners, Picknicks, Ausflüge zu Land und zu Waſſer in Menge. Engliſche Gaſtlichkeit im großen und guten Style. Die offizielle Welt und der hohe Handelsſtand ſtehen auf beſtem Fuße, aber die ſtaatlichen und militäriſchen Elemente, Land- und Seemacht, ſcheinen vorzuherrſchen. Ueberall findet man den ſoliden Luxus, der mir ſchon in Shanghai auffiel. Ich wohne bei dem öſterreichiſchen

Generalkonsul Herrn von Overbeck, einem der bedeutenden Kaufleute Hongkongs. Sein Haus, halb Villa halb Schloß, vereinigt die Bequemlichkeiten des englischen country house mit tropischer Pracht, letztere durch feinen Geschmack auf das richtige Maß beschränkt.

Wir haben den Nachmittag in Eastcliff zugebracht und kehren durch das „glückliche Thal", the happy valley, nach der Stadt zurück; glücklich, weil man dort eine stetige Brise, etwas mehr Schatten und Kühlung findet als anderwärts. Wir fahren am Strande dem Meere entlang. Die Sonne ist bereits hinter den Felsen getreten, der die Flaggenstange trägt. Wieder einer jener magischen Lichteffekte! Der Himmel orange- und perlfarb; die Schiffe auf der Rhede blasse durchsichtige Schattenbilder auf Silbergrund. Die Granitfelsen dunkelschwarz mit violetten und gelblichen Tönen.

---

Der Handel von Hongkong hat nicht nur das Loos sämmtlicher europäischer Faktoreien in China getheilt, sondern sich sogar in seinem Wesen umgestaltet. Als die englische Regierung von diesem Felsen Besitz ergriff*) und ihn in ein zweites Gibraltar umwandelte, schien Kanton bestimmt, abermals der Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen China und dem Mutterlande zu werden. Darnach richtete sich Hongkong ein. Diese Voraussicht hat sich nicht verwirklicht. Shanghai trat an die Stelle Kanton's. Die große Pulsader, der Yang-tse-kiang, zieht die im Centrum und jetzt sogar die im Süden des Reiches erzeugten, für die Ausfuhr bestimmten Waaren an sich. Kanton lebt nur mehr von seinen Erinnerungen. Dem ungeachtet ist Hongkong bis jetzt noch ein Handelsplatz ersten Ranges. Den großen Häusern von Shanghai und den anderen offenen „Häfen" dient es als sicheres Depot ihrer Baarvorräthe.

*) 1841.

In politiſcher ſowie in militäriſcher Hinſicht läßt ſich die Bedeutung dieſes Eilandes, ſeit es ſich in den Händen ſeiner gegenwärtigen Beſitzer befindet, nicht zu hoch anſchlagen. Ich glaube kein Engländer kann hierher kommen, ohne eine Regung gerechten Nationalſtolzes zu empfinden. Hongkong iſt die Hand; Singapore, Malakka, Ceylon, Aden, Malta ſind der Arm; England der Kopf und das Herz des brittiſchen Rieſen, der Süd-Aſien und den äußerſten Oſten umſchlungen hält.

---

## V.

## Die chriſtlichen Gemeinden im Se-non.

**Vom 25. zum 27. November.**

Die Dörfer Si-kung, San-ting-ſay und Ting-kok. Geſchichte der „Chriſtenheit" des Se-non.

Wir ſind eben vom Tiffin aufgeſtanden und genießen auf Herrn von Overbeck's Veranda der Friſche des Nachmittags; denn obgleich erſt drei Uhr, verbirgt ſich die Sonne bereits hinter den höchſten Zinken des Berges, der Hong-kong iſt. Uns gegenüber am jenſeitigen Ufer des Meeresarmes ſtrahlen die Felſen des Feſtlandes in hellem Lichte. Jeder Riß im Geſtein iſt ſichtbar. „Jene weiße, faſt ſenkrechte Linie", ſagte man mir, „iſt der Weg, der von Kao-lung nach dem Innern und zu mehreren Ortſchaften führt, die von A-ka bewohnt ſind." — „Ich möchte ſie beſuchen", entgegnete ich. — „Unmöglich", antwortete einer der Gäſte des Konſuls. — „Schwer", ſagt ein Anderer. „Es iſt ein Piratenneſt. Um ſich dahin zu wagen, muß man zahlreich und gut bewaffnet ſein. Noch dieſen Winter machte dort ein engliſches Kanonenboot auf Piraten Jagd. Das Ergebniß war die Wegnahme einer abſichtlich geſtrandeten und von den Seeräubern verlaſſenen Djonke. Nichts iſt leichter, als ſich aus dem Staube zu machen in einem Lande, deſſen Bewohner zu-

gleich Bauern und Räuber ſind. Sie wiſſen mit Ruder und Büchſe ebenſo gut umzugehen, wie mit Harke und Schaufel. Dazu kommen die vielen Hauſirer. Man braucht ja nur die Hand auszuſtrecken, um einen aufzugreifen und zu berauben. Die Gelegenheit iſt wirklich zu gut, und Gelegenheit macht Diebe. Nein, geben Sie den Gedanken auf, gehen Sie nicht nach Se-non." Pater Raimondi lächelt, als er dies hört. Pater Raimondi iſt Prokurator der römiſchen Propaganda Fide für die Miſſionen in China und Vorgeſetzter der katholiſchen Gemeinde in Hongkong. „Ich werde Sie begleiten", ſagt er mir, „und bürge für Ihre Sicherheit."

Vorgeſtern Morgens ſind wir nach dem Se-non abgereiſt: Pater Raimondi, ein chineſiſcher Pater, der geläufig lateiniſch ſpricht, und ich. In fünfzig Minuten durchſegeln wir den Kanal, der Hongkong von der Terra ferma trennt; dann erſteigen wir auf einem ſehr ſteilen, zum Theil gepflaſterten Pfade die hohe Granitmauer, den Gürtel des chineſiſchen Feſtlandes. Vom Grate wundervolle Ausſicht auf Hongkong.

Während dreier Tage zogen wir mit apoſtoliſcher Einfachheit in dieſem Lande umher, deſſen Bevölkerungen vom Seeraube leben, ſich aber allmälig beſſern, ſeit ſämmtliche Chriſten dieſem Gewerbe entſagt haben.

Die erſte Nacht verbrachten wir in der „Chriſtenheit" von Si-kung und den folgenden Tag auf einem kleinen Eilande Namens San-ting-ſay, deſſen Bevölkerung mit wenigen Ausnahmen getauft iſt. Gegen Abend kamen wir in Ting-kok an, dem wichtigſten Punkte der Miſſion Se-non. Die Prieſter beſitzen dort ein verhältnißmäßig geräumiges Haus. Der Aufenthalt wäre geſund ohne einen Vorhang von Bäumen, welche die kühle Weſtbrieſe abhalten. Der Aberglaube der ungetauften Einwohner geſtattet jedoch nicht, das Gehölz zu lichten; es würde dies den Geiſtern mißfallen. Die neuen Chriſten lachen bereits über die Angſt und Unwiſſenheit ihrer heidniſchen Brüder. Iſt das nicht charakteriſtiſch? Das größte Hinderniß,

welches der Verbreitung des Chriſtenthums in China entgegen tritt, iſt der Aberglaube. Man erinnere ſich an das Geſpräch eines Diplomaten in Peking mit ſeinem Freunde, dem Literaten, dem aufgeklärten, ſehr unterrichteten, ſehr civiliſirten Mann, der ſich vor den Geiſtern fürchtet und in dieſem Punkte weniger aufgeklärt und weniger civiliſirt erweiſt, als die armen Chriſten im Dorfe Ting-kok.

Die andern „Chriſtenheiten" beſitzen alle eine kleine Kapelle mit oder ohne Kreuz, je nach der Stimmung der Bewohner; daneben befindet ſich ein elendes Stübchen mit vier leeren Wänden, einer Bettſtelle, einem Tiſch und einem Stuhl: die Wohnung des Miſſionärs während ſeiner zahlreichen Beſuche.

Auch hier, Himmel und Vegetation abgerechnet, mahnt die Beſchaffenheit des Bodens an Norwegen. Es iſt ein Labyrinth von Waſſer und Land, von Granitfelſen und Meeresarmen, die bald Landſeen, bald Flüſſen, niemals dem Meere gleichen. Die ſüdlichen Abhänge der Felſen ſind vollkommen nackt, die nördlichen mit niederen mageren Pinien und feinblätterigen Zwergpalmen bewachſen; der kleinſte Fleck fruchtbaren Erdreichs bebaut. Aber der Weg führt uns gewöhnlich durch Schluchten, zwiſchen ſchwarzen Granitblöcken, deren Kanten in der tropiſchen Sonne erglänzen wie Metall.

Die kleine Inſel San-ting-ſay gleicht einer ſchwarzen, bis an den Rand mit exotiſchen Blumen und Blättern gefüllten Schale. Dieſe beiden Farben, ſchwarz und grün, letztere in unendlichen Abſtufungen, verſchmelzen ſich in harmoniſcher Weiſe. Die chriſtliche Gemeinde der Inſel iſt, obgleich ſie beinahe die ganze Bevölkerung umfaßt, nicht ſehr zahlreich, aber was für gute Geſichter! Hier wie in den andern von uns beſuchten Chriſtenheiten erzeugt unſere Ankunft eine gewiſſe Aufregung. Von allen Seiten ſtrömen die Gläubigen herbei. Die Männer treten in die Stube der Miſſionäre, die Frauen mit ihren auf den Rücken gebundenen Kindern ziehen, ohne die Schwelle zu überſchreiten, an der Thüre vorüber. Alles kniet nieder, erbittet

und empfängt den Segen. Jetzt begreife ich den großen Einfluß, den man den katholischen Priestern in China nachrühmt oder zum Vorwurfe macht. Sie leben mit dem Volke, sie kennen seine Bedürfnisse, sie lindern und theilen seine Leiden.

Der Distrikt von Se-non zählt, wie man mir sagt, sechshunderttausend Einwohner. Von der kurz nach Besitzergreifung der Insel durch die Engländer auf Hongkong gegründeten apostolischen Mission gingen die ersten Missionäre aus. Ihr Auftrag war, die damals gänzlich heidnische Gegend zu erforschen. Pater Borghignoli aus Verona faßte dort zuerst Fuß.*) Heute zählt man ungefähr sechshundert Christen. In diese Ziffer nicht inbegriffen sind die Kinder der Sainte-Enfance, das heißt der ausgesetzten oder nach den Waisenhäusern gebrachten Kinder. Seit einigen Jahren finden jährlich im Durchschnitt hundert Bekehrungen statt, was für ein gutes Ergebniß gilt. Nur gehören alle diese Konvertiten dem niedern Volke an. Der Fall, daß sich ein Literat taufen ließe, ist bisher im Se-non nicht vorgekommen. Zwei zur Hongkonger Mission gehörige Priester versehen den Dienst in den dreizehn Christenheiten, aus welchen gegenwärtig die Mission von Se-non besteht. Der Tao-tai des Distrikts residirt in Nam-tao. Die Missionäre begünstigt und verfolgt er nicht. Er ignorirt sie. Nur in ganz letzter Zeit ließ er sich herab, ihr Dasein zu bemerken, indem er die Bevölkerungen seines Distrikts durch eine Proklamation aufforderte, die Kinder lieber den Vätern zu übergeben, als sie auszusetzen oder zu tödten.

In Ting-kok verlasse ich den Pater Prokurator, der in Begleitung Don Andrea's, des chinesischen Priesters, seine Inspektionsreise fortsetzt. Mein Führer auf dem Heimwege ist ein junger Missionär, Don Luigi aus Bergamo. Er zählt keine vierundzwanzig Jahre und befindet sich seit zwei Jahren hier. Die tropische Sonne, die Mühseligkeiten und Entbeh-

*) 1863.

rungen des Wanderlebens haben auf seinen schönen und männlichen Zügen die frischen Farben der Jugend noch nicht verlöscht. Er hat die hohe, schmächtige Gestalt der Kinder seiner Vaterstadt, eine Eigenschaft, welche der alte Feldmarschall Radetzky so sehr zu schätzen wußte. „Ich liebe", sagte mir eines Tages der große Feldherr, „ich liebe die Bergamasken; sie kommen als Grenadiere auf die Welt." Der gute Don Luigi, der tapfere Grenadier des Glaubens, schreitet vor mir einher mit elastischem Tritt. Die furchtbare Hitze, die mich fast überwältigt, ficht ihn wenig an, kaum, daß er sie bemerkt; so sehr ist er an diese Gegend und diese Wege gewöhnt, selbst zur grausamen Sommerszeit. Er erzählt mir seine Mühen, seine Prüfungen, seine Enttäuschungen, seinen Trost — ein gutes Gewissen ist, glaube ich, sein Hauptkapital — all' die Peripetien seiner apostolischen Wirksamkeit, die Anhänglichkeit seiner Pfarrkinder, die List und Kunstgriffe, die sie anwenden, um den böswilligen Anschlägen, den verleumderischen Anklagen der Literaten zu entgehen, ihre Ergebung in den Willen des Himmels, ihre seltenen Anwandlungen von Schwäche, ihre heroische Standhaftigkeit in nie endenden Leiden.

Dorfepopöen, lebende Chinoiserien, exotische Früchte vom Zweige gepflückt!

---

## VI.

## Kanton.

**Vom 28. November zum 2. December.**

Der Kantonfluß. — Shamien. — Elegante Kaufläden. — Ein Bonzenkopf. — Der Tempel und das Kloster der „Fahne des Oceans". — Eng und sein Haus. — Procession des Kriegsgottes. — Das große Gefängniß. — Das peinliche Gericht. — Besuch beim Vice-König. — Fa-ti. — Die Todtenstadt. — Der Richtplatz. — Abreise nach Makao.

Wir dampfen den Perlfluß hinauf. Hier ist die Bocca Tigris, auch unter dem Namen Bogues bekannt; dort Wampoa,

der Hafen, wo fremde Segelschiffe ihre für Kanton bestimmte Ladung ausschiffen. Die englische Flagge weht über dem Zellengefängnisse des brittischen Konsuls, des einzigen in dem Städtchen lebenden Europäers. Weiter oben steigen zwei schlanke Thürme in die Luft empor. Die Engländer nennen sie die first bar und die second bar pagode. Dies ist die geschichtlich denkwürdige Stelle der ersten Begegnung zwischen rothen Backenbärten und schwarzen Zöpfen. Hier wurde der Prolog des großen Drama's aufgeführt, betitelt: die Erschließung China's. Die ersten Akte waren interessant genug. Der Vorhang fiel über Kanton, Nanking, Taku, Palikao, dem Sommerpalast, Tientsin. Fortsetzung folgt. Entwickelung und Schluß des Stückes sind das Geheimniß der Vorsehung.

Ich sitze auf dem Gangwege und lasse mich von der lauen Brise fächeln. Der prachtvolle Strom rollt seine gewaltigen und friedlichen Wasser zwischen flachen Ufern: Reisfelder und Zuckerpflanzungen, riesige Baumgruppen und zahlreiche Dörfer, Thürme, die wie gothische Münster oder Ritterburgen aussehen, in Wirklichkeit aber weder Kirchen noch Schlösser sind, sondern befestigte Niederlagen der Pfandleiher. Wie prosaisch, wie störend für meine Träume, der ich glaubte, den großen Strom des Vaterlandes hinauf zu segeln, einen idealen von der tropischen Sonne verklärten Rhein.

Wir haben einen chinesischen Gefangenen an Bord. Unweit Kao-lung, auf der Straße, die ich gestern bereiste, beraubte und ermordete er einen Krämer, flüchtete nach Hongkong, wo er verhaftet wurde und soll nun an die chinesischen Behörden ausgeliefert werden. Ein englischer Policeman bringt ihn nach seiner Vaterstadt Kanton. In der Nacht hatte er versucht, sich den Schädel an der Wand seines Gefängnisses zu zerschellen. Der Kapitän zeigt mir ihn, indem er mit löblichem Zartgefühl das dem Manne bevorstehende Ende pantomimisch ausdrückt. Die Antwort war ein Seufzer und ein Blick: ich werde sie nicht vergessen. Später begegnete ich dem Unglück-

lichen wieder. Er weiß, daß er, wenn nicht heute, so gewiß morgen, enthauptet, vielleicht gekreuzigt, vielleicht von unten nach oben zerstückelt wird; dennoch, den Kopf in Binden und Pflaster gewickelt, seine schweren Ketten mühselig schleppend, geht der Mann, begleitet von seinem Wächter, dem Sinnbilde brittischer Behaglichkeit, auf dem Decke umher, sieht sich die Maschine an, den Rauch, der aus der Esse quillt, betrachtet mit offenem Munde die Wunder der Civilisation.

Es ist Mittag. Ein grüner Vorhang verhüllt noch die Hauptstadt des Südens; aber über die Baumwipfel ragt ein Münster empor: die „französische" Kathedrale. In weiter Ferne bilden die „weiß gewölkten Berge", ihren Namen verdienend, den Hintergrund. Nunmehr entwickeln sich auf beiden Ufern und auf der Strominsel Honan ungeheure Häusermassen. Die Einzelnheiten gleichen sich in allen chinesischen Städten, aber der Gesammteindruck ist hier ein gewaltiger. Wir ankern am Eingange eines Stadtviertels, welches durchgehends aus bewohnten Schiffen besteht. Um den Quai zu erreichen, müssen wir durch die „Gasse" der Wirthshäuser rudern. Wir sind im schwimmenden Kanton. Hier gibt es Theeboote, Blumenboote, meublirte Boote, Hotelboote und so fort. Hier bringen Durchreisende die Nacht zu. Sie sind Abends auf einer Djonke aus dem Innern angelangt und wollen am nächsten Morgen weiter reisen. In die Stadt werden sie nicht eingelassen, weil man die Thore bei Sonnenuntergang schließt. Zu Wasser und zu Land herrscht das regste Treiben.

Ich steige in einem dem Herrn Russell aus Shanghai gehörigen Hause ab, an dem Platze, auf welchem einst die nun ganz abgetragene ehemalige englische Faktorei stand.

Die neue Niederlassung der Fremden, Shamien genannt, besteht erst seit einigen Jahren. Man sieht dort nur sehr wenige, aber zierlich gebaute und gut gehaltene Wohnhäuser, eine schöne Episkopalkirche, welcher Archdeacon Gray vorsteht, das Klubhaus und besonders viele verkäufliche, besser gesagt wieder ver-

käufliche Bauplätze. Ein prachtvoller Quai aus Granit, große herrliche Bäume und die schöne Aussicht nach der Insel Honan sind der Stolz und die Hauptzier der jungen Faktorei, welche mehr den Eindruck ländlicher Zurückgezogenheit, als geschäftlicher Thätigkeit hervorbringt.*)

Archdeacon Gray hat die Güte, mir als Führer zu dienen. Niemand kennt Kanton und Niemand ist in Kanton besser und vortheilhafter bekannt. Fremde, die hierher kommen, suchen vor Allem ihn zu sehen, und wer ihn sah vergißt ihn nie. Er wird mir daher vergeben, wenn ich seine Photographie ad usum seiner zahlreichen Freunde verbreite. Public caracters müssen sich das gefallen lassen.

Reverend Gray wurde im schottischen Grenzlande geboren, dürfte ein fünfziger sein und wirkt hier in seinem geistlichen Berufe seit neunzehn Jahren. Die thatenreichste Epoche seines Lebens fällt mit der englischen Besetzung Kanton's zusammen. Viele junge Leben erlagen Krankheiten mehr noch als chinesischen Kugeln. Damals gewöhnten sich die Kantonesen an den Anblick des guten Hirten. In weißer Kravatte, im langen schwarzen Gehrocke, mit hohem Cylinder, sahen sie ihn von Spital zu Spital, von einem Wachtposten zum andern eilen, die Kranken pflegen, die Sterbenden trösten, die Todten begraben. Daher seine große Beliebtheit. Schöne edle Gesichtszüge, intelligentes Auge, der Backenbart weiß wie frisch gefallener Schnee, hohe Gestalt, kräftige Schultern und Arme, Alles in Allem eine sympathische Erscheinung. Nach der ersten Viertelstunde seiner Bekanntschaft glaubt man ihn seit der Kinderzeit gekannt zu haben; man bedauert fast, nicht irgend ein furchtbares Geheimniß auf

*) Jedermann kennt die Geschichte der alten Niederlassung der ostindischen Kompagnie in Kanton, die Ereignisse, welche ihre Zerstörung herbeiführten und die Schöpfung einer neuen, im Vergleiche mit der alten unbedeutenden Faktorei. Kanton, seit dem letzten Kriege Fremden zugänglich, ist oft beschrieben worden. Ich gebe also hier nur einige Bruchstücke meines Tagebuches.

dem Gewiſſen zu haben. Welches Labſal es ihm anzuvertrauen! Dermalen aber iſt es an ihm, mich in die Geheimniſſe Kanton's einzuweihen.

Wir ſind in den „weſtlichen Vorſtädten", einem induſtriellen, geld- und volkreichen Stadtviertel. Zum Schutze gegen die Sonne ſind Strohmatten über die Gaſſen geſpannt. Unter dieſen Zelten fließen menſchliche Ströme auf und nieder. In Kanton iſt der Wagen unmöglich und daher unbekannt. Es iſt die Stadt der Fußgänger und der Tragſtühle. Bei jedem Schritte wird man, jedoch ſanft, geſtoßen. Die Menſchen ſcheinen aus Baumwolle gemacht. Ein magiſches Halbdunkel herrſcht in den eleganten Gaſſen. Die Aushängſchilder, hier wie überall in China lange, ſchmale, reich lackirte und vergoldete Bretter, hängen ſenkrecht vor den Läden und ſehen aus wie die Kouliſſen eines Theaters. Die Farbenpracht wäre überwältigend ohne die mildernde Wirkung der künſtlichen Dämmerung. Mit ihrer Hülfe verſchmelzen die grellen Töne zu einem harmoniſchen Ganzen. Eine Beethoven'ſche Symphonie mit den Augen genoſſen.

Zahlloſe Male läßt mein Führer anhalten, ſpringt aus ſeiner Portechaiſe, tritt an die meinige und erklärt mir mit Stentorſtimme die intereſſanten Gegenſtände.

Die ſehr hohen und geräumigen Butiken ſtehen gegen die Straße in ihrer ganzen Breite und Höhe offen. An der Schwelle ſieht man einen kleinen, dem Gotte der Reichthümer gewidmeten Altar, im Hintergrunde des Ladens in ſchönem reich vergoldetem Holzſchnitzwerke den Ahnenaltar des Eigenthümers. Dieſer, einfach aber ſorgfältig gekleidet, begrüßt uns mit anmuthigem Lächeln. Seine beiden Kommis, das Bild des bureaukratiſchen Dekorums, machen uns tiefe Bücklinge. In der Auslage und im Innern längs der Wände ſind die Waaren mit großem Geſchmack ausgeſtellt; die beſten Etalagiſten von Paris oder Wien hätten ſich deſſen nicht zu ſchämen. An einem Tiſche ſitzen zwei oder drei Gentlemen; mit ernſter Miene und äußerſter Sorg-

falt prüfen ſie die Gegenſtände, welche ihre Kaufluſt erregen. Die Ruhe über dieſem Bilde, die die Staffage bildenden wohlbehäbigen Figuren, ihre Höflichkeitsbezeugungen, die einfache Pracht der hohen luftigen, ihre Schätze dem Auge preisgebenden Räume bilden einen eigenthümlichen Gegenſatz zu der bunten, zuweilen zerlumpten Menge, die in der ſchmalen Gaſſe eilends vorüberzieht, ſich kreuzt, drängt und ſtößt, einem Gießbache ähnlich der in ſeinem engen Bette dahinbrauſt, ohne doch je die Ufer zu überfluthen. Ein ſchlagender Beweis, ſagt mein Führer, der die Welt gern von der Glanzſeite betrachtet, ein Beweis, wie ſehr der Kantoneſe das Eigenthum achtet.

Hier werden Jade und alle Arten von Juwelierarbeit verkauft; dort ſetzt ein Chevet ſeine Leckerbiſſen aus; weiterhin, in einer gewöhnlichen Garküche, verſorgen ſich zu wohlfeilen Preiſen Leute aus dem Volke mit Lebensmitteln, als da ſind Ratten, Mäuſe, Hundekeulen, ja ſogar das Rückgrat dieſes Thieres, das übrigens in gewiſſer Bereitung auch hochgeſtellte Feinſchmecker würdigen.

Wir treten in einen Bäckerladen. Die verſchiedenſten Backgattungen, Makaroni und Kuchen ſind hier ausgeſtellt. Eine Hinterthür führt in eine breite unabſehbare Gallerie. Ueber hundert Ochſen mahlen Korn, indem ſie ſich im Kreiſe bewegen. Durch eine ebenſo einfache als ſinnreiche Einrichtung wird zugleich für die Reinlichkeit und die Bedürfniſſe der Landwirthe geſorgt, die ihren Düngervorrath an der Quelle ſchöpfen. In China geht nichts verloren. Die ekelhafteſten Stoffe haben ihren Marktpreis. Wir kommen an einer mit Brettern geſchloſſenen und mit Inſchriften bedeckten Bude vorüber. Der Eigenthümer hat Bankrutt gemacht, und die Anſchläge rühren von den Gläubigern her, welche auf dieſe Art den Betrag ihrer Verluſte zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Ueberall iſt der Archdeacon zu Hauſe. Er tritt ein, er geht fort, ohne ſich um den Beſitzer des Magazins zu kümmern. Er weiß genau, wo ſich die ſehenswerthen Gegenſtände befinden,

nimmt sie von dem Schaubrette oder auch aus dem Schranke, stellt sie auf den Tisch und gibt dann die Erklärung, gerade wie der Kustode eines Museums. Sein Museum ist eben Kanton und, merkwürdig genug, Niemand hat dagegen etwas einzuwenden. Man lächelt wohlwollend und läßt ihn gewähren. Er ist bekannt und beliebt. Auch der schöne weiße Bart, in China an und für sich ein Gegenstand der Verehrung, kommt ihm hierbei zu Statten.

„Sie haben wohl nie einen Bonzenkopf in der Nähe betrachtet?" sagt er mir. „Ei, das sollten Sie nicht versäumen." Der Zufall will, daß in diesem Augenblicke ein Dutzend Bonzen an uns vorübergehen, einer hinter dem andern, schweigend mit geneigtem Haupte: taciti, soli, senza compagnia. „Ein jeder", sagt mir mein Führer, „hat so viele weiße Flecken am Schädel, als er Gelübde abgelegt hat. Diese Flecken werden eingebrannt. Sie werden sehen." Mit diesen Worten faßt er einen der Bonzen beim Kopfe, drückt diesen gewaltsam herab, wie es für seine Zwecke nöthig ist, und beginnt seinen Vortrag mit der Kaltblütigkeit eines Professors. Mittlerweile halten die anderen Bonzen für gerathen, sich eilends aus dem Staube zu machen. „Dies ist das Gelübde der Keuschheit." Hier macht der Bonze mit dem Kopfe eine konvulsivische Bewegung. — „Steady", sagt mein Führer, und in seiner Erklärung fortfahrend, „hier das Gelübde der Enthaltung vom Genusse des Weins, Gelübde, kein Schwein zu tödten, Gelübde, kein Fleisch zu genießen, Gelübde, die heiligen Karpfen im Klosterteiche zu respectiren", und so fort. Von Zeit zu Zeit bewegt sich der Gegenstand unserer Studien, aber der Archdeacon hält ihn fest in seiner gewaltigen Faust, wiederholt sein kategorisches steady und fährt in seinem Vortrage fort. Am Ende gibt er dem Bonzen die Freiheit. Dieser, mehr überrascht als erzürnt, wechselt eiligst mit dem Hochwürdigen die herkömmlichen Artigkeitsbezeugungen und sucht sodann das Weite. „Ach", sagt der Archdeacon, „wir haben die Arme vergessen; auch dort sind Gelübde eingebrannt."

Er ruft also den Bonzen zurück, der gutwillig umkehrt, seinen Aermel schürzt und uns an seinem Arme eine Menge kleiner, weißer Punkte zeigt, ebenso viele Gelübde, die dem heiligen Manne die verschiedenartigsten unglaublichsten Pflichten und Entbehrungen auferlegen.

---

Wir haben soeben den berühmten Tempel „der Fahne des Oceans" auf der Insel Honan besehen. Jetzt besuchen wir den Abt. Das Kloster nimmt einen großen Flächenraum ein und zählt mehrere Hundert Bonzen. Durch ein Wirrsal von Häuschen und Gäßchen findet der Archdeacon seinen Weg ohne die geringste Schwierigkeit. Der Abt, ein bejahrtes kleines Männchen mit schlaffen Zügen, erloschenen Augen und feinem Lächeln, empfängt uns in seinem Schlafzimmer. Alles ist rein und zierlich. Ein feines Muskitonetz beschützt das Bett; die Einrichtung ist elegant; auf den in Hongkong fabricirten Mahagonitischen stehen drei oder vier englische Uhren. Kein übertriebener Aufwand, aber gerade was recht ist, um die ascetischen Uebungen, die eine Pflicht, mit dem mäßigen Genusse der guten Dinge dieser Welt, der geduldet ist, in den gehörigen Einklang zu bringen. Diese Räume haben einen entschieden geistlichen Anstrich. Leider sehen wir in einem andern Gemache die Zauberflöte, die verhängnißvolle Opiumpfeife. Ja, leider! der würdige Prälat hat diese Schwäche, und unerachtet wiederholter Versuche sich zu bessern, Versuche, bei denen ihm der gute Archdeacon an die Hand geht, verfällt er immer wieder der üblen Gewohnheit. Wie alle Opiumraucher weiß er, daß er sein Leben verkürzt; es gibt Tage, wo er vor sich selbst Abscheu empfindet, aber die Kette ist zu fest geschmiedet, er kann sie nicht brechen, und mit Inbrunst kehrt er immer wieder zu seinem geliebten Pfeifchen zurück. Der heilige Mann stirbt ohne Zweifel im Zustande der Unbußfertigkeit.

In einer Ecke des sehr weitläufigen Gartens befindet sich

das Cremarium, in einer andern das Mausoleum, ein cylinderförmiges Gebäude von Granit, wo die Asche der verblichenen Bonzen in kleinen mit Aufschriften versehenen Krügen aufbewahrt wird. Der Chinese beschäftigt sich unaufhörlich mit dem Tode. Der Gedanke zu sterben erschreckt ihn nicht, aber für Leichen empfindet er tiefen Abscheu. Dies erklärt eine in diesem Kloster übliche höchst barbarische Sitte. Wenn ein kranker Mönch von den Aerzten aufgegeben ist, oder wenn er eine gewisse Altersklasse erreicht hat, so wird er nach einem abgesonderten Gebäude gebracht: nach der Wohnung der Sterbenden. Wer sie betrat, weiß, daß er sie nur als Leiche verlassen wird. Der Grund dieser grausamen Einrichtung ist die Scheu nicht vor dem Tode, sondern vor den Leichen. Nicht nur die Berührung, auch der Anblick, ja die bloße Anwesenheit derselben besudelt.

Nebenan befindet sich ein mit aufrecht stehenden Särgen gefülltes Magazin. Auf einem jeden steht der Name des Eigenthümers geschrieben. Die Särge gehören Privatleuten und wurden (gewöhnlich) von zärtlichen Kindern den Eltern an ihrem einundsechzigsten Geburtstage zum Geschenke gemacht. Diese Möbel erwarten an geheiligter Stelle den Augenblick, wo sie in Aktivität zu treten haben.

---

Auf der Insel Honan befindet sich auch der Wohnsitz Eng's. Eng ist das Haupt einer der vornehmsten und angesehensten Familien Kantons. Er, seine Söhne und Schwiegersöhne, ihre Gattinnen und Kinder, die Diener und Sklaven, im Ganzen über sechshundert Personen, bewohnen eine Gruppe von Häusern, die eine hohe Ringmauer neidischen Blicken entzieht. Eng gibt jährlich an zwanzigtausend Pfund Sterling aus.

Da der Archdeacon ein Hausfreund, werden wir ohne Schwierigkeit in die kleine Stadt eingelassen. Die Vorhalle ist

eine Waffenkammer. In den Ecken lehnen Piken, Hellebarden, Bogen und Köcher. Eine nöthige Vorsicht in Anbetracht der vielen und frechen Diebe, und eine schlagende Widerlegung, so fürchte ich, des guten Zeugnisses, welches mein Cicerone den Tugenden der Kantonesen so gern und reichlich spendet. Wir gehen durch eine Reihe von Gemächern, Empfangssälen, Kabinetten, Schulzimmern. Auf unserer Wanderung begegnen wir mehreren Knaben; einen jeden begleitet sein Hofmeister, der bei unserem Anblicke mit dem einen Auge Herrn Gray anlächelt und mit dem anderen sein Mißbehagen über meine Anwesenheit verräth. In der Hand trägt er das Wahrzeichen seines Standes, ein Instrument, das in seinem Zöglinge unangenehme Erinnerungen und düstere Ahnungen hervorruft. Der Archdeacon überbietet sich selbst. Er kennt alle Wege dieses Labyrinths. Ueberall dringt er ein, nur nicht in die Gemächer der Frauen. Man sollte meinen, er sei Herr Eng und nicht der Reverend Gray. Die Personen, denen wir begegnen oder die wir in ihren Beschäftigungen überraschen, nehmen wenig Notiz von uns; einige grüßen meinen Führer auf das Zuvorkommendste.

Der Garten scheint mir viel schöner als die Gärten im nördlichen China; er enthält einen Teich von höchst bizarrer Zeichnung, den im Sommer eine dichte Decke von Lotusblumen verhüllt. Auf den beiden Ufern stehen sich zwei Pavillons gegenüber; der eine ist für die Herren, der andere für die Damen bestimmt. Dort wird geschwatzt, gespielt und geraucht.

In dem Herrenpavillon finden wir Eng, von seinen Intendanten und Agenten umgeben. Bei unserem Eintritte erhebt er sich, legt die Pfeife ab, kommt uns entgegen und begrüßt den Archdeacon wie einen Freund, mich mit den in ähnlichen Fällen üblichen Förmlichkeiten. Sein Aeußeres hat nichts Imposantes, aber seine Manieren sind die der großen Welt. Er kennt seine Bedeutung und fühlt kein Bedürfniß, sie Anderen begreiflich zu machen.

Von allen Häusern dieser Residenz ist das prachtvollste und am reichsten verzierte die dem Andenken der verstorbenen Familienglieder gewidmete „Halle der Voreltern". Sie steht auf einer Seite völlig offen. Hier, vor den Tafeln der Ahnen, finden die großen Akte der chinesischen Selbstverwaltung statt: Eröffnung und Lesung des Testamentes, Geschenke unter Lebenden, friedliche Abmachungen in Streitsachen, Untersuchung in Kriminalfällen, Urtheilsspruch und Vollziehung des Urtheils.*) Hier werden die (selten vorkommenden) Klagen des betrogenen Gatten vernommen. Wehe der Schuldigen! Sie ist des Todes. Hier empfängt der leichtfertige Ehemann, dem eine Zerstreuung nachgewiesen wurde, die entsprechende Anzahl Bambusstreiche.

---

Heute Abends Ball im Shamien. Die kleine Kolonie ist vollständig erschienen. Die europäischen Kaufleute in Kanton machen keine großen Geschäfte mehr. Shanghai und die Eröffnung des Yang-tse-kiang haben Kanton getödtet; aber die Herren leben so großartig, wie ihre vom Glücke mehr begünstigten Vorgänger. Ihre Häuser zeugen von demselben Luxus. Nichts vom Emporkömmlinge, von dem neuen Reichen! Im Gegentheil, an der Ausstattung läßt sich erkennen, daß die Merchant-Princes von ehemals aus der Klasse der Gentry, mittelbar aus den Reihen der englischen Aristokratie hervorgegangen waren. Die von ihnen gegründeten Faktoreien glänzen nach wie vor durch den Aufwand und die Bequemlichkeiten des high life aus dem vorigen Jahrhunderte. Ich machte diese Bemerkung einem ältlichen Herrn, der sich, wie ich, in den Tanzsaal gedrängt hatte. Dort drehten sich drei oder vier Paare im Kreise umher. Die jungen Damen in frischen und eleganten Balltoiletten, die jungen Herren mit weißer Kravatte und einer Blume im Knopfloch verrichteten mit dem Ernste,

*) Siehe S. 576.

der dem Britten ziemt, die harte Arbeit des Walzens. Man bedenke, daß Kanton genau unter dem Wendekreise liegt und der Thermometer auf + 30 R. stand. „Ohne Zweifel", entgegnete mir mein Nachbar mit einem leisen Seufzer, „steht dieser Luxus in keinem Verhältnisse zu unseren Geschäften. Aber es wäre kaum möglich uns einzuschränken. Solche Versuche würden die alten Herren entmuthigen und die jungen Männer ihrer Hoffnungen in die Zukunft berauben. Also leben und leben lassen."

---

Heute einsamer Morgenspaziergang auf den gezinnten Stadtmauern, bei lauer Mailuft. Um Mittag wird die Winterhitze beschwerlich sein. Ich wende mich gegen Norden, das heißt gegen das eigentliche Kanton, die alte Stadt. Wie Peking zeigt sie nichts als Baumwipfel, welche hier und da eine Pagode überragt. Der höchste Thurm ist das Minaret der Mohamedanischen Moschee. Im Hintergrunde die „weißwolkigen" Berge. Ich kehre nach der Vorstadt zurück, um die französische Kirche zu besehen. Ein edler gothischer Bau. Der Architekt, ein junger Franzose Namens Lhermite, starb zu früh für seinen Ruhm. Ich stelle ihn den berühmtesten Architekten seines Landes wenigstens gleich.*) Neben der Kirche steht das Missionshaus und in geringer Entfernung das seit den Tien-tsiner Ereignissen verlassene Kloster der Schwestern. Die fünf Priester (von den Missions étrangères de Paris) empfangen mich freundlich. Sie leben in banger Sorge um ihre in Sze-chuen und in Yünan, den fernsten Provinzen, zerstreut lebenden Brüder.**) Was würde, fragen sie, ihr Loos sein, wenn der junge Kaiser

*) Herr Lhermite baute den Gouvernement-Palast in Saigon und das Stadthaus in Hongkong; in ihrer Art anerkannt als die schönsten Gebäude im äußersten Orient.

**) Einer derselben erlitt seither in der Provinz Sze-chuen diesen Sommer (1873) den Märtyrertod. Ein chinesischer Priester theilte sein Loos.

ſich in die Arme der Europa feindlichen Partei würfe, wenn die Dynaſtie geſtürzt würde? Von der chineſiſchen Mauer bis Kanton, von Peking bis tief in das Herz des Reiches zittert der Boden unter ihren Füßen.

---

Auf einer Wanderung in den weſtlichen Vorſtädten ſprechen wir bei einem Herrn vor, deſſen Haus der „Cité" Eng nur wenig nachſteht. Die Gärten ſind ſogar größer und ſchöner angelegt. Sie enthalten ein Theater. Die Bühne öffnet ſich auf einen Teich; der Kiosk am jenſeitigen Ufer iſt für die Zuſchauer beſtimmt. Die Damen des Hauſes und ihre Freundinnen nehmen das zweite Stockwerk ein. Man ſagt mir, daß reiche Leute keine Koſten ſcheuen, um ihren Frauen und Töchtern Unterhaltung zu verſchaffen, verſteht ſich intra muros.

Die ſehr enge Gaſſe vor dem Eingange in das oben erwähnte Haus iſt mit Menſchen überfüllt. Glücklicher Weiſe hat man uns Plätze unter dem Thorwege vorbehalten. Dort können wir in aller Bequemlichkeit den Kriegsgott erwarten. Er war genöthigt geweſen, ſeinen etwas baufälligen Tempel zu verlaſſen. Nunmehr dieſer auf Koſten gewiſſer Bankiers wieder hergeſtellt, kehrt Mars nach ſeinem Quartier zurück. Ganz Kanton iſt auf den Beinen. Die Gaſſe gleicht einer ſturmgepeitſchten Meeresenge. Aus den Seitengaſſen fließt die Menge unabläſſig zu; dies erzeugt Stoß und Gegenſtoß, Ebbe und Fluth. Inmitten des Gedränges bieten Burſche Obſt und Süßigkeiten aus, zierlich geordnet in Körben, die ſie hoch über den Köpfen auf der flachen Hand halten. Die Käufer legen zuerſt die entſprechende Anzahl Sapeken in den Korb. Würde dies in Europa möglich ſein? Würde der Mob unſerer Hauptſtädte ſich ſo anſtändig und gewiſſenhaft betragen? Reverend Gray, ein entſchiedener Kantonophile, ſtellt mir dieſe Fragen mit dem Ausdrucke der äußerſten Befriedigung.

Nach langem Warten verkünden die dumpfen Töne des

Gong und eine infernale Musik das Nahen des Gottes. Polizeibeamte, ein jeder mit einem tüchtigen Bambusrohr bewaffnet, eröffnen den Zug. Wie sich dieser hier durchwinden könne ist ein Räthsel, aber mit Hülfe des Bambus und mit allseitigem guten Willen ist in China Vieles möglich. Die Menge macht Platz und ich sehe vor mir eine Reihe von phantastischen Feenbildern vorüberziehen, auf deren Beschreibung ich jedoch verzichten muß. Nur andeuten werde ich sie.

Die Procession währte zwei Stunden. Sie bestand aus gewissen Elementen, die sich regelmäßig wiederholten: hohe Standarten; ein Kuli trägt die Fahne, ein anderer unterstützt die zurückgeneigte Spitze derselben mit einer Gabel; trotz dem Gedränge und den Stößen, die er erhält, weiß er das Gleichgewicht zu bewahren. Hierauf reich geschnitzte lackirte und vergoldete Schränke von den bizarrsten Formen; Opfergaben, verschiedenes Geräthe, prachtvolle Sonnenschirme; kleine Knaben und Mädchen aus guten Familien, die, auf Ponies reitend, von daneben gehenden Männern im Sattel gehalten, verschiedene Gottheiten vorstellen. Junge Mädchen in historischen Gewändern oder Phantasieanzügen, auf Gestellen getragen, meist an eiserne Stangen geschraubt, wie man dies in unsern Hippodromen sehen kann. Diese Göttinnen suchen durch ihre bescheidene Haltung und die ernste etwas stupide Miene, welche anständige Frauen der höheren Stände annehmen, zu scheinen was sie nicht sind. Nun folgen, vom Volke mit lautem Zuruf begrüßt, die Aeltesten des Stadtviertels; nach ihnen junge Leute aus den wohlhabenden Klassen, einfach aber sorgfältig gekleidet; Bewaffnete, die Piken, Hellebarden, alte Säbel und Aexte tragen. Musikbanden erscheinen in kurzen Zwischenräumen und erfüllen, wie bereits gesagt, die Luft mit betäubenden Mißtönen. Der Held des Tages schließt den Zug. Dieser Gott scheint ein guter Teufel zu sein. Seine weit geöffneten Augen, sein offener Mund, seine ungeheuren plattgedrückten Ohren flößen Niemandem Schrecken ein. Mars hat nichts Martialisches. Ob-

gleich von Kopf zu Füßen vergoldet, ſieht er doch aus wie ein armer Schlucker. Selbſt die Kuli, die ihn auf einer elenden Bahre tragen, ſcheinen von der Heiligkeit ihrer Miſſion wenig durchdrungen; ſie lachen, ſchwatzen und rauchen. So wahr iſt es, daß es nicht genügt im Olymp geboren zu ſein; man muß auch dieſe Gunſt des Himmels durch perſönliche Eigenſchaften rechtfertigen.

Die Menge, vor Ankunft der Proceſſion ſo bewegt, ſo ungeduldig, das Schauſpiel gleichſam mit Heißhunger erwartend, entfernt ſich nun ruhig und gewiſſermaßen geſättigt. Die reichen Leute in Kanton ſuchen mit dem Volke auf gutem Fuße zu leben. Heute veranſtalten ſie einen feierlichen Umzug, morgen Freitheater, ein andermal Reisvertheilung. Panem et circenses.

Bei allem Reſpect, den man den Göttern, bis zu einem gewiſſen Grade ſelbſt den falſchen Götzen ſchuldig iſt, muß ich geſtehen, daß eine Gruppe junger Damen während dieſer heiligen Ceremonie meine innere Sammlung beeinträchtigte. Uns gegenüber, jenſeits der engen Gaſſe, ſaßen vier Mädchen oder junge Frauen in dem Vorſaale eines für die Gelegenheit gemietheten Hauſes. Ihr weißer Teint, ihre Haltung, ihre einfache aber elegante Toilette laſſen in ihnen die vornehme Dame erkennen. Der Archdeacon beſtätigt meine Vermuthung. Ihr Haar iſt ſehr geſchmackvoll geordnet und zwei von ihnen könnten in Europa als Schönheiten gelten. Frauen ihres Ranges müſſen, wenn ſie öffentlich erſcheinen, apathiſch und gelangweilt ausſehen. Die Geſetze des Anſtandes erheiſchen dies. Aber iſt das Geſpräch einmal im Gange, flüſtert und lächelt man, dann fällt man wohl bald aus der Rolle. So ergeht es auch meinen jugendlichen Vis-à-vis. Die Geſichter beleben ſich, die kleinen mandelförmig geſchlitzten Augen funkeln und ein ſpöttiſcher, ſchelmiſcher, ſkeptiſcher Ausdruck erſetzt die eben erſt zur Schau geſtellte Miene der Geiſtloſigkeit und Langenweile. Eine ſehr geſchminkte, äußerſt beleibte Matrone, die mich lebhaft an die unvergeßliche Thierret vom Palais-Royal-Theater erinnert,

ſcheint mit dem Amte der Dueña betraut. Offenbar mißfällt ihr mein Lorgnon, das nicht immer auf die Proceſſion gerichtet iſt. Sie ſtellt ſich alſo in die Hausthüre und verhindert die Damen zu ſehen und geſehen zu werden. Ein großer Fehler, unwürdig einer Dueña von Einſicht und Erfahrung! Was iſt die Folge? Unmittelbares Anknüpfen des elektriſchen Verkehrs mit dem fremden Teufel, ſtrenger Befehl an die Dueña den Blicken freien Durchgang zu geſtatten und für mich pantomimiſch ertheilte Ermächtigung, dieſe Scene aus dem chineſiſchen high life nach Bequemlichkeit zu betrachten. Aeltliche Herren nähern ſich den Damen, verneigen ſich tief und weiſen ihnen die geballten Fäuſte, werden mit einem gnädigen Lächeln beehrt, laſſen Thee ſerviren, ziehen ſich dann unter langwierigen Ehrfurchtsbezeugungen zurück. Mittlerweile ſitzen die Damen auf ihren Schemeln, lachen und ſchwatzen, ſpielen mit den Fächern, erfreuen ſich an dem Verdruſſe der Matrone.

---

Ein Befehl des Vice-Königs öffnet uns die Thore des großen Gefängniſſes: ein oblonges Viereck, welches mehrere Höfe enthält und von einer der Länge nach getheilten Gallerie umgeben iſt. Die innere wird von den männlichen Gefangenen bewohnt; die äußere, welche ein unbedeckter Gang von der Ringmauer ſcheidet, von den Weibern.

In den Höfen drängen ſich die Sträflinge; die Mehrzahl wird im nächſten Semeſter den Tod erleiden. Bekanntlich finden die Hinrichtungen in China, ausgenommen die der Mörder, die keinen Aufſchub erleidet, zweimal im Jahre, im Frühling und im Herbſt ſtatt. Es iſt dies ein in Kanton periodiſch wiederkehrendes Blutbad. Einige dieſer Menſchen ſchleppen ihre ſchweren Ketten mühſelig, andere ſtellen ſie frech zur Schau. Nach ihren Geſichtern zu urtheilen, ſind ſie keine Unſchuldigen. Wahrſcheinlich wurden ſie im Gefängniſſe ſchlechter, als ſie bei ihrem Eintritte waren. Die vergiftete Luft, der beſtändige Verkehr mit

dem Laster mußte die letzten Reste von Ehrbarkeit zerstören, welche sie vielleicht in diese Hölle auf Erden gebracht hatten. Einer sagte mir: „Ich bin eines Mordes beschuldigt, aber ich leugne diese That.“ Der Gefangenwärter lächelte, ein teuflisches Lächeln, als wollte er sagen: „Die Folterbank wird Dir die Zunge lösen.“ Ein junger Mensch, aus dessen hohlen Augen Irrsinn spricht, nähert sich uns. Als fünfzehnjähriger Knabe hat er seinen Schullehrer vergiftet, ein Verbrechen, welches das Gesetz dem Vatermorde gleichstellt. Seine Jugend bewahrte ihn vor einem gräulichen Tode. Alle Jahre richtet sein Vater, der der wohlhabenden Klasse angehört, ein Gesuch um Begnadigung an den Vice-König; der Vice-König schickt es an das Tsungliyamen, welches es der Kaiserin-Regentin vorlegt. Bis jetzt erfolgte immer ein abschlägiger Bescheid.

Wir treten in einen der Säle. Es ist Essenszeit. Wie die wilden Thiere einer Menagerie werfen sich die Sträflinge auf ihre ärmlichen Rationen. Das Klirren der Fesseln bildet die Tafelmusik.

In einem fensterlosen finstern Raume, in welchen Lichtreflexe aus dem Vorgemache ein schwaches Dämmerlicht werfen, errathen wir mehr als wir sie sehen hinter einem massiven Holzgitter mehrere Menschen, die zur furchtbaren Strafe des Kang verurtheilt sind. Sie fluchen, sie weinen, sie seufzen. Einige wälzen sich am Boden, andere stehen an die Wand gelehnt. Einige kauern in den Ecken, andere gehen langsam im Kreise umher. Aber alle bewegen sich unabläßig; sie suchen, was ihr Marterwerkzeug sie nicht finden läßt, die Ruhe. Bei unserer Erscheinung treten sie an das Gitter, werfen uns Blicke des Hasses zu, der Rache, der Verzweiflung; Blicke von Verdammten! Dann entfernen sie sich langsam und verschwinden im Dunkel.

Aus andern, gleichfalls in die Schleier einer ewigen Nacht gehüllten Kerkern ertönen unterdrückte Schmerzenslaute, lautes Geheul, Kettengeklirr und der dumpfe Schall wuchtiger Bambusstreiche auf entfleischte Leiber.

In einem kleinen Raume, der verhältnißmäßig reinlich gehalten ist, rauchten einige Gentlemen, andere nehmen ihr Mahl ein, das ihre eigenen Diener auftragen. Dies sind Privilegirte, in Untersuchungshaft Befindliche oder bereits Verurtheilte, aber jedenfalls Begünstigte. Wahrscheinlich um einen ungeheuren Preis haben sie dies Zimmer gemiethet. Diese kleine Industrie bildet einen der Nebenerwerbe des Gefängnißdirektors. Andere Lokalitäten sind als Spielsaal eingerichtet, ein praktisches Mittel zu gleicher Zeit die Taschen des Mandarins mit Taelen und das Gefängniß mit Verbrechern zu füllen.

Man führt uns nun in die äußere Gallerie, die, wie bereits gesagt, den Weibern vorbehalten und durch einen ungedeckten Gang von der Ringmauer des Gefängnisses getrennt ist. Es ist das Höchste im Niedrigsten, das äußerste Maß des Entsetzlichen. Dante's Phantasie allein vermochte sich so hoch zu erheben, so tief zu versenken. Was sie ihm als Traumbild zeigte, habe ich in Wirklichkeit gesehen. Immer sinkt das verkommene Weib unter den verkommenen Mann. Aus feinerem, aus zarterem Stoffe geformt, fällt sie von höher herab und fällt tiefer. Ich sah hier auf engem Raume vereint allen physischen Jammer und alle moralische Verworfenheit. Und in diesem schändlichen Kerker sind mit den verurtheilten, entmenschten Hyänen anständige Frauen und Mädchen als Geißeln eingesperrt, weil ihre Männer, Väter, Brüder, Söhne der gerichtlichen Untersuchung durch die Flucht entgingen. Doch da wir es können, entfliehen auch wir aus dieser Hölle!

Vor dem Thore des großen Gefängnisses sehen wir einige lebendige Skelette, welche gezwungen sind, komisch sein sollende Stellungen einzunehmen. Eine hölzerne Tafel auf ihrer Brust enthält die Worte: „dem öffentlichen Gelächter ausgesetzt". Ob wohl irgend Jemand bei diesem Anblicke lachen kann!

Im großen Vorhof erregt eine Gruppe von etwa dreißig Männern unsere Aufmerksamkeit. Sie sind soeben angekommen und ruhen im Schatten einer Sykomore: Jünglinge, Männer

in voller Kraft der Jahre, Greise; einige sind wie wohlhabende Leute gekleidet. Sie wurden als Menschenjäger oder Hexer auf frischer That ertappt. Ihr Geschäft ist die Barrancões von Makao mit unfreiwilligen Auswanderern zu versehen. Diese Unglücklichen sind, immer je vier, an ihren Zöpfen und überdies mit Stricken aneinander gebunden. Auf den Fersen kauernd oder dicht neben einander am Boden liegend, gleichen sie einer Herde Schafe. Der Tod erwartet sie und vor dem Tode die Folterbank. Sie wissen es. Jeder Chinese weiß das Strafgesetzbuch auswendig. Ihre Mienen sagen es deutlich genug; die Einen weinen still vor sich hin, Andere seufzen und Einige scheinen wie wahnsinnig vor Entsetzen. Keiner spricht. Als wir eine Stunde später wieder vorübergingen, rauchten sie. Ein guter Samariter hatte Cigaretten unter sie vertheilt. In den kurzen Genuß versunken, haben sie ihr furchtbares Loos für den Augenblick vergessen. Die eben noch gespannten Züge sind erschlafft. Dumpfe Gleichgültigkeit ersetzt den eben noch so lebhaften Ausdruck der Verzweiflung.

---

Die Gerichtshalle, ein länglicher Hof, befindet sich in der Nähe des Gefängnisses. Der Richter sitzt in einer offenen Gallerie hinter einem mit Aktenstücken beladenen Tische. Zu seiner Rechten steht der Gerichtsschreiber, zur Linken der Dollmetsch. Dem Tische gegenüber, wenige Schritte entfernt, kniet der Angeklagte. Auf beiden Seiten bilden fünf bis sechs Diener oder Unterbeamte des Tribunals eine Hecke. Der Henker und seine Knechte stehen gegen die Wand gelehnt mit ihren blutbefleckten Marterwerkzeugen, bereit, sie auf den ersten Wink zu gebrauchen. Der Archdeacon und ich stellen uns neben den Dollmetsch. Mit etwas weniger lauter Stimme als gewöhnlich, das einzige Zugeständniß, welches er der Majestät des Ortes macht, übersetzt er mir die wesentlichen Theile des Verhöres. Uebrigens sind der Hof und die Gallerie leer, und die beiden

Fremden die einzigen Zuſchauer. Weder der Richter noch die anderen Anweſenden nehmen von uns die geringſte Notiz. Sie thun als ſähen ſie uns nicht.

Der Richter mag ein Vierziger ſein, vielleicht ein Fünfziger: blaſſes Geſicht, Katzenaugen, auf der Naſe eine rieſige Brille, die Amtsmiene geeignet, ſelbſt ein gepanzertes Gewiſſen mit Schrecken zu erfüllen, der Anzug einfach aber ſorgfältig, die Nägel wahre Klauen, am Daumen ein großer Ring von Jade, das allgemeine Ausſehen ehrbar, impoſant, ſcheußlich. Dieſer chineſiſche Minos iſt über den Tiſch gebeugt und heftet ſeine Augen auf zwei offene Bücher, deren eines mit ſchwarzen, das andere mit rothen Schriftzügen bedeckt iſt. Hinter ihm ſtehen ſeine Privatdiener. Einer reicht ihm von Zeit zu Zeit die Pfeife, indem er ſie ihm unter dem Arm durch in den Mund ſteckt und, nachdem ſein Gebieter einige Züge gethan, ſogleich wieder zurückzieht. Obgleich der Richter der Südſprache vollkommen mächtig, ſo iſt die amtliche Annahme, daß er nur das „Mandarin", das heißt die Nordſprache verſtehe. Daher die Nothwendigkeit eines Dollmetſch. Er ſelbſt nimmt an dem Verhör perſönlich keinen Antheil. Dies iſt Sache des Schreibers und des Dollmetſch, die er übrigens durch einige leiſe Worte zu leiten ſcheint. Tiefes Schweigen unter den Zuhörern. Soll ich es geſtehen? Der Anblick des Richters macht mein Blut in den Adern gerinnen. Nichts Menſchliches in dieſem metallenen Antlitz. Keine Spur von Barmherzigkeit oder Menſchenliebe. Ich blicke um mich und finde auf allen Geſichtern denſelben Ausdruck. Ich ſetzte mich an die Stelle des Angeklagten und der Angſtſchweiß tritt auf meine Stirne.

Ein Gefangener wird vorgeführt oder vielmehr in einem Korbe hereingetragen. Geſtern wurden ihm an dieſer Stelle auf der Folterbank die Fußgelenke zermalmt. Heute iſt er ein Bündel Haut und Knochen, unfähig zu antworten. Das Leben entflieht ſichtlich. Auf ein Zeichen des Richters trägt man ihn fort.

Ein junger Menſch aus dem Volke wird eingeführt. Er läßt ſich an der den Gefangenen angewieſenen Stelle auf die Kniee nieder. Furcht und Hinterliſt leuchten ihm aus den Augen. Seine gemeinen Züge tragen bereits das unverlöſchbare Gepräge des Verbrechers. Er beantwortet die üblichen Fragen: woher iſt ſeine Familie, wie heißen ſeine Eltern, ſeine Großeltern und ſo fort. Dann beginnt das eigentliche Verhör: „Du haſt ſechszehn Dollars geſtohlen?“ ſagt der Dollmetſch. Der Angeklagte leugnet ſtandhaft, bis der Richter die Hand erhebt und der Henker vortritt. Bei ſeinem Anblicke ruft der Gefangene: Ja, ja, er habe ſie geſtohlen um Reis zu kaufen; Hunger habe ihn verleitet. — In welchem Laden? In dieſer oder jener Gaſſe, dem Schauplatze eines größeren Verbrechens, einer wahrſcheinlich von ihm begangenen Mordthat? — Da erblaßt der Angeklagte. Er ſtottert, weint, fleht um Barmherzigkeit und leugnet. Bisher hatte der Dollmetſch ihn einzuſchüchtern geſucht; jetzt ſchlägt er plötzlich einen ſüßlichen ſchmeichelnden Ton an. „Warum leugnen, mein Sohn?“ ſagt er. „Sprich, geſtehe, und Du wirſt Dich unſerer beloben. Siehſt Du, ich laſſe Dir die Ketten abnehmen.“ Der Henker entfeſſelt ihn. — „Und nun, mein Kind, ſprich.“ — Aber mein Kind iſt nicht ſo albern. Hier beginnt zwiſchen den beiden Männern ein Zweikampf von Frechheit, Liſt und Lügenhaftigkeit. Der eine weiß, daß er für ſein Leben kämpft, der andere für ſeinen Ruf als Inquiſitor. Der freundliche einſchmeichelnde Ton des Dollmetſch ſtimmt wenig zu ſeinem gehäſſigen Ausdruck und zu der ſteigenden Angſt, die ſich im Geſichte des Angeklagten malt. Letzterer leugnet beharrlich. Der Richter liſpelt wieder ein Wort, worauf der Henker und ſeine Knechte ſich auf den Mann ſtürzen, ihn zu Boden werfen, der Länge nach ausſtrecken und zum Theile entblößen; dann neben ihm auf den Ferſen kauernd ertheilt ihm der Henker, während er mit lauter Stimme zählt, wenigſtens hundert Bambusſtreiche. Ich geſtehe, daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte, und mein guter Archdeacon ſchien mir in ähnlicher Verfaſſung. Die An-

weſenden ſahen uns mit dem Ausdrucke der Geringſchätzung an. Einige lächelten verächtlich. Noch tönt das Geheule des Unglücklichen in meinen Ohren. Bald aber verſtummt er. Er ſcheint nur mehr eine lebloſe Maſſe. „Nun", ſagt mir Reverand Gray, „wird man zur Zermalmung der Knöchel ſchreiten." Dies läßt aber der Zuſtand des Inquiſiten nicht zu. Er wird alſo hinaus geſchleppt. Wir athmen auf. Die Philanthropie meines liebenswürdigen Führers erfreut ſich des Aufſchubes; aber als Cicerone hätte er gewünſcht, mich die heutige Procedur der chineſiſchen Gerichtshöfe in allen ihren Phaſen ſehen zu laſſen. Inſofern miſcht ſich zu ſeiner Befriedigung ein Beiſatz gelinden Bedauerns.

Der junge Dieb und muthmaßliche Mörder wird durch zwei Herren von achtbarem Anſehen erſetzt. Ein Kaufmann und ſein Kommis; jener ein bejahrter, dieſer ein junger elegant gekleideter Mann. Sie ſind des Salzſchmuggels angeklagt. Nach einer tiefen Verbeugung vor dem Richter knieen ſie nieder. Weder der Eine noch der Andere ſcheinen bewegt. Der ältere Mann geſteht ſeine Schuld. Der Kommis vertheidigt ſich. — Er habe nur den ihm ertheilten Befehlen gehorcht. Er wußte nicht, daß er das Geſetz übertrete. Wahr ſei, daß er unter die Beamten Reis vertheilt habe. Aber iſt es ein Verbrechen Hungrige zu ſpeiſen? — Während er ſpricht, läßt ihn ſein Patron, der nun anfängt ängſtlich zu werden, nicht aus den Augen. Durch Zeichen ſucht er ihm Schweigen aufzuerlegen. Der Richter macht dem Auftritte plötzlich ein Ende. Er zieht eine große engliſche Uhr aus der Taſche, betrachtet ſie aufmerkſam und hebt die Sitzung auf. Die beiden Kaufleute werden weggeführt; ich vermuthe, ſie haben es ſich ein gutes Stück Geld koſten laſſen, um dem Bambus und Schlimmerem zu entgehen. Ohne uns eines Blickes zu würdigen, geht der Richter mit ſeinem Gefolge ab; der Schreiber und der Dollmetſch packen Tintenfaß und Akten zuſammen, der Henker und ſeine Knechte die Marterwerkzeuge. Alles geräuſchlos und mit Methode. Dies Prätorium iſt eine wohl organiſirte Hölle.

Herr Hughes, englischer Konsul ad interim, hat die Güte, mich nach dem Yamen zu begleiten. Einige Böllerschüsse begrüßen uns bei der Ankunft. Der Vice-König kommt uns entgegen und führt uns in einen reich verzierten, nach dem Garten offenen Pavillon. Die bereits tief stehende Sonne dringt durch exotisches Laub in den Saal, wo wir um einen viereckigen Tisch sitzend uns den Genüssen eines chinesischen Festmahles ergeben. Der Vice-König ist ein liebenswürdiger Hausherr, wählt mit eigener Hand die besten Leckerbissen und lädt sie mit Hülfe seiner Elfenbeinstäbchen auf mein Tellerchen. Ich erwidere die Artigkeit in ähnlicher Weise. Der Champagner wird in Tassen kredenzt. Die zahlreiche Dienerschaft trägt schöne, reinliche Livreen. Die ganze Scene sah aus wie eines jener Bilder, die man oft auf lackirten Schirmen oder Theebüchsen sieht.

Ein persönlicher Freund des verstorbenen Kaisers und seit neun Jahren auf seinem gegenwärtigen Posten erhalten — es ist das wichtigste Gouvernement, weil es die beiden großen Provinzen Kwang-tung und Kwang-si umfaßt, das schwierigste wegen des Verkehrs mit den Ausländern in Hongkong —, zählt Yüe zu den hervorragendsten Männern des Reiches, erfreut sich besonderer Gunst bei Hofe und erwartet nächstens in das Ministerium berufen zu werden. Man rühmt seine Sanftmuth und geistige Begabung. Er ist zweiundsechszig Jahr alt und hat das Aeußere eines in der hohen Politik ergrauten Staatsmannes: edle, geistreiche Züge, lichtgraue lebendige Augen, ein kaustisches Lächeln auf den verhältnißmäßig fein geschnittenen Lippen. Er trägt sein Hofkleid, eine dunkelblaue Tunika mit lichtblauen Aufschlägen, über der Brust reiche Goldstickereien, um den Hals einen kolossalen Rosenkranz. Ein prachtvoller Pfauenschweif fällt von dem Hute, den der krystallene Knopf ziert.

Das Gespräch bewegte sich um verschiedene Gegenstände. Großer Austausch von Komplimenten, aber keine nichtssagenden Phrasen.

Beim Fortgehen hatten wir mehrere Säle und Korridore zu durchschreiten. Der Vice-König begleitete uns bis zu den Sänften, und an jeder Thür machten wir Chin-chin. Nun gibt es für den Europäer kaum etwas Komischeres als diese Art zu grüßen. Man hebt, wie bereits erwähnt, die beiden geballten Fäuste auf die Höhe der Stirn, versetzt sie in eine rotirende Bewegung und blickt mittlerweile dem Begrüßten, der dieselbe Gymnastik vornimmt, fest in die Augen. Der Vice-König entledigte sich dieser grotesken Artigkeitspflicht mit solcher Grazie und Würde, daß mir dabei die Bedeutung des Chin-chin mit Einem Male klar wurde. Seit diesem Besuche in seinem Yamen reizt mich der Anblick chin-chinirender Chinesen nicht mehr zum Lachen. Als Gegengift der allzu vertraulichen amerikanischen Umgangsformen, die nun auch in Europa einreißen, würde ich unseren tonangebenden Herren und Damen den Chin-chin zur Annahme empfehlen.

---

Im Dorfe Fa-ti (Blumenfeld) befinden sich die Gärten, welche Kanton mit Blumen versehen. Was für ein sonderbarer, verderbter Geschmack! Welch' eigenthümliches Gefallen an den abgeschmacktesten Metamorphosen. Orangenbäume werden in Vasen verwandelt, Buxbaumbüsche in Drachen mit eingesetzten Porzellanaugen, Lorbeer in Ungeheuer, Cypressen in Djonken oder Fasanen. Und alle diese verkrüppelten Pflanzen wachsen, blühen und tragen sogar spärlich Früchte; ungefähr wie die Frauen auf ihren künstlichen Klumpfüßen schwerfällig und unter Leiden umherwackeln. Aber das Princip ist dasselbe. Diese in ihrem Wesen grausame und sinnreiche Nation gefällt sich darin, zu verstümmeln ohne zu tödten.

---

Wir rudern einen der zahlreichen Nebenflüsse des Pearl-River hinauf. Da hören wir den Gong begleitet von Schmerzensgeschrei. Letzteres stößt ein Dieb aus, der durch die Haupt-

gaſſe eines übelberüchtigten Dorfes gepeitſcht wird. Der Mann mit dem Tam-tam ſchreitet ihm voran, der Henker folgt mit dem Bambus. Die Dorfbewohner ſehen mit offenen Mäulern zu und ſcheinen ſich des Schauſpiels zu erfreuen. Ob es ſie auch beſſern wird?

---

Es iſt beinahe Nacht. Wir befinden uns im Süd-Oſt-Ende, an dem äußeren Umfange Kantons, in der „Todtenſtadt". Man ſtelle ſich ein ganzes Viertel vor, welches ausſchließend von Todten bewohnt wird. Hier werden die Leichen der in Kanton verſtorbenen Eingeborenen der Provinz Che-kiang beigeſetzt, bis ihre Angehörigen ſie abholen laſſen. Jeder Sarg ſteht in einer Art Kapelle, zu welcher man durch ein Vorzimmer gelangt. Es iſt die Anwendung des in China ſo weit entwickelten Korporationsweſens auf die Todten. Die äußerſte Reinlichkeit herrſcht in der Nekropole. Kein übler Geruch verräth die Verweſung. Von Katafalk ſchreiten wir zu Katafalk. Ein Fackelträger geht uns voran. Ein unheimlicher Spaziergang.

---

Wir ſind am Richtplatz angekommen. Er befindet ſich in einer engen Gaſſe, welche auf der einen Seite durch eine Häuſerreihe mit Töpferbuden, auf der andern durch eine lange Ziegelmauer gebildet wird. Glücklicherweiſe wird heute an der Mauer nicht „gearbeitet". Aber wir ſehen die Werkzeuge, deren man ſich dabei bedient: Tiſche auf denen der Delinquent ausgeſtreckt wird, um von unten nach oben zerſtückelt zu werden; Kreuze, kleine Käfige zur Ausſetzung von Schädeln; mit Leim gefüllte Gefäße zur vorhergehenden Präparirung der Köpfe. Alle dieſe Geräthſchaften tragen friſche Spuren des Gebrauches. Zur Zeit der großen Hinrichtungen, im Frühling und Herbſt, iſt der Boden buchſtäblich mit Blut getränkt. Und dies hindert die Töpfer gegenüber nicht an ihrer Arbeit!

---

(2. December.) Der Vice-König hatte die Güte, für die Reise nach Makao den Peng-chao-hoy zu meiner Verfügung zu stellen. Dieser prachtvolle Steamer, ein im Dienste der Zollbehörden gebrauchtes Staatsschiff, wird von einem ehemaligen Offizier unserer Marine, dem Kapitän Vasallo aus Prag, befehligt. Um fünf Uhr Morgens holte er mich in seinem Gig ab. Nachdem der Peng durch seine Kanonensalve die friedlichen Bewohner von Shamien 'aus dem Schlafe geschreckt, zieht er Oesterreichs weiß-rothe Flagge auf, die wohl zum ersten Male neben dem gelben Drachen des Reiches der Mitte weht. Vorsichtig windet er sich durch den Wald von Djonken und rauscht dann, zwölf Knoten in der Stunde laufend, den Pearl-River hinab.

Wer Kanton nicht sah, hat China nicht gesehen. Peking ist Central-Asien, die Stadt der Bibel, seinem Wesen nach ein Feldlager, das Zelt des Nomaden auf einem Rasttage. Kanton ist China, Peking die Mongolei. In Kanton, dem Mittel- und Brennpunkte einer ungeheuren, falsch civilisirten, raffinirten, verderbten Bevölkerung pulsirt chinesisches Leben. Das Auge ist überrascht und angezogen, aber alsbald wendet es sich mit Ekel ab.

Das Frühstück wird in der Kabine des liebenswürdigen Kapitäns eingenommen. Dort sind wir in Oesterreich: Wiener Möbel, Wiener Vorhänge und Teppiche. An den Wänden die Porträts des Kaisers, der Kaiserin, des Erzherzogs Max und viele Ansichten aus unserem lieben fernen Vaterlande. Beim Dessert wird der dem Wiener werthe Gumboldskirchner Wein kredenzt.

Um zwei Uhr Nachmittags dampft der Peng um das Fort da Barra, auf dessen Wällen die portugiesischen Quinas wehen. Einige Minuten später gehen wir in Makao an Land.

## VII.

## Makao.

**Vom 2. zum 4. December.**

Sein Verfall. — Die Kulifrage. — Zunahme des chinesischen Elementes. — Camões.

Makao ist bekanntlich eine kleine aus drei Hügeln, welche ein Plateau unter einander verbindet, bestehende, mit Häusern bedeckte Halbinsel. Eine schmale Landzunge verbindet sie mit dem Kontinent. Soweit ist die Aehnlichkeit mit Kadix auffallend.

---

Es ist Festtag. Ich stehe vor der Kirche mit einer Gruppe junger Leute in bunten, auf Eleganz Anspruch machenden Toiletten. Man kennt den fragwürdigen Geschmack der Söhne Iberiens aus den Mittelklassen, der sich besonders an Sonntagen bemerklich macht. Wir betrachten uns die Damenwelt. Unförmliche Fleischmassen, in schwarzseidene Mantillen gehüllt, mit fahlen Gesichtern und geschlitzten Augen. Mühselig steigen sie aus ihren Tragsesseln. Die Dueñas und malaiischen Zofen folgen der Gebieterin zu Fuße. In der Kirche lassen sich Alle nach portugiesischer Sitte auf die Fersen nieder, murmeln ihre Gebete und rauschen mit den Fächern. Die Dienerinnen, wie alle Weiber aus dem Volke, unterscheiden sich von der Herrin durch einen dunkleren Teint, denn ein größerer Beisatz chinesischen oder malaiischen Blutes fließt in ihren Adern, durch geringere Beleibtheit und statt der schwarzen durch grellfarbige Kapuzen. Makao zählt kaum mehr zwölf Familien von rein portugiesischem Blute. In diese Zahl sind nicht begriffen die Aerzte und die schlecht bezahlten Civil- und Militärbeamten, welche die Regierung zu gewissen Epochen hierher sendet und nach Ablauf ihrer Dienstzeit wieder nach Hause bringen läßt.

Die ſchönen Tage, wo die Portugieſen nach Makao kamen, um reich zu werden, gehören ja der Geſchichte an, ſind gewiſſermaßen eine Mythe geworden. Niemand gedeiht hier außer die Kulihändler und die Eigenthümer von Spielhäuſern. Wenn man letztere ſchlöſſe, wurde mir geſagt, würde das Gras in den Straßen wachſen. Außer den Portugieſen gibt es hier drei engliſche und fünf deutſche Reſidenten, die einen wie die anderen Kaufleute ohne Geſchäfte. Zuweilen vereinigt ſie der Gouverneur bei ſich. Dieſe ſehr ſeltenen Soiréen bieten der luſitaniſchen und der germaniſchen Raſſe die einzige Gelegenheit ſich zu begegnen, die Gaſſen ausgenommen, die immer verödet ſind, in auffallendem Gegenſatze zu dem äußerſt belebten Viertel der Chineſen. Dort geht es gar lebhaft her. Wohlverſehene Butiken mit ungeheuren Aushängeſchildern wechſeln da mit ſtets gefüllten Speiſe- und Spielhäuſern. Zwiſchen einer doppelten Reihe niederer Gebäude im chineſiſchen Style drängen ſich Krämer ihre Waare ausrufend, Laſtträger mit Waarenballen, zahlloſes Volk, Männer, Weiber und Kinder. Man iſt in China, aber um jene Ecke biegend, ſind wir mit Einem Male in eine portugieſiſche Provinzialſtadt gerathen. Kein menſchliches Weſen zu ſehen, höchſtens ein paar Soldaten, die ihr Cherut rauchend vorüberſchlendern; ſehr ſelten ein Tragſeſſel, kaum vermögend die Dame zu faſſen, welche ihn einnimmt; wir haben ihre Bekanntſchaft bereits in der Kirche gemacht. Die Häuſer ſind maſſiv aus Stein gebaut, roth oder gelb übertüncht und tragen das ausgeſprochene Gepräge des Mutterlandes. Es läßt ſich behaupten, daß keines älter iſt als 1622 und keines jünger als 1650. Hinter den Häuſern und zu beiden Seiten, über Mauern, auf denen Vaſen mit Agaven ſtehen oder die plumpe Steinbaluſtraden krönen, ragen Cedern empor, Pinien, Bananen, exotiſche Büſche mit glänzenden Blättern. Die prachtvolle Kathedrale von Sankt Paul, von den Jeſuiten am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts erbaut, unter dem Miniſterium Pombal in eine Kaſerne verwandelt, wurde vor einigen Jahren

ein Raub der Flammen. Nichts blieb als die trotz einiger Ueberladung schöne Fassade. Die übrigen Kirchen sind barocke oder ganz schmucklose Bauten. Die vielen zu ihnen emporführenden Rampen und Treppen, die schweren Steingeländer erinnern an Abrantes, Santarem, Viseu. Bei jedem Schritte erfreut sich das Auge am Anblicke stattlicher Gebäude. Es sind ehemalige Mönchs- und Nonnenklöster, dermalen in Kasernen ohne Soldaten umgestaltet, in Museen ohne Kunstschätze, in Kanzleien, die überfüllt sind mit hungrigen Beamten. Die Praya grande oder der Quai ist eine dem Meere südwärts zugewandte Häuserreihe; sie erinnert an die Junqueira in Lissabon. Die Makaesen vergleichen sie mit der Chiaja in Neapel; eine etwas gewagte Hyperbel. Hier genießt man im Sommer der Südwest-Monsoons und in allen Jahreszeiten einer reizenden Aussicht nach der Küste des Festlandes und dem es umgürtenden Archipel. Diese Inseln, obgleich ganz nackt, höchstens mit einigen sonnverbrannten Büschen bewachsen, fesseln den Blick durch ihre phantastischen Umrisse und schmücken sich mit den wechselnden Tönen, welche der Himmel, wenn auch weniger schön als im südlichen Europa, Morgens und Abends über sie ergießt.

Das chinesische Element ist in stetiger Zunahme begriffen. Dies begreift sich. Der Chinese vertritt das Leben, der Portugiese den Schlummer, wenn nicht den Tod. Daher kommt es, daß viele schöne alte portugiesische Häuser in chinesischen Besitz gelangten. Ich habe einige besucht. Die Metamorphose ist vollständig. Das Madonnenbild, welches gewiß in keinem Haushalte fehlte, ersetzt der Altar der Voreltern. Keine Spur mehr von der einfachen Einrichtung, von dem vornehmen Verschmähen der Bequemlichkeiten des Lebens, welches die iberische Rasse und ihre Wohnsitze kennzeichnet. Jetzt sind diese Räume überfüllt mit Spielsachen, mit nutzlosem Geräthe, Rollen von bemaltem Papier oder Seidenstoffen, mit all' den namenlosen Kleinigkeiten, welche der Einheimische liebt und die wir gemeinhin Chinoiserien

nennen. Während die engliſchen und deutſchen Reſidenten allmälig fortziehen, weil ſie keine Geſchäfte mehr machen, während das portugieſiſche Element, durch fortwährende Aufnahme aſiatiſchen Blutes entartet, allmälig ausſtirbt, bewirkt der Chineſe durch ſeine bewunderungswürdige Thätigkeit und Mäßigkeit, was ſeine Regierung*) weder durch Liſt noch mit Gewalt erreichen konnte: er ergreift, noch im Schatten der portugieſiſchen Flagge, Beſitz von dem einſt durch luſitaniſche Helden eroberten Gebiet.

Das Ueberhandnehmen des den Portugieſen ſo verhaßten chineſiſchen Elementes gab zu einer Vorſchrift Veranlaſſung, welche den in Kalifornien beſtehenden, gegen die gelbe Raſſe gerichteten Geſetzen würdig zur Seite ſteht. In Makao iſt den Chineſen unterſagt, auf der Praya grande und in den anſtoßenden Gaſſen Häuſer in ihrem Style zu erbauen. Eine ungerechte, unpolitiſche und ohnmächtige Maßregel. Die Folge iſt, daß die Chineſen portugieſiſche Häuſer kaufen. Sobald letztere in den Beſitz ihrer neuen Erwerber gerathen ſind, verdoppelt ſich ihr Werth. Ich wohne hier in einem geräumigen prachtvollen Herrenhauſe, das in einem ſchönen Garten ſteht, unweit der Praya grande. Die Eigenthümer, welche es nicht verkaufen wollen, haben es um einen Spottpreis, um vierzig Dollars monatlich, an einen europäiſchen Kaufmann vermiethet, deſſen Familie hier die Sommermonate zubringt! Im Beſitz eines Chineſen würde es mindeſtens den doppelten Werth haben.

Die Urſachen des Verfalles ſind die chineſiſche Konkurrenz und die Eröffnung der Treaty-Ports.**)

Alles hat ſich alſo zum Untergange Makao's verſchworen. Und doch war es das große Emporium der erſten portugieſiſchen Kaufherren und ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts der Brennpunkt katholiſcher Wiſſenſchaft und katholiſchen Lebens

*) Die chineſiſche Regierung hat die Beſitzergreifung der Halbinſel Makao durch die Portugieſen niemals anerkannt.

**) Siehe S. 533.

im äußersten Osten. Noch heute ist es das schwache Band, welches die portugiesische Mischrasse mit der christlichen Gesellschaft verbindet.

---

Ich empfing heute mehrere Besuche. Der Gouverneur Vice-Admiral Sergio de Souza scheint seine Beliebtheit zu verdienen. Ihm verdankt Makao die gut erhaltenen Straßen und alle anderen Vortheile einer trefflich gehandhabten Aedilität. Viel Sorge verursacht ihm die Auswanderung der Kuli. Nach Möglichkeit sorgt er für das Wohl dieser Menschen.

Die Kaufleute, welche ich sah, sprachen mit Gereiztheit über die Stockung des Handels: „Kanton", sagten sie mir, „ist ganz gesunken, und Makao war so zu sagen nur eine Succursale Kanton's. Die Schiffe, welche dort schwarzen Thee eingenommen, vervollständigten hier ihre Ladung. Aber der Thee kommt jetzt weder nach Kanton noch nach Makao, sondern sucht die Häfen des Yang-tse-kiang. Also keine Schiffe, kein Thee, keine Geschäfte. Der Kulihandel allein gibt Profit, aber Leute, die sich achten, Engländer und Deutsche, nehmen hieran keinen Theil. So weit hat uns die Schwäche und Engherzigkeit der englischen Regierung gebracht. Wir brauchen eine kräftige Politik." Also je mehr man leidet, desto kriegerischer wird die Stimmung. In den Augen der Kaufleute ist das einzige, das sichere Heilmittel der Krieg.

---

Ich besah die Barrancões heute sehr eingehend. Es ist ein blutroth getünchtes Gebäude, welches mehrere Säle enthält. In letzteren belehren große Maueranschläge die Kuli über die Bedingungen, unter welchen sie sich nach Peru oder nach der Havana verdingen können. Bei ihrer Ankunft vom Festlande werden sie in den Barrancões eingesperrt, sodann in einem dieser Säle versammelt. Man liest ihnen die Bedingungen vor und befragt sie zu wiederholten Malen, ob sie noch immer zur

Auswanderung entschlossen seien. Sodann haben sie ihre endgültige Einwilligung vor dem Notar abzugeben. Ist dies geschehen, so sind sie gebunden. Viele nehmen im letzten Augenblicke ihr Wort zurück. Erst unlängst verlangten von Achthundert Fünfhundert nach ihrer Heimath zurückgeschickt zu werden. Da sie das verhängnißvolle Jawort noch nicht gesprochen hatten, wurde dem Begehren willfahren. Die Angeworbenen werden an Bord gebracht. Diese Einschiffungen finden dreimal in der Woche statt. Die Schiffe, meist Schnellsegler, verlassen die Rhede, sobald ihre Ladung vollständig ist, dubliren, je nach ihrer Bestimmung, Cap Horn oder das Cap der guten Hoffnung und bringen gewöhnlich drei Monate auf der Ueberfahrt zu. Nächstens werden Dampfer die Segelschiffe ersetzen. Dem Gouverneur liegt es ob, darüber zu wachen, daß die gesetzlich festgestellte Anzahl der Einzuschiffenden nicht überschritten werde.

Unparteiische Zeugen bestätigen, daß Admiral Souza angelegentlich bemüht ist, unfreiwillige Einschiffungen hintanzuhalten. Zu diesem Ende begünstigt er eine Uebung, welche am Ende der Reise für jeden in guter Verfassung ausgeschifften Kuli dem Kapitän eine Prämie von einem Pfund Sterling und seinem ersten Officier von fünf Schillingen zusichert. Aber die menschenfreundlichen Bestrebungen des portugiesischen Gouverneurs, so wie die strengen Maßregeln der chinesischen Behörden, welche jeden in ihre Hände fallenden Werbeagenten ohne Weiteres hinrichten lassen, werden häufig vereitelt durch die Käuflichkeit der Unterbeamten, durch die Bestechung, welche die „Brokers", fast immer Spanier und Portugiesen, zu üben wissen, insbesondere aber durch die Schiffskapitäne selbst. Letztere verlassen Makao, nachdem sie ihre normale Ladung Menschenfleisch eingenommen haben; aber statt ihren Kurs nach Amerika zu nehmen, laufen sie an irgend einem nahen verlassenen Punkte der Küste an. Dort harren ihrer chinesische Werber mit einem neuen Vorrathe unfreiwilliger Auswanderer, welche unbarmherzig in die unteren Schiffsräume gesteckt werden.

Die Agenten oder Beherer wenden verschiedene Kunstgriffe an. Eine häufig gebrauchte List ist folgende. Der Werber geht von Dorf zu Dorf, jammert über die schlechten Zeiten, spricht von dem glücklichen Loose der Brüder in Amerika und erzählt, daß er zur Auswanderung entschlossen sei. Er findet Glauben, beredet Einige oder Mehrere ihm zu folgen und bringt sie nach Makao. Dort vollzieht er mit ihnen in den Barrancões die vorgeschriebenen Förmlichkeiten. Den Schluß derselben macht die endgültige Zusage. Zu diesem Zwecke treten die Kuli zwischen Geländern, wie man deren an unsern Theatern und in den Bahnhöfen sieht, hinter einander gehend vor den Notar, um die bindende Erklärung abzugeben. Der Werber ist zu artig, um den Vortritt zu beanspruchen. Er will in seiner Demuth der Letzte sein. Während sie sich langsam dem Schreibpulte nähern, macht er sich aus dem Staube.

Von dem Sklavenhandel dürfte sich das Kuligeschäft in moralischer und physischer Beziehung kaum wesentlich unterscheiden. Vielleicht hatten die Neger während der immer grauenhaften Ueberfahrt etwas mehr zu leiden; aber am Orte ihrer Bestimmung angelangt, fanden sie, wenn nicht in der Menschlichkeit, so doch im Interesse ihres Eigenthümers, der sein Kapital nicht verlieren wollte, eine gewisse Bürgschaft verhältnißmäßigen Wohlseins. Die Kuli entbehren dieser Gewähr; und ihr Loos ist, wie man mir sagt, auch deshalb beklagenswerther, weil sie einer der schwarzen weit überlegenen Rasse angehören.

---

Bekanntlich hat Camões die Lusiaden in Makao gedichtet. In einem noch in seiner Verwahrlosung wundervollen Garten, zwischen natürlichen Felsen und alten Bäumen, zeigt man auf einer Anhöhe die Grotte des Sängers. Ein einsames entlegenes Plätzchen. Die Stille nur unterbrochen durch das Flüstern der Zweige. Mit Entzücken streift das Auge über Wasser und Land hin, über die Stadt, die Küste, den Archipel.

Wie ſollte man da nicht Taſſo's gedenken und ſeiner Eiche in Sant Onofrio. Eine letzte trübe, wehmüthig ſchöne Analogie zwiſchen den beiden hart geprüften Zeitgenoſſen!

Auf einem Steine wurden einige Verſe aus den Luſiaden eingegraben: Klagen über königlichen Undank. Man hätte beſſer wählen können. Warum das Intereſſe für Camões auf die Entbehrungen des armen Edelmannes beſchränken? Warum nicht lieber dem Barden folgen in die luftige Höhe des Parnaß? Dort unter ſeinen Pairs feiert er die glänzendſten Triumphe. Die Begeiſterung, das Bedürfniß zu dichten, wie die Nachtigall ſingt, weil ſie muß, die Vaterlandsliebe, die Treue für das angeſtammte Königshaus entlockten ſeiner Leier ihre bezaubernden Töne, und nicht der Durſt nach Hofgunſt, das Verlangen nach etwas Geld oder nach einem Bande. Wenige Schritte von der Grotte befindet ſich ein Gewölbe, durch deſſen Spalten der Poet, einer Sage nach, die Sterne beobachtete. Armer Camões, dein Stern erblich damals, aber er erſchien wieder am Himmel, wo er leuchten wird bis an das Ende der Zeit.

---

## VIII.

### Auf der Heimfahrt.

**Vom 6. December bis 13. Januar (1872).**

Abreiſe von Hongkong. — Die Miſſionäre in China. — Europäiſche Beziehungen zum Reiche der Mitte. — Ankunft in Marſeille.

(6. December.) Genau um Mittag dampfte der Tigre, Kapitän Boilève der Meſſageries Maritimes, aus dem Hafen von Hongkong. Der jetzt herrſchende Nord-Oſt-Monſoon läßt uns hoffen, Marſeille in achtunddreißig Tagen zu erreichen.

Dem „äußerſten Oſten" Lebewohl ſagend, fühle ich mich wie beſtürmt von angenehmen Erinnerungen. Ich gedenke der

freundlichen Aufnahme, die mir dort zu Theil ward und bemerke jetzt erst, daß ich, mit Ausnahme der ersten Tage in Yokohama und der Reisen im Innern, seit ich San-Francisko verließ, in keinem Wirthshause geschlafen habe.

In Europa ziehe ich das Hotel vor; aber hier ist dies anders. Eure Freunde entdecken Eure Reisepläne und verständigen hiervon ihre Korrespondenten in den anderen Häfen. Der Dampfer läuft ein. Eine Flottille von Sampanen, von kleinen Kähnen und Nachen aller Art umgeben ihn sofort. Ein schmucker Gig nähert sich; die Matrosen tragen Livree; am Steuer sitzt, sein Cherut im Munde, ein junger Elegant, weiß gekleidet vom Wirbel bis zur Zehe. Er stürzt an Bord, sucht, errathet, entführt Dich. Deine Boys und seine Boys sorgen für das Gepäck. Nun bist Du gelandet und in einem schönen, durch die Veranda etwas verdunkelten Zimmer untergebracht. Das Bad ist bereit, die Toilette alsbald gemacht, das Diner angesagt. Im Salon erwartet Dich die Frau vom Hause in großer Toilette. Meist jung, oft hübsch, immer liebenswürdig, weil offenbar erfreut über den Besuch. Jedermann ist es; denn Deine Ankunft unterbricht die Monotonie, diese Geißel des kolonialen Daseins. Ein frisch ausgeschiffter Europäer, der gekommen ist, um sich zu unterhalten und nicht um Anderen Konkurrenz zu machen, dieser seltene Vogel ist gewiß willkommen. Ich verweile nicht bei den materiellen, übrigens nicht zu unterschätzenden Genüssen dieser schönen oft fürstlichen Gastfreundschaft. Ich hebe besonders die geistigen Vortheile hervor. Du bist mit Einem Male in den Familienkreis eingelassen und zugleich in eine neue Welt versetzt. Jeder Tag ist reich an neuen Eindrücken und Beobachtungen. Man rechne nur die Stunden nach, die der Reisende in unseren Hotels allein zubringt und die, insofern es sich um Belehrung handelt, zu den verlorenen gehören. Hier vom Morgen zum Abende bist Du nie allein, und Du hörst von nichts sprechen als von lokalen Angelegenheiten, die sich auf China oder Japan beziehen und die Dich eben inter-

essiren, da Du um ihretwillen gekommen bist. Während Dein Hauswirth auf seiner Kanzlei oder in seinem Kontor arbeitet, schwatzest Du mit seiner Frau oder gehst mit ihr spazieren, oder Du spielst mit ihren Kindern oder nimmst bei der chinesischen Bonne im bitchen english Unterricht. Kurz, Du hörst nur vom Reiche der Mitte oder von dem der aufgehenden Sonne sprechen. Zu jeder Stunde bist Du dort.

---

Die Ueberfahrt gibt Zeit und Stimmung zu einem Rückblick auf das Gesehene. Wie steht es mit den beiden in den Treaty-Ports so viel besprochenen großen Fragen: den Missionären und den künftigen Beziehungen Europa's zu China.

* * *

Unerachtet der Bemühungen der französischen Regierung durch ihren Gesandten Herrn von Lagrenée ein Toleranzedikt zu Gunsten der Christen zu erlangen, blieb unser Glaube im Reiche der Mitte auf das Strengste verpönt. Die Missionäre, welche das Evangelium predigten, die Eingeborenen, welche die Taufe empfingen, waren nach wie vor die Opfer periodischer Verfolgungen und ununterbrochener Plackereien. Ihr Schicksal, ihr Vermögen, ja selbst ihr Leben lagen in den Händen des Mandarins. Das Beste, das Wünschenswertheste für sie war, daß er ihr Dasein vornehm ignorirte.

Die von China mit England und Frankreich geschlossenen Verträge von Tien-tsin und die nachträglichen Konventionen von Peking haben diese Zustände gründlich verändert.*)

„Die christliche Religion", sagt der achte Artikel des englischen Vertrages, „so wie sie von den Protestanten und den

*) Der englische Vertrag wurde zu Tien-tsin am 26. Juni 1858 unterzeichnet, die nachträgliche Konvention in Peking am 24. Oktober 1860; der französische Vertrag zu Tien-tsin am 27. Juni 1858, die nachträgliche Konvention zu Peking am 25. Oktober 1860.

römisch-katholischen Christen geübt wird, empfiehlt dem Menschen tugendhaft zu sein und Andere zu behandeln wie er selbst wünscht behandelt zu werden. Daher werden jene, welche diese Religion lehren, Anspruch auf den Schutz der chinesischen Behörden haben und nicht verfolgt oder (in ihrem Berufe) behindert werden können, sofern sie ihren eigenen Geschäften friedlich nachgehen und ihnen keine Uebertretung der Gesetze zur Last fällt."

Der viel eingehendere dreizehnte Artikel des französischen Vertrages lautet folgendermaßen:

„Da die christliche Religion zum Zwecke hat, den Menschen tugendhaft zu machen, so werden die Angehörigen aller christlichen Glaubensgenossenschaften vollkommene Sicherheit genießen sowohl für ihre Personen, als für ihr Eigenthum und die freie Ausübung ihrer Religion; auch wird den sich friedfertig in das Innere begebenden, zu diesem Ende mit regelmäßigen Pässen versehenen Missionären wirksamer Schutz geleistet werden. Die Behörden des chinesischen Reiches werden Niemanden in dem Rechte behindern, welches Jedermann in China besitzt, nämlich in dem Recht, die christliche Religion freiwillig anzunehmen und auszuüben, ohne deshalb in Strafe zu verfallen."

Der sechste Artikel der Zusatz-Konvention von Peking fügt zu diesen Bestimmungen eine wichtige Klausel: „die religiösen Niederlassungen der Christen und ihre wohlthätigen Anstalten, welche zur Zeit der Verfolgungen unterdrückt und eingezogen wurden, sollen den ehemaligen Eigenthümern mit den Kirchhöfen und sonstigen dazu gehörigen Gebäuden zurückerstattet werden."

Die Gesammtzahl der katholischen Chinesen im ganzen Reiche wird, gewiß sehr willkürlich, auf eine halbe, auf eine, auf zwei Millionen veranschlagt. Die bedeutendsten christlichen Gemeinden befinden sich in den Provinzen Sze-chuen, Kiang-su, Ngan-hwei und Chi-li. Ungefähr fünfhundert europäische Mis-

ſionäre, deren drei Viertheile Franzoſen ſind und hundertſechzig bis zweihundert chineſiſche Prieſter üben die Seelſorge aus. Folgendermaßen ſind ſie über das Reich vertheilt.

Prieſter der Miſſion étrangère de Paris (ſämmtlich Franzoſen) in den Provinzen Kwang-tung und Kwang-ſi (in letzterer haben ſie wegen der Feindſeligkeit der Bevölkerung bisher noch nicht feſten Fuß gefaßt); in Sze-chuen, Yünan und Kwei-chow; überdies in der Mandjurei und in Thibet. Aus Korea wurden ſie vertrieben.

Die Dominikaner (Spanier) in Fuh-kien, Hunan und auf der Inſel Formoſa.

Die Prieſter der „Kongregation von der Miſſion genannt Lazariſten" (Franzoſen) im Che-kiang, Nord-Chi-li (Peking), Weſt-Chi-li und Kiang-ſi.

Die Jeſuiten (Franzoſen und einige Italiener) in Kiang-ſu, Süd-Chili und Ngan-hwei.

Die Franciskaner (Italiener) in Shan-ſi, Shen-ſu, Kang-ſu und Hu-peh.

Die Prieſter der römiſchen Propaganda Fide (Italiener) in Honan, wo ſie jedoch bisher, gleichfalls wegen der feindſeligen Haltung des Volkes, nicht eindringen konnten; auf der Inſel Hongkong und in dem zur Provinz Kwang-tung gehörigen Diſtrikte Se-non.

Die Prieſter der belgiſchen „Kongregation für die Miſſionen in China" (Belgier) in der Mongolei.

Die Schweſtern vom heiligen Vincenz de Paula (Franzöſinnen) in Peking, Ning-po, Shanghai, Hang-chow (Che-kiang) und auf den Inſeln Chu-ſan.

Die Karmeliterinnen in Shanghai.

Die Hülfſchweſtern der armen Seelen im Fegefeuer (Franzöſinnen) in Sü-kia-wei.

Die Schweſtern des heiligen Paul von Chartres (Franzöſinnen) in Kanton, ſeit dem Tien-tſiner Blutbade in Hongkong.

Die Schweſtern von Canoſſa (Italienerinnen) in Hongkong.

Die italieniſchen Schweſtern in Hang-kow am Yang-tſe-kiang.

In jeder Provinz gibt es ein General-Vikariat. Sze-chuen und Chi-li zählen deren drei. Je nach der Anzahl der Prieſter und der Chriſtenheiten iſt jedes Vikariat in mehrere Diſtrikte getheilt.

Die in Rom reſidirende Propaganda Fide bildet das Band zwiſchen den Miſſionen und dem heiligen Stuhl. Der General-Prokurator, gegenwärtig Pater Raimondi, der ſeinen Sitz in Hongkong hat, unterhält den Verkehr zwiſchen Rom und den apoſtoliſchen Vikariaten. Seine Briefe erreichen die entfernteſten Biſchofsſitze binnen dritthalb Monaten.

Die chineſiſchen Prieſter gehören ſämmtlich altchriſtlichen das heißt Familien an, welche ſeit zwei- oder dreihundert Jahren katholiſch ſind. Neophyten werden nur in Folge eines ſelten erbetenen, noch ſeltener gewährten Dispens zur Prieſterweihe zugelaſſen. Die eingeborenen Prieſter ſchildert man als gläubig, dem Studium ergeben, meiſt eifrig, aber ohne Thatkraft, ſchüchtern und unfähig eine „Chriſtenheit" zu leiten. Sie lieben und ſuchen theologiſche Diskuſſionen; aber mehr ſpitzfindig als tief erheben ſie ſich in der Wiſſenſchaft ſelten über eine gewiſſe Grenze. Die Ueberlegenheit der europäiſchen Miſſionäre fühlen ſie, zuweilen nicht ohne einige Bitterkeit; aber ſanft und mit Klugheit behandelt, ſind ſie treffliche Gehülfen. Allgemein wird ihnen Sittenreinheit nachgerühmt. Die höheren Stellen der Hierarchie, wie Biſchofsſitze, blieben ihnen bisher verſchloſſen.

Die eingeborenen Kloſterfrauen ſind ſehr gute Weſen, die ſehr wohlthätig wirken, aber einer beſtändigen Leitung bedürfen.

Damit eine Miſſion gedeihe iſt es nöthig, daß die ihr angehörigen Miſſionäre unter einander in häufigem und regelmäßigem Verkehre ſtehen. In vielen Provinzen iſt dies wegen der ungeheuren Entfernungen geradezu unmöglich. Aber bei Errichtung neuer Miſſionen wird darauf Bedacht genommen,

daß die Kirchsprengel an einander grenzen und die Priester sich ein- oder zweimal im Monate sehen können.

Die Katechumenen werden als die Pioniere des Christenthums benutzt. Sie gehen von Dorf zu Dorf, erregen zuerst Neugierde, dann Interesse, beantworten die an sie gestellten Fragen und lassen zuweilen dauernde Spuren ihrer vorübergehenden Erscheinung zurück. Ihnen folgen eingeborene Priester; sie beginnen den Unterricht und suchen die gute Stimmung zu erhalten. Erst wenn der Boden gehörig vorbereitet, begeben sich die Missionäre an Ort und Stelle, vollenden die Belehrung, verleihen die Taufe und gründen eine „Christenheit". In Betreff des weiblichen Geschlechtes liegen die Vorarbeiten den einheimischen Schwestern ob. Sie gehen wie die Katechumenen zu Werke, versammeln die Frauen und jungen Mädchen des Dorfes in dem Hause eines Freundes, erklären die Grundwahrheiten des Glaubens, erwecken den Wunsch der Bekehrung. Ist ihre Sendung bis zu einem gewissen Grade gelungen, so erscheinen die Missionäre, vervollständigen den Unterricht und ertheilen die Taufe. Die Neophyten sind selten eifrige Katholiken, aber sie bleiben treu so lange sie in ihrer Gemeinde leben. Diejenigen, welche viel reisen, lange Zeit vom Hause abwesend sind oder sich in heidnischen Gegenden niederlassen, verlieren leicht den Glauben, fallen aber selten ausdrücklich von ihm ab. Die alten Christen hängen dagegen an ihrer Religion. In Sze-chuen, wo sie sehr zahlreich sind, haben sie das Gefühl ihrer Stärke und vertheidigen sich tapfer, zuweilen mit gewaffneter Hand, gegen die Nachstellungen der Literaten.

Jedermann kennt die Gefahren, welchen das Apostolat in China ausgesetzt ist. Weniger bekannt ist die elende ärmliche Lebensart der Missionäre und der Schwestern. Furchtbar mäht der Tod in den Reihen dieser muthigen Männer, dieser opferwilligen Frauen. „Wir kamen", sagte mir ein Missionär, „vor zehn Jahren aus Europa; mit den sechs Schwestern waren wir vierundzwanzig. Sie sind alle todt bis auf vier, deren

einer ich bin. Die Diplomaten und Konsuln ertragen den Aufenthalt in China ganz wohl. Die große Sterblichkeit unter uns kann also nicht dem Klima zur Last gelegt werden, sondern unserer Lebensart, der chinesischen Kost, dem Mangel an ärztlicher Hülfe und den vielen Entbehrungen."

Während meiner Reisen in China bildeten die Missionäre das allgemeine Tagesgespräch der Ausländer. Das Memorandum des Prinzen Kung*) und die Tien-tsiner Mordthaten hatten die Priester und Schwestern auf die Tagesordnung gesetzt. Jedermann, die chinesische Regierung, die Missionäre selbst, endlich die Vertreter der christlichen Mächte gaben ihre Meinung über die „Missionsfrage" ab.

Hören wir sie!

Zunächst die Ansicht der Trade-Ports. Niemand hat sie noch besser zusammengefaßt als Herr Medhurst in seinem bereits von mir citirten Buche.**) Herr Medhurst ist Engländer und Protestant.

„Es ist jetzt Mode", sagt er, „sich über die protestantischen Missionäre zu beklagen und sie zu ihrem Nachtheile mit den römisch-katholischen Priestern zu vergleichen. Dies ist eine Ungerechtigkeit. Ich werde keine solchen Parallelen ziehen, sondern einfach die Wirksamkeit beider Theile prüfen. . . . . Die katholischen Missionäre, obgleich sie im Vergleich mit den protestantischen Legion sind, lassen sich wenig sehen. Ihr System besteht darin, daß sie, gleich nach ihrer Ankunft, so weit als möglich in das Innere dringen, jede Berührung mit den europäischen Kaufleuten vermeiden, sich als Chinesen verkleiden und ihren Beruf im Dunkel und ohne Unterlaß in den verschiedenen

*) Es bildet eine Beilage des Rundschreibens des Tsungli-Yamen vom 9. Februar 1871.

**) The foreigner in far Cathay. Der Leser wolle mir geneigtest den Anachronismus nachsehen, den ich begehe, indem ich in ein im Jahre 1871 geschriebenes Tagebuch Citationen aus einem 1872 erschienenen Buche aufnehme.

Stationen üben, welche ihre Vorgänger und Brüder ſeit Jahren wenn nicht ſeit Jahrhunderten beſaßen. Ihre Aufopferung iſt merkwürdig, ihre Erfolge erſtaunlich, und ich gehöre zu jenen, welche glauben, daß ſie ſehr viel Gutes thaten und noch thun. Sie ſuchen durch die Erziehung Proſelyten zu machen, ein nothwendiger Weiſe langſames Verfahren, aber gerechtfertigt durch die zahlreichen und ſoliden Bekehrungen. In den Städten oder Dörfern, wo ſich eine römiſche Miſſion befindet, gibt es immer einen Kern chriſtlicher Familien, in denen ſich der Glaube von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt hat, und oft war ich überraſcht durch die Ruhe und das ehrbare Weſen, welche man in dieſen Gemeinden findet, beſonders wenn man ſie vergleicht mit der ſie umgebenden heidniſchen Bevölkerung, ſowie durch den Gehorſam und die Anhänglichkeit, welche die Bekehrten für ihre geiſtlichen Väter, ſo nennen ſie die Prieſter, ſtets an den Tag legen."

Herr Medhurſt mißbilligt die oben gegebenen Beſtimmungen der franzöſiſchen Verträge. Den katholiſchen Prieſtern, meint er, die bisher gewiſſermaßen im Verborgenen wirken mußten, ſei in Folge dieſer großen Zugeſtändniſſe der Kamm geſchwollen. Sie verlangen Rückſtellung von Gütern, welche vor langen Jahren und aus politiſchen Gründen eingezogen wurden; ſie maßen ſich eine Gerichtsbarkeit über die eingebornen Glaubensgenoſſen an und ermuthigen dieſe, ihre Pflichten als chineſiſche Unterthanen nicht zu erfüllen.

Die Miſſionäre, die katholiſchen wie die proteſtantiſchen, begehen auch einen Fehler durch Erbauung prachtvoller Kirchen und hoher Thürme, wodurch gewiſſe chineſiſche Vorurtheile verletzt werden.

Endlich tadelt der Verfaſſer an den barmherzigen Schweſtern, daß ſie durch Aufnahme von Kindern in ihre Waiſenhäuſer den Feinden der Ausländer willkommenen Stoff zu verleumderiſchen Gerüchten gewähren.

Andere Stimmen, weniger gemäßigt als Herr Medhurſt,

ſprechen überhaupt den Miſſionen jede praktiſche Nützlichkeit ab. Doch auch ſie, wie Jedermann, wie alle jene, mit denen ich hierüber ſprach, beſtätigen die große Ueberlegenheit der katholiſchen über die proteſtantiſchen Miſſionäre. Die erſten katholiſchen Anſtalten entſtanden vor dreihundert Jahren. Der Unterricht und die Verbreitung des Glaubens wurden nie ganz eingeſtellt, und unter den zahlreichen über das ganze ungeheure Land zerſtreuten Chriſtenheiten gibt es einige ſehr bedeutende. Die römiſchen Miſſionäre kennen China beſſer als irgend Jemand, und durch ſie erhält man aus den entfernteſten und unzugänglichſten Punkten des Reiches die beſten und verläßlichſten Nachrichten.*) Alles dies gibt man gerne zu. Aber man fürchtet, daß die Miſſionäre zu große Anſprüche erheben, dadurch die Mandarine in üble Stimmung verſetzen und ſo mittelbar dem Handelsverkehr Nachtheil zufügen.

Wozu, ſagt man, die Verkündigung des Evangeliums? Die Chineſen verſtehen es nicht. Sie ſind nicht reif für die Dogmen des Chriſtenthums. Man laſſe die Zeit wirken. Zuerſt werde civiliſirt und dann gepredigt und bekehrt! Schon fiel die große Mauer, welche China umfing. Unſere Kanonen haben die erſte Breſche hineingeſchoſſen. Ein neues Element drang in das erſt noch verlaſſene, jetzt immer mehr und mehr ſich erſchließende Land. Dies neue Element ſind wir. Wir bringen den Chineſen unſere Ideen, wir geben ihnen das Beiſpiel der Sicherheit, der gut gepflaſterten, gefegten, erleuchteten Straßen, der Eiſenbahnen und des Telegraphen. Hierzu tritt der Einfluß der aus Amerika, Auſtralien und anderen Anſiedelungen in der Meerenge von Malacca zurückkehrenden Chineſen. Sie haben dort bis zu einem gewiſſen Grade den Geſchmack, die Ideen, die Gewohnheiten der Europäer angenommen. Das ſind die wahren Miſ-

*) Indem Herr Wade Lord Granville die Proklamation des Prinzen Kung über die Tien-tſiner Vorfälle einſchickt, fügt er hinzu: „Wir werden durch die römiſchen Miſſionäre erfahren, in welchem Maße die Proklamation verbreitet wurde.“ Blue Book. China No. 1 (1871), S. 222.

sionäre. Wenn die Chinesen hinlänglich aufgeklärt sein werden, um über ihren Aberglauben zu lachen, so werden sie sich vielleicht taufen lassen. Wenn die katholischen Missionäre statt zu predigen, die protestantischen statt die Bibel zu verkaufen, kleine Flugschriften mit Abhandlungen über nützliche Kenntnisse, über Physik und Mechanik, illustrirte Zeitungen und dergleichen verbreiteten, so würden sie weit kräftiger als durch ihr jetziges Verfahren zur Umwandlung dieser Nation beitragen.

Wenn ich antworte: „Aber die Auswanderer kommen aus Kalifornien*), aus Australien, aus Singapore als größere Fremdenhasser zurück, als sie bei ihrer Abreise nach jenen Ländern waren", so lächelt und schweigt man. Indeß nicht Jedermann theilt diese Selbsttäuschungen. „Ich habe immer gefunden", sagt Herr Medhurst**), „daß der Chinese durch die Berührung mit den Fremden nicht besser wird. Die herrschenden Klassen dulden uns, aber mit Freuden würden sie den Tag begrüßen, an dem sie die letzte unserer Faktoreien vernichtet, das letzte unserer Schiffe von ihren Küsten verwiesen sähen. Die Emigranten verfallen nach ihrer Rückkehr immer wieder, ihrem Instinkte folgend, in die alte Lebensweise und betrachten ihren Aufenthalt im Auslande als eine glücklich überstandene Prüfung. Selbst die Chinesen von Rang, welche in neuester Zeit Europa gewissermaßen in diplomatischer Mission besuchten, schienen durch das, was sie dort sahen, wenig berührt und verriethen nicht das geringste Verlangen nach den Fortschritten und Errungenschaften der Civilisation." Der Verfasser führt Chung-hou an, den dem Leser bekannten Ober-Kommissar in Tien-tsin. Er war gegenwärtig bei seiner Einschiffung an Bord eines prachtvollen Dampfers der französischen Messagerie und besuchte ihn später in London in einem großen Appartement des Grosvenor-Hotel. Bei beiden Anlässen schien der chinesische Reisende den Luxus, der ihn umgab, nicht zu bemerken. Eben so wenig hätte er sich

*) Siehe Seite 167—173.

**) The foreigner in far Cathay S. 176.

über die elende Unterkunft in einer Djonke oder in einer chinesischen Herberge gewundert. Herr Medhurst meint, daß diese Nation geistig unfähig ist, sich von den ererbten Ansichten, Vorurtheilen und Gewohnheiten loszureißen.

Also: das Publicum in den „Häfen" will, daß sich China civilisire; es bezweifelt die Nützlichkeit der Missionen; es hat eine hohe Meinung von den persönlichen Eigenschaften der katholischen Missionäre, aber es betrachtet sie als eine Quelle der Verlegenheit. Die Klosterfrauen werden, wie dies auch Herr Medhurst that, wegen ihrer angeblichen Unvorsichtigkeit getadelt und wegen ihrer übrigen Eigenschaften und ihres Lebenswandels bewundert. Dies ist in China, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Generalbilanz der katholischen Missionare in den Faktoreien.

Die protestantischen Missionäre sind nicht beliebter als die katholischen, vielleicht noch viel weniger. Man beschuldigt sie, sich an Handelsunternehmungen zu betheiligen, zu viel an das zeitliche Wohl ihrer Familien und die irdischen Güter dieser Welt zu denken und die Konsulate durch unabläßige Reklamationen zu belästigen. Als Beispiel führt man an, daß sie im verflossenen Jahre nicht nur für die Verwüstung ihrer Kapellen in Tien-tsin, sondern auch für den lucrum cessans ihres durch die Unruhen beeinträchtigten Bibelverkaufes Entschädigung beanspruchten.

Herr Medhurst, der weniger als die meisten Residenten gegen sie eingenommen ist, sagt von ihnen: „Die protestantischen Missionäre sind fast alle verheirathet, lassen sich in den offenen Häfen nieder, bauen sich in der Konceſſion oder in der Nähe derselben Häuser im europäischen Style und leben mehr oder weniger im Umgange mit den Fremden. Obgleich sie ihre Enthaltung von Handelsgeschäften nachzuweisen suchen, so sind die Eingeborenen doch überzeugt, daß sie Handel treiben. Ich habe gesagt, daß sie verheirathet sind. Gewiß, meine Absicht ist nicht, mich gegen den Ehestand auszusprechen oder das Cölibat anzupreisen, um so weniger, als ich mehr als ein Ehepaar

kenne, welches gemeinsam viel Gutes wirkt. Demungeachtet glaube ich, daß in China unverheirathete Männer und Frauen sich vorzugsweise für den Missionsberuf eignen. Sie können ihre ganze Zeit dem Apostolate widmen, mit größerer Leichtigkeit den Umgang mit den Europäern meiden und ihren Wohnsitz unter den Eingebornen nehmen. Auch werden sie sich bei diesen eher in Gunst und Ansehen setzen, weil der Chinese die Ehelosigkeit als ein Hauptelement der Selbstaufopferung betrachtet."

Der Verfasser zollt übrigens den Organen der verschiedenen Bibelgesellschaften volle Anerkennung. Ich bin nur wenigen Männern dieses Standes begegnet, und die ich sah, erfreuten sich eines guten Rufes und schienen ihn zu verdienen. Die Zahl der Bekehrungen zum Protestantismus ist verschwindend klein, aber wenn die englischen, amerikanischen und deutschen Missionäre wenig Schafe in die Hürde führen, so haben sie jedenfalls in den letzten vierzig Jahren für Verbreitung der Kenntniß von China in Europa Bedeutendes geleistet.

Ich habe in Vorstehendem die in den Faktoreien herrschenden Ansichten über die Missionen sämmtlicher Glaubensbekenntnisse, der Wahrheit getreu, jedenfalls nach bestem Wissen und Gewissen, zusammengestellt. Die Kaufleute kommen um reich zu werden, die Priester und Schwestern um die Seelen zu retten. Die Standpunkte sind verschieden, die Auffassungsweise desgleichen. Man lebt in verschiedenen Welten. Man versteht sich also nicht. Wen könnte dies Wunder nehmen?

Nun gehe ich zu den Beschwerden der chinesischen Regierung über. In seinem berühmten Memorandum hat sie Prinz Kung zusammengestellt.*)

Die Vertragsbestimmungen über den Handelsverkehr geben, heißt es daselbst, ziemlich gute Resultate. Dagegen haben die

*) Wie bereits bemerkt, vom 9. Februar 1871. Schon zwei Jahre vorher, am 26. Juni 1869, hatte er an Sir R. Alcock, damals brittischer Gesandter in Peking, über denselben Gegenstand eine Note gerichtet.

die Missionäre betreffenden Klauseln ihren Zweck verfehlt, ja sogar die guten Beziehungen mit den Ausländern gefährdet.

Die Missionäre taufen Gute und Böse, sogar Rebellen. Sie unterstützen die unbegründeten Anforderungen schlechter Menschen. Daher die Unpopularität der katholischen Religion. Die Nation unterscheidet nicht zwischen Katholiken und Protestanten, noch zwischen Fremden und Fremden. Umsonst versuchte die Regierung das Publikum aufzuklären. China ist ein großes Reich!

Schon vor den Tien-tsiner Ereignissen habe die steigende Erbitterung gegen die Verbreitung des Christenthums die Aufmerksamkeit der Regierung erregt. In Folge dieser Ereignisse seien Mandarine in das Elend geschickt, mehrere Uebelthäter hingerichtet, Entschädigungen gezahlt worden. Wenn aber solche Ausbrüche des Volksunwillens sich erneuern sollten, so würde die Anwendung von Gewaltmaßregeln gegen dieselben immer schwieriger werden.

Bisher haben die Ober-Beamten, die chinesischen sowohl als die fremden, zu Palliativmitteln ihre Zuflucht genommen, was ein Fehler war. Die Fremden verlangen und China gewährt Maßregeln zur Beseitigung der Schwierigkeiten des Augenblickes. Die Anforderungen der Fremden sind oft unzulässig und scheinen darauf angelegt, China in eine falsche Lage zu versetzen. Die chinesische Regierung wünscht, daß die Missionäre sich den in andern Ländern bestehenden Vorschriften zu unterwerfen haben; daß sie die Landesgesetze beobachten, und daß ihnen untersagt werde, sich Vorrechte anzumaßen, die ihnen nicht gebühren, Aergerniß zu geben und (eine Anspielung auf die Waisenhäuser) ihre Handlungen in Geheimniß zu hüllen. In jeder Beziehung sollte ihr Benehmen den von ihnen gepredigten Grundsätzen entsprechen. Dies sei aber nicht der Fall. Im Gegentheile, sie bedrücken die Nicht-Christen und erbittern das Volk durch ihre Lästerungen des Konfucius. Sie veranlassen die Christen, sich ihren Unterthanspflichten zu entziehen

und die Steuern zu verweigern; sie vertreten vor Gericht die Sache der Widerspenstigen, lösen Eheversprechen, mischen sich in Familienangelegenheiten und stiften, aus eigennützigen Beweggründen, Unfrieden. Sie belästigen die Behörden durch ihre oft übertriebenen Forderungen und entblöden sich nicht, die Christen dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen. Einige bedienen sich sogar in ihren Korrespondenzen eines Siegels und legen sich Titel bei, die ihnen nicht gebühren. Endlich mißbrauchen sie den Artikel VI der französischen Konvention, um die Rückgabe ehemaliger Kirchengüter zu verlangen, ohne alle Rücksicht auf die Stimmung des Publikums und auf den heut zu Tage bedeutend höhern Werth der reklamirten Grundstücke. Sie bilden einen Staat im Staat. Ermuthigt durch die strenge Bestrafung der schuldigen Tien-tsiner, glauben sie sich Alles erlaubt. Die Folge kann ein Volksaufstand sein, welchen die Regierung schwerlich zu bemeistern vermögen wird. Groß wäre die Verantwortlichkeit der Mächte, wenn sie sich weigerten, gemeinsam mit China für ähnliche Fälle die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Daher schlägt der Ministerrath vor:

Die gänzliche Aufhebung der Orphelinate; wenn dies nicht zugegeben würde, Ausschluß der nichtchristlichen Kinder; jedenfalls Abfassung von Listen, auf welchen die Kinder verzeichnet wären; ungehinderte Zulassung der sie besuchenden Verwandten und Freunde. Das jetzt beobachtete Geheimniß errege Verdacht. Das Volk glaube nun einmal, daß den Kindern das Herz und die Augen ausgerissen würden. Uebrigens gebe es in China Waisenhäuser im Ueberfluß und daher keinen Grund für den Bestand christlicher Orphelinate.

Den Weibern solle untersagt werden, dieselben Kapellen wie Männer zu besuchen, ebenso Missionärinnen zu sein.

Christen, welche als schlechte Subjekte bekannt sind, sollen aus der Gemeinde ausgestoßen werden. Auch werden periodisch revidirte Listen verlangt, auf welchen die Namen der Glieder

einer jeden Christenheit verzeichnet seien, sowie neue Paßvorschriften in Betreff der Missionäre.

Also: die im Innern lebenden Missionäre werden beschuldigt, sich eine halb amtliche, der der Provinzialmandarine ähnliche Stellung anzumaßen; die Amtsbefugnisse der letzteren in Betreff der eingeborenen Christen in Frage zu stellen; diese der Landes-Gerichtsbarkeit zu entziehen und in Folge dessen Leute von bösem Lebenswandel anzulocken; Kinder für die Orphelinate zu werben und zwar mit Anwendung verbotener Mittel und gegen den Willen der Eltern. Diese Anklage richtet sich indirekt auch gegen die Gesandtschaft und die Konsulate Frankreichs, indem sie sie verdächtigt, den überspannten Anforderungen der katholischen Priester insgeheim Vorschub zu leisten.

Die Missionäre ihrerseits leugnen weder die Popularität, deren sie in den Christenheiten genießen, noch das Ansehen, in welchem sie bei ihnen stehen. Die Mandarine, sagen sie, sind nicht zahlreich. Es gibt Distrikte von einer bis zwei Millionen Einwohnern, die von zwei oder drei Mandarinen verwaltet werden. Diese wissen selten und kümmern sich wenig um das, was im Schooße der von ihnen regierten Bevölkerung vorgeht. Persönlich sind sie dem Christenthum nicht immer feind; einige widersetzen sich der Verbreitung desselben in keiner Weise. Sie üben die Gerichtspflege gut oder schlecht und treiben die Steuern ein. Es gibt gute und böse Mandarine, aber den einen wie den andern geht der Unterthan sorgfältig aus dem Wege. Der Gouverneur der Provinz, der Tao-tai des Distriktes, der Chi-fu sind Persönlichkeiten, deren bloßes Erscheinen das Blut in den Adern gerinnen macht. Die Dörfer haben eine sehr freisinnige Gemeindeverfassung. Sie verwalten sich in vielfacher Beziehung selbst. Wo das Christenthum Wurzel schlägt, gewinnen die Missionäre ohne ihr Zuthun großen Einfluß. Denn obgleich autonom, will der Chinese geleitet sein; er liebt eine Behörde über sich zu sehen, weil er fühlt, daß er ihrer bedarf, und er

zieht als solche den Missionär, der ihm Gutes erweist, dem Mandarin vor, welcher mit dem Henker in seinem Gefolge erscheint und nur zu dem Zwecke, so viel Geld als möglich zu erpressen.

Die Missionäre stellen in Abrede, daß sie je chinesische Unterthanen zur Widersetzlichkeit gegen die Gesetze ermuntern, gestehen aber, daß sie sie auffordern, sich von den heidnischen Ceremonien fernzuhalten und zu den Kosten derselben nicht beizusteuern.

Sie leugnen nicht, die Christen, welche um ihres Glaubens willen zu leiden haben, vor Gericht zu vertheidigen und sie erklären, die Aufnahme in den Schooß der Kirche Niemandem verweigern zu können, dessen Bekehrung aufrichtig ist oder scheint, selbst wenn solche Leute in den Augen des Mandarin üble Subjekte seien, denn der Zweck der Religion sei ja die Rettung der Seelen und daher die vorhergehende Besserung der Bösen.

Nachdem der französische Vertrag mit China die Rückgabe des ehemaligen Kirchengutes festgestellt habe, üben die Missionäre nur ein Recht, indem sie vorkommenden Falles die Dazwischenkunft der Konsulate oder des Gesandten Frankreichs in Anspruch nehmen. Wenn der Gesandte ihre Reklamation für unbegründet oder für unzeitgemäß hält, so lassen sie die Forderung fallen oder verschieben sie. Könne irgend Jemand sie der Zudringlichkeit beschuldigen, was sie nicht zugeben, so wären dies jedenfalls die französischen Behörden und nicht die chinesischen.

Der Gebrauch von Siegeln, die Annahme von Titeln ist Sache des Herkommens, der Uebung, und für die Missionäre des Taktes und der Unterwerfung unter den Ausspruch ihrer Obern. Der Missionär muß vor Allem das Beispiel der Demuth geben; aber die Apostolischen Vikare sind Bischöfe, Kirchenfürsten; durch den Gebrauch ihres Siegels begehen sie keinen Eingriff in die Gerichtsbarkeit der Mandarine. In China ist

das Siegel das einzige Symbol der höheren Amtsgewalt. Das Siegel des Apostolischen Vikars bestätigt in den Augen der einheimischen Christen seine Eigenschaft als geistlicher Hirte und Bischof. Auch vor Abschluß der Traktate haben die General-Vikare sich fortwährend ihres Siegels bedient. Uebrigens geben diese sogenannten Etiquettenfragen, wie dies dem Tsungli-yamen wohlbekannt sein muß, nur äußerst selten zu Reibungen Anlaß.

Jedermann weiß, wie in den Orphelinaten vorgegangen wird. Nie haben die Priester oder die Klosterfrauen Kinder gekauft. Kaum ist ein Asyl irgendwo errichtet, so strömen die Kinder herbei. Sie werden von ihren Eltern oder von christlichen oder heidnischen Reisenden gebracht, denen sie die Eltern zu diesem Ende anvertraut haben. Kinder männlichen Geschlechtes werden nur ausgesetzt, wenn die Armuth des Vaters es ihm schlechterdings unmöglich macht, sie zu ernähren. Mädchen gelten für eine Last und werden, kaum geboren, auf die Gasse oder in einen Fluß geworfen, oder auch lebendig begraben. Sogar wohlhabende Leute entledigen sich ihrer Töchter in dieser Art. Ist aber ein Orphelinat in der Nähe, so überwiegt die Stimme der Natur; die Eltern tragen ihre Kinder zum Missionär. Die Sterblichkeit der kleinen Knaben ist sehr groß, weil die Eltern sich nur, wenn durch die äußerste Noth gezwungen, von ihnen trennen, also erst nachdem die Kinder bereits während einiger Zeit gehungert haben. Im Waisenhause aufgenommen, gedeihen sie scheinbar, aber nach Verlauf einiger Monate tritt plötzlich Abnahme der Kräfte ein; die meisten erliegen. Die Sterblichkeit der kleinen Mädchen ist, obgleich nur zu groß, doch viel geringer als die der Knaben, weil sie unmittelbar nach ihrer Geburt oder sehr bald darauf in die Hände der Schwestern gelangen. Sie haben nicht Zeit gehabt, den Keim der Krankheit, die der Hunger erzeugt, in sich aufzunehmen. Wenn viele dieser Mädchen sterben, so wachsen doch andere zu kräftigen gesunden Personen heran. Alle diese verlassenen kleinen Wesen wären ohne die Dazwischenkunft der

Miſſionäre und der Schweſtern eine Beute des Todes geworden. In den Vertragshäfen beſchuldigt man die Kloſterfrauen der Unvorſichtigkeit. Man ſagt ihnen: Die Anzahl der von Euch geretteten Kinder iſt zu gering, um als Erſatz für das Uebel zu gelten, was Ihr Euch ſelbſt und mittelbar uns allen zufügt, indem Ihr zu Argwohn gegen die Europäer Anlaß gebt. Auf dieſen Vorwurf antworten wir, Miſſionäre und Schweſtern, vor Allem, daß wir die Thatſache beſtreiten. Ueberall werden die Schweſtern vom Volke geliebt und geehrt. Zum Beiſpiel in Ning-po grüßen ſie die Einheimiſchen auf der Straße, und die armen Schiffsknechte bei der Fähre nehmen von ihnen kein Geld an.*) Zahlloſe Beiſpiele dieſer Art könnten wir anführen. Erſt in der neueſten Zeit iſt es den Literaten gelungen, das Volk gegen uns aufzureizen. Dann vergeßt Eines nicht: wir ſind Miſſionäre; wir wollen nicht nur das Leben, wir wollen auch die Seelen dieſer Kinder retten. Sobald wir ſie in Empfang genommen, werden ſie, vorausgeſetzt, daß ſie das Alter der Vernunft noch nicht erreicht haben, getauft. Sind ſie über ſieben Jahre alt, ſo werden ſie zuerſt im Glauben unterrichtet und dann getauft. Ihr lächelt? Wir begreifen das. Ein jeder hat ſeinen Geſichtspunkt. Ein jeder erfüllt ſeine Pflicht in ſeiner Weiſe, und ſo lange hieraus für Andere nicht entſchiedener Nachtheil erwächſt, haben die Anderen nicht das Recht über ihn zu klagen. Ihr beruft Euch auf Tien-tſin. Wir beſtreiten, daß die Sterblichkeit in unſerem Orphelinate die Veranlaſſung zum Blutbade gab. Sie gab den Vorwand, ſie ward eine Waffe in den Händen derer, welche die Blutthat erſonnen, vorbereitet, geleitet haben; und der Zweck dieſer Menſchen war und iſt nicht allein die Vertilgung der Miſſionäre, ſondern die Vertreibung oder Vernichtung aller Ausländer.

Die Klagen des Tſungli-yamen ſind nicht aufrichtig. Sie werden vorgebracht, um uns des vertragsmäßigen Rechtes der

*) Dieſe Thatſache wurde mir durch einen Proteſtanten, einen engliſchen Reſidenten in Ning-po, beſtätigt.

Exterritorialität zu berauben; um uns den Landesgesetzen, das heißt dem Bambusrohr und der Folter zu unterwerfen, um, so weit es sich um uns Geistliche handelt, auf den Zustand, wie er vor dem Kriege und vor den Verträgen war, zurückzukommen, und zwar mit Wissen und Zustimmung der Mächte, mit welchen jene Verträge geschlossen wurden.

Dies sind die wesentlichsten von den Missionären zu ihren Gunsten vorgebrachten Beweisgründe. Mehrere derselben wurden von dem brittischen und amerikanischen Minister in ihre Antwort auf die Rundschrift des Tsungli-yamen aufgenommen. Die beiden Noten sind bekannt, denn sie befinden sich unter den dem englischen Parlament mitgetheilten Papieren. Die in Paris redigirte Note des französischen Geschäftsträgers*) verwirft das Ansinnen der chinesischen Regierung in einer drohenden Sprache.

Ich übergehe hier die Argumentation der englischen und amerikanischen Noten. Einige Theile derselben verdienen jedoch hervorgehoben zu werden.

Herr Wade benutzte die Gelegenheit, um die Ausarbeitung eines internationalen Gesetzbuches für „gemischte" Fälle, sowie von Seite China's die Errichtung stehender Gesandtschaften in Europa anzurathen.

Herr Low deutet darauf hin, daß fast alle Klagen der chinesischen Regierung Priester und Christen betreffen, welche in den fernen Provinzen Sze-chuen und Kwei-chow leben, wo es weder Konsuln noch fremde Kaufleute gibt, und es daher an unparteiischen Zeugen fehle. Darum sollten dort Konsulate errichtet und jene fernen Gegenden dem auswärtigen Handel eröffnet werden. Letzterer Gedanke fand bei Lord Granville Anklang.

Das wahre Interesse dieses diplomatischen Schriftwechsels liegt in den Berichten der Herren Wade und Low an ihre eigenen Regierungen.

---

*) Datirt Peking 14. November 1871.

„Das chineſiſche Memorandum", ſchreibt Herr Wade an Lord Granville, „iſt ſchlecht gemacht. Es enthält neben leicht zu widerlegenden Behauptungen unhaltbare Anklagen. Aber in ihrem Zuſammenhange betrachtet und verglichen mit dem was ich hier in den letzten acht Jahren in langen Unterredungen erfahren habe, beſtätigt dieſe Staatsſchrift meine Ueberzeugung, daß es nur zwei Mittel gibt, die Miſſionäre gegen die Feindſchaft der Literaten zu ſchützen. Entweder die Mächte müſſen die Anſprüche der Miſſionäre mit gewaffneter Hand bis auf das Aeußerſte (out and out) verfechten, oder ſie müſſen dieſen Anſprüchen gewiſſe Schranken ziehen. Dieſe Beſchränkungen ſollten einerſeits den Miſſionären alle Freiheit laſſen, welche ſie wünſchen können, wenn ſie nichts Anderes im Sinne haben als die Verbreitung des Chriſtenthums; andererſeits aber ſollten dieſe Beſchränkungen die chineſiſche Regierung in den Stand ſetzen, der konſervativen, durch die Prätenſionen der Miſſionäre beleidigten Partei die Verſicherung zu ertheilen, daß dieſe Prätenſionen von den Mächten nicht zugeſtanden noch gebilligt werden . . ."

Mit anderen Worten, klar und einfach geſagt: England wird das Dilemma geſtellt, entweder für die Miſſionäre das Schwert zu ziehen, dem chineſiſchen Reiche den Krieg zu erklären, oder die Miſſionäre in eine Lage zu verſetzen, welche der konſervativen Partei in China, den Feinden der Fremden, insbeſondere der Chriſten und vor Allem der Katholiken, fernerhin keinen Anſtoß gebe. Arme Miſſionäre!

„Es iſt nur billig", fährt Herr Wade fort, „beizufügen, daß, wie die römiſchen Miſſionäre ſelbſt mit Einſtimmigkeit bezeugen, die Regierung ihr Möglichſtes thut, um Reibungen mit den Chriſten zu verhindern. Drei Viertheile der katholiſchen Miſſionäre, deren Geſammtzahl vier- bis fünfhundert ſein dürfte, ſind Franzoſen; und die nichtchriſtlichen Chineſen nennen die römiſch-katholiſche Religion die franzöſiſche oder die Religion des Herrn des Himmels.

„Sehr oft hörte ich hier Befürchtungen äußern über den vorwiegenden Einfluß des „romaniſtiſchen“*) Elementes. Die Beſorgniß, daß die Romaniſten ihre Reihen durch Aufnahme der Feinde der Regierung anſchwellen, und daß letztere am Ende die wohlgeſinnten Unterthanen des Kaiſers an Zahl übertreffen, oder daß die chriſtlichen Gemeinden ſich Frankreich gänzlich in die Arme werfen würden, dieſe Beſorgniß, obgleich ſie nicht eingeſtanden wird, gab offenbar den Anlaß zur Erlaſſung des Memorandums.“

Herr Low, Geſandter der Vereinigten Staaten, ſchreibt an Herrn Fiſh:

„Ich glaube nicht, daß alle gegen die katholiſchen Miſſionäre vorgebrachten Klagen wahr ſind; einige dürften jedoch nicht aller Begründung entbehren. Und, obgleich ich mir von den Schwierigkeiten und Gefahren vollkommen Rechenſchaft gebe, ſo muß ich doch aufrichtig geſtehen (candour compels me), daß meiner Anſicht nach die Abhülfe außerhalb dem Wirkungskreiſe und den Mitteln der Diplomatie zu liegen ſcheint. Die Anforderungen einer geſunden Politik, die religiöſen und moraliſchen Gefühle chriſtlicher Nationen geſtatten nicht, daß man (zu den früheren Zuſtänden) zurückkehre, welche Vortheile auch hieraus für die Induſtrie und den Handel erwachſen könnten. Auch Rückſichten der Menſchlichkeit erheiſchen, daß das Recht nach den Geſetzen ihres Landes regiert und vorkommenden Falles gerichtet zu werden, allen Fremden ohne Ausnahme zugeſichert bleibe. Andererſeits müſſen die Regierungen darüber wachen, daß ihre Beamten, Agenten und Unterthanen ſich keine Eingriffe in die Rechte der Chineſen erlauben, und daß Jedermann die Beſtimmungen der Verträge befolge . . . Daß eine gänzliche Enthaltung von jedweder Einmiſchung zu Gunſten der

*) Herr Wade bedient ſich fortwährend der Worte Romanismus und romaniſtiſch, Ausdrücke, welche die engliſchen Miſſionäre anzuwenden pflegen, die aber dem diplomatiſchen Style gänzlich fremd ſind.

eingeborenen Chriſten zu Verfolgungen letzterer benutzt würden iſt möglich, ja ſogar wahrſcheinlich. Vielleicht würde dies aber der Sache der Miſſionäre am Ende eher Vorſchub leiſten. (?)... Gibt es überhaupt ein Mittel, ſo iſt Frankreich allein berufen es anzuwenden und in ſeinem Intereſſe ſowie im Intereſſe ſämmtlicher auswärtiger Reſidenten, den Chineſen jede Urſache zu Klagen zu benehmen."

Aus dem Geſagten folgt, daß Herr Wade und Herr Low ſich in der Ueberzeugung begegnen, die Diplomatie ſei außer Stande, die ſogenannte „Miſſionsfrage" endgültig zu löſen. Aber von dieſem gemeinſamen Standpunkte ausgehend, gelangen ſie zu entgegengeſetzten Schlüſſen. Der engliſche Geſandte inſinuirt, daß die Miſſionäre ihrem Schickſale zu überlaſſen ſeien. Dieſer Rath iſt ihm nicht nothwendiger Weiſe durch ein feindſeliges Gefühl, durch einen Mangel an Sympathie für die Verbreitung des Chriſtenthums eingegeben. Ich bin meines Theils weit entfernt, ihm eine ſolche Seelenſtimmung zuzumuthen. Es gibt eifrige Katholiken, welche dieſe Anſicht des Herrn Wade theilen und die Aufhebung des Protektorats verlangen. Ich werde dieſe Theorie ſogleich prüfen. Herr Low verlangt im Gegentheil mit bemerkenswerther Unbefangenheit für die Prieſter die Aufrechterhaltung der Rechte und Privilegien, welche die Verträge einem jeden in China lebenden Ausländer zuſichern.

In Europa gab das chineſiſche Memorandum zwiſchen den Regierungen der Großmächte zu einem unfruchtbaren Ideenaustauſch Anlaß.*) Das franzöſiſche Kabinet ſchlug die Beantwortung mittelſt einer Kollektivnote vor. Die engliſche Regierung lehnte dies Anſinnen ab wegen der Verſchiedenheit, ſagte ſie, welche in Beziehung auf katholiſche und proteſtantiſche Miſſionäre zwiſchen den Verträgen der beiden Mächte beſtehe. Die Repräſentanten antworteten alſo in abgeſonderten Noten,

*) Juni und Juli 1871.

aber alle wiesen die chinesischen Ansinnen zurück. Vor der Hand hatte es dabei sein Bewenden.*)

Die Tragödie von Tien-tsin und das über Frankreich hereingebrochene Unglück stellten das französische Schutzrecht über die Missionäre und einheimischen Christen in Frage. Stimmen erhoben sich, welche eine Neugestaltung des Protektorates beantragten. Auf den ersten Blick hin empfahl sich der Vorschlag durch seine Einfachheit. Die katholischen Missionäre, sagte man, sind Ausländer wie alle anderen in China lebenden Fremden, gerade so wie die in den „Häfen" ansässigen Kaufleute. Diese Priester sollten daher fortan, wie letztere, durch den Gesandten und die Konsuln ihrer Nation beschützt werden: die französischen Geistlichen durch die französischen Agenten, die spanischen Dominikaner durch die spanischen; die italienischen Franziskaner und Priester der römischen Propaganda durch den Minister und die Konsuln des Königs von Italien. Oder, wenn der heilige Stuhl nicht zustimmte, könnte man nicht die katholischen und protestantischen Missionäre unter das Kollektivprotektorat der in Peking vertretenen Mächte stellen? Die Minister Rußlands, Englands, Deutschlands und Italiens, endlich der Vertreter des katholischen Frankreichs würden einen Rath bilden, der über alle auf die Missionen bezüglichen Angelegenheiten in letzter Instanz zu entscheiden hätte.

Dieser Vorschlag wurde in Peking von den Gesandtschaften ernsthaft (!) berathen und von den chinesischen Ministern sehr günstig aufgenommen. Anders beurtheilten ihn die Missionäre. Alle, Franzosen, Spanier, Italiener, Belgier, wiesen ihn einstimmig zurück und verlangten die Fortdauer des französischen Protektorates.

Ein anderer Antrag war auf Abschaffung jedweden Protektorates gerichtet. Der so blühende Zustand der chinesischen

*) Im November 1871 wurde der Zwischenfall als beseitigt betrachtet. „Wir haben Euch", sagte Prinz Kung zu den Gesandten, „Vorschläge gemacht. Ihr nehmt sie nicht an? Gut. Sprechen wir nicht weiter davon."

Kirche zur Zeit der großen Kaiser der gegenwärtigen Dynastie empfehle die Rückkehr zu den damaligen Zuständen. Das Protektorat habe viele Nachtheile. Zunächst, und dies sei nicht der geringste, die Einmischung derer, welche es im Namen Frankreichs ausüben in rein geistlichen Angelegenheiten. Der Gesandte in Peking, die Konsuln in den „Häfen" sind verpflichtet, die Interessen der Kirche zu wahren, bis zu einem gewissen Grade für die Sicherheit der Missionäre zu sorgen, die Reklamationen der letzteren, wenn sie ihnen billig scheinen, zu unterstützen. Wie können sie diesen Anforderungen genügen, wenn sie in Unwissenheit erhalten werden über die Wirksamkeit, das Thun und Lassen der Missionäre; wenn letztere, in Fragen wo geistliche und weltliche Interessen sich berühren oder in kritischen Zeiten, den Rathschlägen der Vertreter der Schutzmacht kein Gehör schenken wollen? In der Theorie ist dieser Anspruch logisch vollkommen gerechtfertigt. In der praktischen Anwendung führt er zu großen Uebelständen, zu unlösbaren Schwierigkeiten, zu Reibungen zwischen beiden Theilen, die, wenn sie bekannt werden, ein öffentliches Aergerniß, zuweilen eine wirkliche Gefahr sind. Man erinnere sich nur an die Vorgänge in Tien-tsin: ein Konsul der sich fortwährend in die Missionsgeschäfte einmischt; der Alles, sogar das Waisenhaus der Schwestern überwachen, regeln und leiten will; der den Priestern die Thüre weist, weil sie wagen ihm Vorstellungen zu machen; oder aus Widerspruchsgeist sich über den Ernst der Lage täuscht, gerade weil die Patres sie für gefahrvoll halten. In dem alten großen China beschützten sich die Jesuiten selbst, oder vielmehr sie wußten den einzigen wirksamen Schutz zu erwerben: den der Kaiser. Allerdings kamen auch für sie böse Zeiten: die Zeiten der Verfolgungen. Dies ist aber das Loos, auf das Missionäre gefaßt sein müssen, vor dem sie nicht zurückschrecken, denn in Zeiten der Verfolgung erwerben sie die Krone des Märtyrerthums. Uebrigens was hat ihnen der französische Schutz in Tien-tsin gefrommt?

Dieſe Beweisführung, die ich übrigens keinen Miſſionär aber mehrere Laien vorbringen hörte, bedarf kaum einer Widerlegung. Das heutige China iſt nicht das China des Kaiſers Kang-hi. Die Ankunft und Niederlaſſung der Europäer in den Häfen und Geſandtſchaften in Peking hat die Lage gründlich geändert. Die alten Jeſuiten konnten die Gunſt des Hofes erwerben und durch zwei Jahrhunderte bewahren, weil ihnen Niemand politiſche Hintergedanken zumuthete. Heute gilt jeder katholiſche Miſſionär für einen franzöſiſchen Agenten und iſt als ſolcher ein verdächtiger Menſch. Die chineſiſchen Miniſter kümmern ſich wenig um die Lehrſätze, welche die Prieſter in den Schulen und Orphelinaten vortragen. Die Anweſenheit der Miſſionäre im Innern, ihre Geringſchätzung des Konfucius, die Einführung fremdländiſcher Riten mißfällt ihnen und erregt den Unwillen der höheren Stände. Hierzu tritt die auffallende Zunahme der Bekehrungen. Daß ſeit 1860 die Zahl der katholiſchen Chriſten in China ſich namhaft vermehrt habe, wird mir von allen Seiten beſtätigt. Daher der ſteigende Haß, die ſteigende Angſt der Literaten und für die chineſiſche Regierung die Nothwendigkeit, beſchränkende Maßregeln, wirklich oder wenigſtens ſcheinbar, zu ergreifen.

„Den Miſſionären", ſagten mir aufgeklärte Mitglieder des Apoſtolates in China, „jeden diplomatiſchen Schutz entziehen, hieße ſie der Vortheile des franzöſiſchen Traktates berauben, ſie in Acht erklären, der Gehäſſigkeit, den Verfolgungen der Mandarine preisgeben; es hieße den Beſtand der chriſtlichen Gemeinden im äußerſten Grade gefährden. Gewiß, Reibungen können ſtattfinden zwiſchen den Schützern und Beſchützten. Keinem Geſetzgeber gelang es noch, die Grenzlinie zu ziehen zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht; und nie wird dies gelingen, denn die Trennung von Kirche und Staat iſt entweder ein leeres Wort, oder der Bruch, ein feindſeliges Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche, in letzter Folge die Auflöſung der chriſtlichen Geſellſchaft. Eine endgültige Löſung dieſer Fragen

ſuchen, iſt und wird immer ein fruchtloſer Verſuch bleiben. Darum gebe man ihn auf. Aber in allen ſchwierigen Fällen müſſen Prieſter und Diplomaten ſo viel als möglich zuſammenwirken. Uebrigens, man nenne uns dieſe Konflikte! Nicht Einen Fall kennen wir, wo die Miſſionäre ſich nicht dem Ausſpruche des franzöſiſchen Geſandten in Peking ſofort gefügt hätten. Findet er unſer Verlangen gerecht und nicht unzeitgemäß, ſo unterſtützt er es; im entgegengeſetzten Falle verſagt er ſeine Unterſtützung oder verſchiebt ſie auf einen geeigneteren Zeitpunkt, und dabei bleibt es. Heute reſidiren in Peking die Vertreter der großen nicht katholiſchen Länder: die Geſandten Rußlands, Englands, der Vereinigten Staaten. Wir haben uns ihrer nur zu beloben; wir danken ihnen für die oft bewährten Sympathien; aber wir bedürfen neben und bei ihnen eines Fürſprechers, eines Vertheidigers der Intereſſen unſeres Glaubens, eines Mannes, dem die Verträge das Recht geben, zu unſern Gunſten ſeine Stimme zu erheben, und dieſe Sendung kann, in Abweſenheit Oeſterreichs, nur das offizielle Frankreich erfüllen, das — in China wenigſtens — weſentlich katholiſche Frankreich."

---

Wie ſteht es mit den inneren Zuſtänden des Reiches? Was geht bei Hofe vor, im Schooße des Tſungli-yamen, in den Köpfen, in den Herzen dieſer zahlloſen Literaten, die auf die Geſchicke ihres Landes einen ſo großen Einfluß üben? Man begreift, wie ſchwierig die Beantwortung dieſer Fragen iſt, ſelbſt für die in Peking lebenden Diplomaten. Nachſtehende Notizen wurden indeß aus guten Quellen geſchöpft.

Während die Mächte entſchloſſen ſind, die erworbenen Stellungen zu behaupten, ihren Angehörigen die durch die Traktate gewährleiſteten Vortheile zu wahren, die kaiſerliche Regierung zur treuen Erfüllung der übernommenen Vertragspflicht anzuhalten, verfolgen die Chineſen nur Einen Zweck: ſie ſuchen ſich den übernommenen Obliegenheiten zu entziehen; ſie ſinnen ins-

geheim auf Vertreibung der Fremden und treffen hierzu die nöthigen Vorkehrungen. Dieser Wunsch beseelt jeden nicht-christlichen Chinesen; er ist der Traum, die Lebensaufgabe der so einflußreichen Literaten und niedern Mandarine. Den Massen, die mit dem alltäglichen Elende, mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben, bleibt keine Zeit für Politik. Aber auch im Volke herrscht entschiedene Abneigung gegen die Ausländer. Die Literaten nähren diese Stimmung auf alle Weise, durch Ausstreuung verleumderischer Gerüchte, durch Verbreitung zahlloser Schmähschriften, durch Weissagungen bevorstehender Ermordung und Plünderung der Fremdlinge.

Wie benimmt sich nun die Regierung diesen Bestrebungen gegenüber?

Die regierende Dynastie erfährt das Loos aller derer, die ihr vorangingen: sie verkommt. Eine natürliche Wirkung der Allmacht, mit der die Söhne des Himmels ausgestattet und der Abgeschlossenheit, zu der sie verurtheilt sind. Die Gründer und seine ersten Nachfolger waren Männer von Bedeutung, Männer der That; sonst hätten sie sich nicht zu solcher Höhe emporgeschwungen; aber kaum am Gipfel angelangt, beginnen sie herabzusteigen. Rasch entnerven sich, rasch verkommen die Geschlechter der Despoten. Auf eine von allzu großer Sorgfalt umgebene Kindheit, auf eine vorzeitige Jugend, alsbald verderbt durch die gefällige Dienstfertigkeit der Höflinge, alsbald und vor der Zeit abgestumpft, folgt ein bereits hinfälliges Mannesalter, das Alter, was es nicht sein sollte, der zweiten Kindheit, der moralischen und physischen Impotenz. Nun ist aber die chinesische Regierung ihrem Wesen nach ein persönliches Regiment. Der Wille des Kaisers ist der belebende Hauch, der das Räderwerk der Verwaltung in Bewegung setzt. Fällt dieser Wille hinweg, so bleibt die Maschine stehen. China verträgt auf seinem Throne keine Müßiggänger. So erklärte man mir den Sturz der früheren, die gefährdete Lage der regierenden Dynastie.

Tung-chi, der jetzige Kaiser, hatte noch keine Gelegenheit

ſich zu zeigen. Man weiß nur, daß er mit Ungeduld den Augenblick erwartet, wo es ihm geſtattet ſein werde, die läſtige Bevormundung der etwas pedantiſchen Kaiſerin-Regentin abzuſchütteln; daß er, von ehrgeizigen Geſpielen umgeben, darnach lechzt, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Dieſe Jugendfreunde ſind eben ſo ungeduldig wie ihr Gebieter, ſich ihren Theil an der Gewalt zu ſichern und hoffen dies zu erreichen, indem ſie den Fremdenhaß auf ihre Fahne ſchreiben. Die einflußreichſten Perſonen der Kamarilla ſind die Kaiſerin-Mutter und der „ſiebente" Prinz, ein jüngerer Bruder des „ſechſten" nämlich des Prinzen Kung. In dieſen Kreiſen ſucht man den Kaiſer glauben zu machen, daß die erlittenen Niederlagen nur von der Unvollkommenheit der chineſiſchen Waffen herrührten; heute ſeien die kaiſerlichen Truppen trefflich bewaffnet und eingeübt, daher vollkommen im Stande, den Feind zu zermalmen. Ein Wort des Kaiſers, und zahlloſe unwiderſtehliche Heerſchaaren würden zuſammenſtrömen. Leider ſeien aber die Miniſter unfähige Feiglinge, oder vielmehr ſtrafwürdige Verräther; ſie ſeien die Urheber der demüthigenden Verträge, der Zulaſſung der Fremdlinge in die Häfen, kurz aller Uebel, die in den letzten zwölf Jahren über China hereinbrachen.

Dieſe Höflinge ſtützen ſich auf die Mutter des Monarchen, auf ein enges Bündniß mit den Literaten und niedern Mandarinen, auf das patriotiſche Gefühl der Nation. Die Glieder des Tſungli-yamen erfüllen ſie mit Schrecken. In China hat der gefallene Staatsmann in der Regel das Leben verwirkt. Das Benehmen der Miniſter verräth ihre Rathloſigkeit. Statt den Kampf aufzunehmen, ſtatt dem Kaiſer die Falſchheit der gegen ſie geſchleuderten Anklagen zu beweiſen, die Haltloſigkeit der bei Hofe gehegten Hoffnungen, die Ohnmacht China's in einem erneuerten Kampfe mit einer oder mehreren europäiſchen Mächten darzuthun, gehen Kung, obgleich der mächtigſte und einſichtsvollſte chineſiſche Staatsmann, und die übrigen Miniſter in die ihnen gelegte Falle. Sie nehmen die Stellung der An-

geklagten an, betheuern ihre Unschuld, bieten die Hand zu Maßregeln, welche die Kriegspartei fordert. Hierher gehören die Abdankung der meisten europäischen Instruktoren und Kommandanten der chinesischen Staatsschiffe; die von ihnen wenigstens geduldete systematische Aufreizung der Truppen gegen die Fremden, die Rüstungen und der mit Eifer betriebene Bau von Kriegsschiffen und Festungen. Immer in der Hoffnung, die Gegner zu entwaffnen und der öffentlichen Meinung zu schmeicheln, sucht das Ministerium den Vertragsbestimmungen eine möglichst enge Auslegung zu geben, sich den Reklamationen der Gesandtschaften gegenüber schwierig zu zeigen und seinerseits unzulässige Forderungen zu stellen. Mit dem Memorandum bezweckte es hauptsächlich eine vorübergehende Beschwichtigung der fremdenfeindlichen Partei.

Die Tien-tsiner Mordthaten und die darüber in den europäischen Niederlassungen entstandene Erbitterung erhöhen den Ernst der Lage. Die Polemik der in den „Häfen" erscheinenden englischen Zeitungen, ihre fortwährenden Schmähartikel gegen die chinesische Regierung sind für die höheren Mandarine kein Geheimniß geblieben und werden von ihnen als ein Beweis gedeutet, daß die englischen Kaufleute fest entschlossen sind, einen Krieg hervorzurufen. Aus den zahlreichen Flugschriften, welche die englischen und amerikanischen Missionäre in chinesischer Sprache drucken lassen, schöpfen die Hofkamarilla, der Tsungliyamen, die Literaten und Mandarine eine ziemlich richtige Kenntniß der europäischen Zustände; durch sie erfuhren sie die Niederlagen Frankreichs, den Aufschwung der deutschen Macht, die Verlegenheiten Englands gegenüber von Rußland.

Also, ein geheimes Ringen um die Gewalt in den höchsten Sphären, gefährliche aber begreifliche Schwankungen im Ministerrath und im Lande, als Wirkung der gegen die Fremden gerichteten Umtriebe, eine dumpfe aber steigende Gährung. Vom Norden zum Süden, von den Gestaden des Gelben Meeres bis Thibet wird Brennmaterial aufgehäuft. Die Anstifter und

ihre Werkzeuge entwickeln dabei die den Chineſen eigenthümliche Behendigkeit, Ausdauer und Geduld. Die Miniſter zittern für ihr Amt und zugleich für ihr Leben. Sie geben nach bis zu einem gewiſſen Grade, ſuchen aber doch ernſtlich und aufrichtig, weil dies in ihrem wohlverſtandenen Intereſſe liegt, die Ruhe im Innern und den Frieden mit dem Auslande zu erhalten. In dieſem Sinne ſind ihre geheimen Inſtruktionen an die Gouverneure der Provinzen abgefaßt. Man weiß im Tſungli-yamen, daß in der gegebenen Lage ein Funke hinreichen könnte, um den Brand zu entzünden.

So wurden mir die innern Zuſtände China's dargeſtellt. Wie haben ſich ſeine Beziehungen zum Auslande geſtaltet?

Alle großen und einige Mächte zweiten Ranges ſchloſſen in den letzten elf Jahren Verträge mit China; aber Rußland und England allein haben in dieſem Reiche bleibende Intereſſen zu vertreten, bleibend inſofern es nicht von dem Willen dieſer Regierungen abhängt, ſie andern Rückſichten zu opfern. Eine ernſtere politiſche Niederlage Rußlands in Peking würde ſein Anſehen in Central-Aſien vernichten; eine Niederlage Englands ſeine indiſche Herrſchaft in Frage ſtellen.

Frankreich ſchützt die Miſſionäre und ſichert den einheimiſchen Chriſten, nach Maßgabe ſeiner Kräfte und innerhalb der Grenzen der Verträge, die freie Ausübung der katholiſchen Religion. Eine hohe, edle Aufgabe! Dieſe Macht hat ſie ſich aber ſelbſt geſtellt; ſie könnte ſie, was der Himmel verhüte, nöthigen Falles aufgeben, ohne dadurch ihre Stellung als Großmacht in Europa einzubüßen. In Beziehung auf den Handel hat die franzöſiſche Regierung von China wenig zu verlangen. Alle für den Verbrauch der Fremden in den Vertragshäfen beſtimmten franzöſiſchen Artikel, mit Ausnahme der Seide, werden dort zollfrei eingeführt. Die Chineſen ſind bisher keine Konſumenten franzöſiſcher Erzeugniſſe.*)

*) In neueſter Zeit fangen ſie an, franzöſiſche Parfümeriewaaren zu würdigen.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nähern sich gewissermaßen durch die Vervielfältigung des Dampfverkehrs zwischen Kalifornien und China.*) Aber die Anzahl der in den Trade-Ports angesiedelten amerikanischen Kaufleute ist sehr gering, und einige derselben arbeiten mit chinesischen Kapitalien. Die Dampfschifffahrt und die sich daran knüpfenden Interessen bilden also bis jetzt das einzige Band zwischen Nordamerika und dem Reiche der Mitte. Dies erklärt, daß die Amerikaner mit Hinblick auf ihre Steamer vor Allem auf Entdeckung von Kohlenlagern ausgehen. In militärischer Beziehung ist die Operationsbasis der Vereinigten Staaten, die Arsenale im Atlantischen Meere, weiter entfernt als Portsmouth und Cherbourg. Uebrigens weiß man, daß ihre Kriegsmarine in keinem Verhältnisse steht zur Ausdehnung ihres Gebietes, und daß die öffentliche Meinung ferne Expeditionen verabscheut.

Die bereits seit Langem bedeutende Schifffahrt Deutschlands in den chinesischen Gewässern hat sich in den letzten Jahren etwas vermindert. Während des französisch-deutschen Krieges waren die unter norddeutscher Flagge segelnden Schiffe in den chinesischen und japanischen Häfen durch französische Kriegsschiffe blockirt worden. Mittlerweile bedienten sich die Chinesen der englischen und amerikanischen Küstenfahrer, und es wird einige gewiß nicht lange Zeit brauchen, bis sich diese Gewohnheit verliert und die deutsche Flagge ihre frühere Bedeutung wieder gewinnt. Die im äußersten Oriente angesiedelten Kaufleute deutscher Zunge verlangen daher von ihrer Regierung einen ausgiebigeren Schutz, die Vermehrung der Kriegsmarine und die Besitzergreifung eines großen Ländergebietes, bestimmt ein deutsches Australien zu werden. Zuerst dachten sie an die Insel Formosa; keine glückliche Wahl wegen des tropischen ungesunden Klimas; dann an Korea. Dies sind die Wünsche und Hoffnungen der wenig zahlreichen aber

*) Im verflossenen Jahre hat er abgenommen.

thätigen und unternehmenden deutschen Kolonie in den Vertragshäfen.

Oesterreich hat bis jetzt keine Veranlassung Kriegsschiffe nach dem äußersten Orient zu entsenden. Kein politisches, kein ernsthaftes Handelsinteresse ruft es nach jenen fernen Landen. Seine so blühende Industrie befriedigt die Bedürfnisse der Monarchie und konkurrirt in gewissen Zweigen mit fremder Gewerbsthätigkeit auf europäischen und levantinischen Plätzen. Sie ist dermalen weder im Stande noch genöthigt ihre Erzeugnisse bei den Antipoden auszubieten. Indem die österreichische Regierung, wie die andern Großmächte, einen Vertrag mit China schloß, hat sie sich das Recht gesichert, in asiatischen Angelegenheiten, wenn je hierzu veranlaßt, mitzusprechen; sie hat in dem vornehmsten Hafen des chinesischen Reiches ein Konsulat errichtet und dem Konsul zum Behufe der Auswechselung der Ratifikationen des Vertrages diplomatischen Rang verliehen. Diese vorübergehende Mission wird hoffentlich eingezogen werden. Außer den durch nichts gerechtfertigten Kosten sprechen politische Beweggründe dafür. Fragen, mit welchen die Monarchie nichts gemein hat, können in jenen fernen Gegenden zu Verwickelungen führen. Den andern mit ihr befreundeten christlichen Mächten, in Anwesenheit ihres Vertreters, jede Mitwirkung verweigern, dürfte kaum angemessen scheinen; in großem Maßstabe mitwirken zur Vertheidigung von ihr gänzlich fremden Interessen, widerspräche den Anforderungen einer gesunden Politik; sich darauf beschränken, wie es die kleineren Vertragsmächte thun würden, ihre Flagge neben der belgischen, niederländischen und portugiesischen, im Gefolge der anglofranzösischen Flotten zu zeigen, wäre Oesterreichs als europäischer Großmacht unwürdig. Die diplomatische Abwesenheit scheint daher geboten.

Rußland grenzt an das Reich der Mitte in einer Ausdehnung von mehreren tausend Meilen. Jeder Schritt, den es in Centralasien vorwärts thut, nähert es China und vermehrt

dort mittelbar das Ansehen seiner Macht. Seine ersten Beziehungen, die, aus religiösen Beziehungen entsprungen, keinen streng amtlichen Charakter trugen, reichen in die Zeiten Peters des Großen zurück. Russische Gefangene waren gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts nach Peking gebracht worden und gründeten dort eine kleine Kolonie. Obgleich mit Chinesinnen vermählt, bewahrten und überlieferten sie ihren Kindern den christlichen Glauben. In Folge einer Uebereinkunft zwischen beiden Höfen durften sich griechische Priester als Seelsorger der russischen Gemeinde in Peking niederlassen. Diese „geistliche Mission", an deren Spitze ein Archimandrit steht, erneuert sich alle zehn Jahre und besteht noch heute. Sie hat nie Propaganda gemacht und bei mehreren wichtigen Gelegenheiten den Verkehr zwischen beiden Regierungen vermittelt. Die amtlichen Verbindungen China's mit England und Frankreich, die Frucht eines für China unheilvollen Krieges, begannen im Jahre 1860. Die Beziehungen zu Rußland umfassen beinahe zwei Jahrhunderte.

Die wenigen russischen Residenten sind in Tien-tsin und bei Hankow am Yang-tse-kiang angesiedelt und beschäftigen sich ausschließend mit dem Theehandel. Fast alle sind Sibirier, die meisten aus Kiachta, also an der chinesischen Grenze gebürtig. Sie lernen mit Leichtigkeit die chinesische Sprache; in ihren Adern fließt tartarisches Blut; sie sind Stammesverwandte der Mandju, der herrschenden Rasse in China. Man kennt sich also seit Langem und man versteht sich leicht. Deshalb unterscheidet das chinesische Volk zwischen „Russen" und „Fremden". Unter der letzten Bezeichnung umfaßt es alle andern in den „Häfen" vertretenen Nationalitäten.

Der russische Gesandte nimmt seinen Landsleuten gegenüber die Stellung eines Familienvaters ein. Sie werden leicht bestimmt, in Zwistigkeiten unter einander, in Streitfällen mit Chinesen, seinem Rathe zu folgen. Begründeten Reklamationen gewährt er Unterstützung, aber er wählt seine Zeit, und, ohne

bei ihnen auf Widerstand zu stoßen, ohne Lärm und Aufsehen zu erregen, setzt er über die Interessen der Einzelnen das Wohl des Staates, den er vertritt. Er wird nicht beirrt durch die sich mit Ungestüm geltend machende öffentliche Meinung der Vertragshäfen, durch die in Shanghai und in jeder andern Faktorei erscheinenden Zeitungen, durch die Interpellationen im englischen Parlament und die Artikel der Times. Aber da seine Schritte von Jedermann gekannt sind, so fehlt es doch nicht an Kontrolle. Nur besitzt er die nöthige Freiheit, sein Auftreten zu regeln nach den Umständen, nach den Weisungen seines Hofes, nach den Eingebungen seines Urtheils und seines Gewissens. Die Folge ist eine minder schwierige Stellung, als die der Vertreter der anderen Mächte, namentlich Englands, und freundliche fast intime Beziehungen mit dem chinesischen Hof.

Das auf das Maß der Nothwendigkeit beschränkte russische Konsularkorps besteht aus einem in Tien-tsin residirenden General-Konsul, aus einem Handelskonsul in Shanghai und einem andern in Hankow.

Der Chinese ist seiner Natur nach Skeptiker; er glaubt nur was er sieht, und er sieht Rußland, er sieht es, weil er es berührt an seinen Grenzen: im Nord-Ost, im Norden, im Nord-West; er greift es so zu sagen mit Händen. Er glaubt also an Rußland. Er kann das Dasein Englands und Frankreichs nicht bezweifeln; die unangenehmen Erinnerungen, die sich an die erste Bekanntschaft mit ihnen knüpfen, sind zu frisch, um bereits vergessen zu sein. Von den übrigen Mächten hat er nur dunkle Begriffe, er kennt sie nur vom Hörensagen. „Wo liegt Oesterreich?" fragte mich der Vicekönig von Kanton, ein hochgebildeter Literat und einer der hervorragendsten Staatsmänner China's, „nördlich von Rußland oder südlich? England liegt westlich von Rußland." Man sieht, Rußland ist der Ausgangspunkt seiner Kenntnisse des Erdballes.

Dies sind die Vortheile, deren diese Macht in China genießt.

Sie gründen sich auf die geographische Lage, auf eine gewisse Blutsverwandtschaft und auf die Macht der Dinge, die Beschlüsse der Vorsehung, welche der Staatsmann, sofern er nicht absichtlich die Augen schließt, als bestehend anerkennen muß, selbst wenn er nicht vermag sie zu ergründen. Rußland, bedarf es dieser Bemerkung? wird scharf überwacht. Von beiden Seiten des Stillen Weltmeeres sind die Blicke klar- und weitsehender Beobachter auf seine Bewegungen geheftet. Die Fortschritte, welche es im Innern des Kontinents macht, bringt es selbst zur allgemeinen Kenntniß. Die St. Petersburger Blätter, die Mittheilungen russischer Gelehrter geben gelegentlich Kunde von den Märschen und Erfolgen seiner in Central-Asien operirenden Truppen. Ich glaube nicht, daß die russische Regierung daraus ein Geheimniß machen will. Die Nachrichten kommen spät an, denn die Entfernungen sind ungeheuer und die Verbindungsmittel langsam. Aber früher oder später erfährt man die Wahrheit. Man weiß, daß sich Rußland, in Beziehung auf die sechs Monate des Jahres gefrornen Häfen des Amurgebietes, keiner Selbsttäuschung hingibt; daß es keine Entwürfe hegt, welche die Seemächte beunruhigen könnten. Man weiß und man sieht, daß auf dem Hochplateau, welches Sibirien von Indien, China vom Aral und vom kaspischen Meere trennt, Rußland vordringt, stetig und unaufhaltsam, gerade wie einst die Engländer in Indien, und daß es hierin einer unabweislichen Nothwendigkeit gehorcht gerade wie jene, eine Sendung erfüllt, die einem großen Theile der Menschheit nur zum Heile gereichen kann. Das Alles weiß man. Ich war überrascht, in den Vereinigten Staaten, in Japan und besonders in China, unter den englischen Residenten so vielen Männern von Urtheil und Erfahrung zu begegnen, welche zwar Verwicklungen befürchten, wenn sich die russischen Heere den indischen Grenzen allzu sehr näherten, aber diese Macht mit voller Unbefangenheit beurtheilen.

In Peking beschränkt sich die Aufgabe der russischen Di-

plomatie auf die Wahrung der eben angedeuteten Intereſſen. In Beziehung auf den Handel verlangt Rußland nichts von China; in politiſcher Hinſicht verlangt es, nachdem ſeine Grenzen mit dem chineſiſchen Reiche geregelt ſind, daß es ihm in Centralaſien keine Schwierigkeiten bereite.

Ganz verſchieden iſt die Stellung Englands. Unermeßliche Handelsintereſſen erheiſchen ſeinen Schutz. Sein jährlicher Handelsverkehr mit dem „himmliſchen" Reiche beträgt zweiundvierzig Millionen Pfund Sterling! Er würde noch viel größere Verhältniſſe annehmen, wenn die Erzeugniſſe der engliſchen Induſtrie, welche heute nur durch die Vertragshäfen importirt werden können, auf allen Punkten des Reiches Eingang fänden, und wenn ſie nicht — gegen die Verträge, ſagen die Engländer, im Einklange mit ihnen, behaupten die Chineſen — im Innern des Reiches mit Durchgangszöllen belaſtet würden. Alſo: Eröffnung des ganzen Reiches für europäiſche Waaren, Zulaſſung der fremden Handelsflaggen in die Flüſſe, freier und direkter Verkehr zwiſchen den weſtlichen Provinzen Sze-chuen und Yünan mit Indien (über Iravaddy), Abſchaffung der innern Zolllinien oder Aufhebung des Tranſitozolles auf europäiſche Artikel, dies ſind die Errungenſchaften, welche England anſtrebt. Ich ſage England: Mancheſter, Leeds, die großen Herde der vaterländiſchen Gewerbsthätigkeit, die ich hier ausdrücklich unterſcheide von den in Hongkong, Shanghai und in den andern offenen Häfen angeſiedelten Engländern. Die brittiſche Induſtrie verlangt alſo die Erſchließung des Reiches und den freien Durchgang, und die Regierung der Königin könnte ſich, ſelbſt wenn ſie es wollte, dieſem Andringen nicht widerſetzen. Um den Zweck zu erreichen, gebraucht ſie alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel der Ueberredung; und ſie wird bei der bevorſtehenden Reviſion der Verträge ihre Anſtrengungen in dieſer Richtung verdoppeln; aber aus politiſchen und finanziellen Gründen, aus Gründen der Menſchlichkeit, um tauſend anderer Urſachen willen, weicht ſie zurück vor der Anwendung der Gewalt. Sie weiß

übrigens, daß, wenn ihre kommerciellen Ansprüche zum Krieg mit China führten, eben wegen des ungeheuren Ueberwiegens der brittischen Interessen im Vergleiche zu den unendlich geringeren der anderen Vertragsmächte sie auf die bewaffnete Mitwirkung keiner der letzteren zu zählen hätte.

Und hier sei mir im Vorbeigehen eine Bemerkung gestattet über eine in Peking und den „Häfen" vielbesprochene Frage, über die Solidarität, das Zusammengehen der Vertragsmächte in dem Falle, daß die Beziehungen einer oder der andern derselben zu China durch ernste Verwickelungen getrübt würden. Diese so sehr gewünschte und gehoffte Solidarität bildet das große Argument, welches man chinesischer Halsstarrigkeit entgegenhält. Ihr steht, sagt man den Großmandarinen, nicht nur England gegenüber, oder Rußland, oder Frankreich, oder den Vereinigten Staaten, sondern uns allen. Auch Herr Hart gebraucht dies Drohmittel in seiner berühmten Denkschrift, die ich sogleich besprechen werde. Ist es nöthig, das Trügerische dieses Gedankenganges nachzuweisen? Kann irgend Jemand wirklich glauben und im Ernste behaupten, daß Mächte, die an der Handelsbewegung der offenen Häfen keinen oder nur sehr geringen Antheil nehmen, für die aus diesem Handelsverkehre entspringenden Anforderungen Englands das Schwert ziehen; daß England für die politischen Interessen Rußlands in Centralasien oder für den ausgiebigeren Schutz der katholischen Missionäre durch Frankreich kämpfen, daß Rußland sich mit China entzweien werde, um das brittische Ansehen in Indien zu stützen? Und dennoch bestehen diese Täuschungen. So wahr ist es, daß der Mensch immer geneigt ist zu glauben, was er wünscht. Gewiß, es gibt gemeinsame Interessen; und für die Wahrung dieser Interessen wird es vielleicht gelingen, eine Uebereinstimmung zwischen den Ansichten der Kabinette und ein analoges Auftreten ihrer Vertreter in Peking zu erzielen.*)

*) Der Leser hat oben gesehen, daß die französische Regierung vorschlug, das chinesische Memorandum vom 9. Februar 1871 über die Missio-

Nun ist aber sehr weit von einem solchen diplomatischen Schritte zu einer gemeinsamen militärischen Handlung, welche der Krieg mit China wäre oder dazu führen müßte. Die Regierungen wissen dies vollkommen, und eben so gut weiß man es ohne Zweifel im Tsungli-yamen. Die Residenten in den Faktoreien aber geben sich solchen Täuschungen hin.

Ich habe an einem andern Orte die Handelsverhältnisse besprochen und hervorgehoben, daß die Lage der europäischen Kaufleute in den Trade-Ports, obgleich noch immer befriedigend, dennoch nicht mehr so glänzend sei wie sie war. Man hat gesehen, daß der Gewinn der Einzelnen sinkt, während die Ausfuhr englischer Produkte zunimmt. Ich habe diese Erscheinung erklärt. Sie erzeugte in den Settlements oder Konzessionen zwar nicht eine allgemeine Unzufriedenheit, aber eine moralische Verstimmung, eine gewisse Unruhe, eine Geneigtheit, die englische Regierung und ihre vornehmsten Organe in China zu tadeln, eine steigende Erbitterung gegen das Tsungli-yamen und gegen die Mandarine; im Allgemeinen endlich den sehr natürlichen Wunsch, die Dinge auf die Spitze zu treiben, eine Krisis hervorzurufen und mit Hülfe dieser Krisis zurückzukehren zu den großen und raschen Profiten der guten alten Zeit. Also zwei verschiedene Strömungen wirken auf die Gesundheit und die Konsulate Ihrer brittischen Majestät; die Strömung aus dem Vaterlande: stufenweise und friedliche Entwickelung der Handelsbeziehungen zum Vortheile Aller; und die Strömung

---

näre mittelst einer Kollektivnote zu beantworten und daß das englische Kabinet diesen Antrag ablehnte. Nun handelte es sich aber in dem gegebenen Falle um eine allen Mächten gemeinsame Angelegenheit, um Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen, denn die eigentliche Veranlassung zur Denkschrift des Prinzen Kung hatte ja das Blutbad von Tien-tsin gegeben. Die Erlassung einer Kollektivnote war nur eine Demonstration, welche die Unterzeichner noch zu keiner gemeinsamen Handlung verpflichtete. Aber selbst zu dieser Demonstration wollte und, wie ich glaube, konnte die englische Regierung sich nicht entschließen. Und man spricht von einem gemeinsamen Kriege der Mächte mit China!

aus den „Häfen“: individuelle Forderungen, Auslegung der Verträge im Sinne der Ansprüche eines jeden Einzelnen, Drohungen, Repressalien und, wenn es sein muß, Kanonenschüsse. Der brittischen Regierung wird Weichheit vorgeworfen, ihrem Minister in Peking Wohldienerei, zu weit getriebene Nachgiebigkeit, offenkundige Sympathien für die Chinesen; den kaiserlichen Behörden Doppelzüngigkeit und Insolenz, daher ihre unmittelbare Züchtigung durch die Konsuln und Kommandanten der Kriegsschiffe mit Nachdruck gefordert wird. Viele Beispiele und viele gute Gründe lassen sich zu Gunsten der von den Faktoreien bevorworteten Methode vorbringen. In dieser Weise, d. h. durch die direkte und eigenmächtige Dazwischenkunft der Konsularbehörde, gestützt anf die Flotte, hat Herr Medhurst mit dem Vice-König von Nanking*) und der Konsul Gibson mit den Mandarinen von Formosa abgerechnet. Die Häfen klatschen Beifall, aber aus London kam eine Mißbilligung. Nicht den Konsuln gebühre es, schrieb das Foreign Office, Repressalien zu üben, ebensowenig als den Kapitänen der Kriegsschiffe, ihnen hierzu die Hand zu bieten. Klagen und Reklamationen seien durch die Gesandtschaft in Peking an die kaiserliche Centralregierung zu leiten. Der Konsul in Shanghai erhielt eine Rüge, der Konsul auf Formosa seine Absetzung, die Marineofficiere einen scharfen Verweis. Ein Schrei des Unwillens war die Antwort der Faktoreien. Von allen Seiten liefen Protestationen ein gegen diese „Preisgebung der brittischen Interessen“. Eine vor Lord Granville erscheinende Deputation der größten mit China handeltreibenden City-Häuser beklagte sich im Namen ihrer wuchtigen Kommittenten über die englische Politik im äußersten Osten, „eine Politik der Nachgiebigkeit und Zuvorkommenheit, wo im Gegentheile nöthig wäre, auf der strengen Beobachtung der Verträge zu bestehen und für Akte der Willkür und für Beschimpfungen sofort gebührende Genug-

*) 1868.

thuung zu verlangen". Die Sprache der Citymänner ist charakteristisch als getreuer Wiederhall der Stimmung ihrer Geschäftsfreunde in den Faktoreien.

Die kaiserliche Regierung und ihre höchstgestellten Mandarine geben noch zu anderen Klagen Anlaß. Herr Hart hat sie in seiner erwähnten Denkschrift zusammengefaßt. Chinesischer Sympathien beschuldigt, genoß der General-Inspektor der kaiserlichen Zollämter in den europäischen Niederlassungen nur einer mäßigen Beliebtheit. Diesen ihm zur Last gelegten Fehler, wenn es ein Fehler ist, machte er gut, indem er an den Stufen des Thrones seiner chinesischen Majestät eine Bittschrift niederlegte, in der That eine scharfe, bittere Anklage, das Aeußerste, was man an Aufrichtigkeit und, im Hinblick auf den im Solde der von ihm gegeißelten Regierung stehenden Verfasser, an unerhörter Keckheit zu leisten vermag. Aber der Tollkühnheit des Herrn Hart entsprach die Langmuth oder vornehme Indolenz des Prinzen Kung und seiner Kollegen. In Europa, selbst in den freiesten Staaten, würde die Absetzung des Verfassers der Einreichung einer ähnlichen Schrift auf dem Fuße gefolgt sein. Im Reiche der Mitte gehen die Dinge anders vor sich. Als Antwort auf die Schmähungen, welche ihnen ihr Untergebener vor den Augen China's und der übrigen Welt in das Angesicht schleudert, gehen die Minister des Kaisers einfach zur Tagesordnung über. Herr Hart bleibt General-Inspektor und China China.

Vielleicht hat kein lebender Europäer in ähnlichem Maße Gelegenheit, das Räderwerk der chinesischen Verwaltung, ihre Gebrechen und guten Seiten zu kennen, und schon deshalb verdient Hart's Denkschrift Beachtung. Ich citire hier einige Stellen.

„In China", sagt er, sich der landesüblichen Phraseologie bedienend, „haben die Männer aus dem Westen einen Abgrund von Schwäche gefunden. Was nützt ein gutes Gesetzbuch, wenn die Gesetze nur unvollkommen gehandhabt werden? Die Ver-

waltung, vortrefflich in der Theorie, ist in der Praxis eine elende Maschine geworden. Die Beamten üben ihr Amt während einer kurzen Frist. Daher die geringe Anzahl der guten Agenten und die große der unehrlichen....

„Die Kriegssteuern sind ungeheuer, aber mit dem Solde ist die Regierung oft Monate lang, zuweilen während eines Jahres im Rückstande. Auf dem Papier zählen die Soldaten nach Millionen; aber in Wirklichkeit ist die Armee eine Sammlung von Krüppeln und unwissenden Dummköpfen, die sich in Friedenszeiten, statt abgerichtet zu werden, als Kuli verdingen. Will man eine Schlacht liefern, so wird an Markttagen eine Razzia gemacht; man greift die Leute auf und bewaffnet sie mit Schaufeln, die in Eile zu Lanzen und Säbeln umgestaltet werden. Die Uebungen der tartarischen Truppen in Friedenszeiten mit Bogen und Schleuder sind ein leeres Schaugepränge. Diese Leute sind Schwächlinge und zu nichts tauglich, außer zum Abrichten der Vögel. Wenn die Rebellen sich zeigen und es gelang, einen Zusammenstoß mit ihnen zu vermeiden, so wird sich ein Mensch mit seiner Familie umbringen, um auf das kaiserliche Mitleiden zu spekuliren. Wir nehmen an, die beiderseitigen Truppen stehen sich gegenüber. Wenn sich die Rebellen zurückziehen, so rücken die Kaiserlichen vor; wenn aber jene nicht sogleich die Flucht ergreifen, so laufen diese davon. Natürlich stellt der General den Vorfall als einen Sieg dar; zum Beweise seiner Großthat und als Beleg für sein Bulletin läßt er ein oder zwei friedliche Menschen oder ein Paar Bauern mit unrasirtem Schädel umbringen, die er sodann für „langhaarige" Rebellen ausgibt. In dieser Weise erlangen die Officiere Anspruch auf Belohnung....

„Das Volk wird ausgesaugt..... Also Gesetze, die an sich gut wären, erzeugen unberechenbaren Schaden, so daß selbst ruhige und gehorsame Unterthanen übel ausschlagen und mit der Zeit schlechte Subjekte werden... Die ganze Staats- und Militär-Verwaltung ist Lüge. Diejenigen, deren Aufgabe es ist

für Vollziehung der Gesetze zu sorgen, denken nur an ihren Vortheil, die Wächter des öffentlichen Säckels an den eigenen, und die an der Gewalt befindlichen Männer thun als hätten sie keine Augen. Die Interessen des Volkes können aus ihren niederen Sphären nicht hoch genug steigen, um die Aufmerksamkeit der Hochgestellten zu erregen, und die von Oben erlassenen Befehle nicht tief genug sinken, um zur Kenntniß des Volkes zu gelangen. Wer also wollte für das künftige Benehmen des letzteren einstehen? Wer wird verhindern können, daß seine Verachtung für die regierenden Männer nicht eines Tages in offene Rebellion übergehe?"

Der Verfasser bespricht auch die auswärtige Politik. Die Verträge haben, sagt er, mit Rußland die Grenzfrage geregelt, mit Frankreich die Frage der Missionäre, mit den drei Mächten aber, insbesondere mit England, die Handelsfragen. Was würde geschehen, wenn China seine Verbindlichkeiten mit Rußland nicht einhielte? Hierüber schweigt Herr Hart. Wenn China sein Wort bricht in Bezug auf die Missionäre, werden, so meint er, sämmtliche „katholische" Mächte für diese ihnen gemeinsame Angelegenheit kämpfen. Wenn die chinesische Regierung aber die den Handel betreffenden Vertragsbestimmungen verletzte, dann würde dies eine „allen" (!) Mächten gemeinsame Beleidigung sein ....

Kurz gefaßt, stellt sich die Lage Englands in China folgendermaßen dar. Die kolossale Betheiligung des brittischen Gewerbfleißes und des brittischen Handels an dem Verkehr mit den chinesischen Märkten, die begründete Hoffnung einer noch weiteren Entwickelung würden es der englischen Regierung, selbst wenn sie wollte unmöglich machen, die im äußersten Osten genommenen Stellungen aufzugeben. Aber wenn es unmöglich ist sie zu verlassen, so scheint es schwierig, den Status quo aufrecht zu erhalten. Der Leser weiß warum. Auf der einen Seite stehen die Residenten; sie betrachten ihre Lage als gefährdet, sind stets geneigt ihre persönlichen Interessen mit dem öffentlichen Wohle Englands zu verwechseln, führen eine heraus-

fordernde Sprache, suchen wo sie können Händel mit der chinesischen Regierung und verlangen von dem Mutterlande eine „feste energische" Politik, mit anderen Worten, sie drängen zum Krieg. Auf der andren Seite sehen wir die Regierung der Königin, den Eingebungen der Staatsklugheit folgend, Anforderungen abweisen, auf welche sie weder eingehen kann noch will. Daher entzog sie, um unerwartete und in ihren Folgen unberechenbare Verwickelungen zu vermeiden, ihren Konsuln und Kommandanten der Flotte die Befugniß, auf eigene Verantwortung den Lokal-Behörden gegenüber Repressalien zu üben. Aber gibt sie sich nicht gefährlichen Täuschungen hin, wenn sie darauf besteht, daß alle Reklamationen im diplomatischen Wege an die kaiserliche Centralregierung zu leiten seien? Liegt dieser Anordnung, so hörte ich in Shanghai, in Tien-tsin, in Kanton fragen, nicht eine gänzliche Verkennung der chinesischen Zustände zu Grunde? Im Reiche der Mitte ist Alles anders als bei uns: Gedankengang, Glaube, Gesetze, Traditionen, Gebräuche, ja selbst die Begriffe von Ehre und Recht. Der Regelung des Verkehrs zwischen Chinesen und Ausländern fehlt die Grundlage gemeinsamer völkerrechtlicher Principien. Der ganze Organismus des Reiches bildet mit unsern Verwaltungsnormen einen unversöhnbaren Gegensatz, oder vielmehr es gibt in China keinen Organismus. Wenn die europäischen Staaten dem menschlichen Körper gleichen, dessen einzelnen Gliedern gesonderte Verrichtungen obliegen, dessen Blut nach gewissen Gesetzen umläuft, dessen Muskeln dem Willen gehorchen, so ist China ein riesiger Polyp oder vielmehr eine Anhäufung verschiedener Stoffe, die nichts gemein haben als den Ursprung der Rasse, den Haß gegen Fremde, Stolz und Einbildung, diese beiden Gegner jedweder Verbesserung, die Kraft der Trägheit, die Waffen der List und des Verraths. Wie, um nur ein Beispiel zu geben, kann man von der Centralregierung in Peking die Aufhebung der Durchgangszölle erlangen, da dies die Auflassung der innern um jede Provinz gezogenen Zolllinie vor-

ausſetzte, und der Ertrag dieſer Zwiſchenzölle es den Statthaltern allein möglich macht, die Verwaltungsmaſchine im Gange zu erhalten und den jährlichen Tribut nach Peking abzuführen; da endlich dieſer Tribut ja das einzige Band iſt zwiſchen dem Herzen des Polypen und ſeinen übrigen unförmlichen Gliedmaßen?

Wie läßt man ſich beikommen, die Ausarbeitung und Annahme eines völkerrechtlichen Geſetzbuches anzuempfehlen? Ueberſieht man denn, ſo nöthig dieſer Kodex wäre zu dem Zuſammenleben von Einheimiſchen und Ausländern, daß die Rechtsbegriffe in China mit den unſrigen nichts gemein haben? Wozu alſo ſich der thörichten Hoffnung hingeben, daß es je gelingen werde einen auch nur einigermaßen erträglichen Modus vivendi zu finden? Warum nicht lieber verzichten auf unfruchtbare Verſuche, deren jeder nichts Anderes iſt, als ein neuer ſchlagender Beweis unſerer Ohnmacht? Warum nicht lieber die Lage mannhaft ins Auge faſſen? Warum nicht das Dilemma, in dem wir uns befinden, aufrichtig uns und Andern eingeſtehen? Nur zwiſchen zwei Wegen bleibt uns die Wahl: entweder China zu verlaſſen oder von ihm ganz oder theilweiſe Beſitz zu ergreifen — die andern Mächte können in letzterem Falle ihrerſeits ebenſo handeln — und das Land zu regieren nach den Anſichten und Geſetzen civiliſirter Staaten! In den Trade-Ports iſt dies der herrſchende Gedanke. Und in der That, vom Geſichtspunkte der abſtrakten Logik zeigt er die einzig mögliche radikale Löſung. Nur verträgt die Politik nicht immer radikale logiſche Löſungen, und die engliſche Regierung iſt zu weiſe, um auf ſolche Vorſchläge einzugehen.

Im Leben der Nationen wie im Leben der Individuen gibt es Lagen, wo es gilt zu warten, Zeit zu gewinnen, ſich zufrieden zu geben wenn es gelang, für die Bedürfniſſe des Tages zu ſorgen, was die Vorbereitung für kommende Ereigniſſe und endgültige Entſcheidungen ja nicht ausſchließt. In einer ſolchen Lage befinden ſich die fremden Regierungen China gegenüber.

Unter den gegebenen Umständen wird man, glaube ich, wohl daran thun auf die Hoffnung zu verzichten, daß es gelingen könne, die täglich auftauchenden Streitfragen nach allgemeinen Grundsätzen zu schlichten. Jeder einzelne Fall wird abgesondert zu behandeln und zu erledigen sein, für sich allein, innerhalb der Grenzen des Möglichen, nach Maßgabe der Verhältnisse und der Menschen, mit denen man zu thun hat. Wenn die Centralregierung unvermögend ist ihren fernen Satrapen die strenge Erfüllung der Vertragspflichten aufzuerlegen, so werden natürlich die fremden Regierungen genöthigt sein, dem betreffenden Statthalter die Augen zu öffnen und, wenn er bösen Willen verräth, seine Züchtigung zu übernehmen. Nur wird ein ähnliches Eingreifen gerechtfertigt sein müssen durch eine gebieterische Nothwendigkeit und die Entscheidung über die Frage, ob eine solche Nothwendigkeit vorhanden sei, sollte nur den Gesandten in Peking zustehen und niemals den Konsuln in den Vertragshäfen. Nicht als ob ich die Einsicht und sonstige Befähigung der verdienten und ehrenwerthen Männer bezweifelte, deren Aufgabe es ist den Handel und die Interessen ihrer Landsleute, zuweilen deren Eigenthum und Leben zu schützen. Aber jeder von uns hat den Gesichtskreis seiner Stellung, und jener der Konsuln ist nothwendiger Weise beschränkter als der des Gesandten in Peking. Er allein ist im Stande, in jedem gegebenen Falle die verschiedenen Elemente zu prüfen, zu erwägen ob Zwangsmaßregeln wirklich unvermeidlich seien, ob die politische Lage China's, ob die Lage Europa's sie vertrage, und nach erfolgter Erwägung zu entscheiden, in welchem Maße, zu welchem Zeitpunkte und bis zu welchem Grade dies äußerste Mittel zu ergreifen sei. Allerdings hat die Berichterstattung nach der fernen schwer zugänglichen Hauptstadt des chinesischen Reiches ihre Unzukömmlichkeiten, aber weit ernstere böte das Vorgehen der Konsuln auf eigne Verantwortung; es setzte England der Gefahr aus, sich plötzlich und so zu sagen ohne sein Wissen in einen neuen chinesischen Krieg verwickelt zu sehen. Wahrschein-

lich unter der Einwirkung eines ähnlichen Gedankenganges und nicht in der irrigen Voraussetzung, daß China wie europäische Staaten zu behandeln sei, entzog Lord Clarendon den Konsuln das Recht, Zwangsmaßregeln zu veranlassen und betraute hiermit ausschließlich den Vertreter der Königin in Peking. Wenn dem so ist, so wird kein unbefangener Beurtheiler dieser weisen Maßregel seinen Beifall versagen.

Ein letztes Wort über die Anstrengungen, welche gemacht werden, um in China die Wohlthaten der Civilisation zu verbreiten. Ein löbliches ja edles Gefühl liegt ihnen zu Grunde, und wenn europäische oder amerikanische Reisende das Bedürfniß fühlen auf eigne Gefahr den Chinesen das Evangelium der nützlichen Kenntnisse, der Eisenbahnen und Telegraphen zu verkündigen, so wird Niemand dagegen eine Einwendung erheben. Aber die Aufgabe der Diplomaten und Konsuln ist dies in keinem Falle. Was Herr Low, vor den Missionären und einheimischen Christen sprechend, vorbrachte, läßt sich scheint mir auch auf die Propaganda der Civilisation anwenden. Dies Unternehmen liegt, um uns der bedeutungsvollen Worte des amerikanischen Gesandten zu bedienen, außerhalb des Wirkungskreises der Diplomatie. Diplomaten und Konsuln haben die Aufgabe, die Interessen ihres Staates zu wahren; sie sind nicht berufen, sich in die Angelegenheiten derer zu mischen, bei denen sie beglaubigt sind. Ihre weisesten Rathschläge würden, weil man sie nicht für uneigennützig hielte, natürlichem Mißtrauen begegnen. Ich habe immer gesehen, daß Botschafter, welche ein zu lebhaftes Interesse für das Wohl des Landes empfanden, in dem sie residirten, übel endeten, und was das Schlimmste, daß das Interesse ihres eignen Landes darunter zu leiden hatte. Uebrigens sind die Chinesen nicht so blödsinnig als man meint. Wenn sie von Eisenbahnen und Telegraphen nichts wissen wollen, so will das nicht sagen, daß sie die Vortheile von Einrichtungen verkennen, durch welche Zeit und Raum besiegt werden. Vielleicht liegt der Grund ihrer Abneigung in ihrer Absicht, den Verkehr

mit Europa nicht zu vervielfältigen und zu beschleunigen, sondern im Gegentheile zu erschweren und womöglich zu vernichten. Den Beweis, wie wohl sie die Errungenschaften der Civilisation zu würdigen wissen, sofern sie daraus Vortheil zu ziehen hoffen, liefern die Thätigkeit in ihren nach europäischem Muster eingerichteten Arsenalen, die auf ihren Schiffswerften erbauten Kriegsschiffe, die Vervollkommnung ihrer Waffen, die in europäischem Styl, allerdings auf den Rath ihrer Sterndeuter, errichteten Festungswerke, aber errichtet nicht im Innern gegen Rebellen, nicht an der russischen Nordgrenze, sondern an der Barre von Taku und in den offenen Häfen, mit gegen die Faktoreien gerichteten Batterien.

Um die Chinesen zu unsrer Civilisation zu bekehren, müßte man mehr auf ihr Herz zu wirken wissen als auf ihren Geist, der offner und empfänglicher ist als allgemein geglaubt wird. Den Willen müßte man umzukehren im Stande sein.

Die Chinesen sind nicht wie die Japaner gute Kinder, regiert von enfants terribles; sie sind ernste Männer, befähigt unsere Civilisation anzunehmen, wenn sie uns verstehen werden, und verstehen werden sie uns am Tage wo sie wollen.

---

Ei, mein liebes Tagebuch, wie viel hätte ich noch auf deine Blätter zu schreiben! Aber du würdest allzu dickleibig. Seien wir bescheiden; sündigen wir nicht auf die Geduld unserer Leser. Wird man nicht schon sagen: Wie wagt der Tourist über so viele Fragen zu sprechen, die es ihm an Zeit gebrach zu ergründen? Aber hierauf antworte ich: Der äußerste Orient ist beinahe noch ein Terra incognita. Den Meistern der Wissenschaft der Ruhm der großen Entdeckungen; dem einfachen Handlanger das kleine Verdienst mitzuhelfen bei dem großen Werke, nach Maßgabe seiner Kräfte.

---

Glücklich wer bei ſchönem Wetter an Bord des „Tigers“ reiſt, unter dem Commando des Kapitän Boilève, und mit ſo angenehmen Gefährten, wie mir der Zufall beſchied. Sechs Wochen Villeggiatura! Die Einförmigkeit der Seereiſe unterbrochen durch leuchtende Bilder, eingerahmt in den rauſchenden Ocean: Saigun, Singapore, das wundervolle Ceylon, die Felſen von Sokotora, Aden; dann weiter oder vielmehr näher dem geliebten Vaterlande die Landenge von Suez, der beſchneite Ida, der Etna, Korſika, die italieniſche Küſte.

---

(13. Januar 1872.) Wir liegen vor Marſeille. Das Zwielicht übergießt uns mit ſeinen fahlen Lichtern. Noch entzieht ſich hinter einem weißen Vorhange das Land unſern Blicken; aber verworrene Töne gelangen an unſer Ohr, wie man im Theater zuweilen das Geräuſch auf der Bühne vernimmt, bevor die Kortine aufrollt. Jetzt tritt die Sonne hervor, eine blaſſe Winterſonne. Ihre erſten Strahlen verſcheuchen die Nebel, und in einem Riſſe des Schleiers erſcheint auf ſeiner Felſenſpitze das Gnadenkirchlein Notre Dame de la Garde.

Ende.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Verlag von T. O. Weigel Nachf. (Chr. Herm. Tauchnitz) in Leipzig.

# Sixtus der Fünfte

von

**Alexander Freiherrn von Hübner.**

Deutsche Ausgabe vom Verfasser.

Zwei Bände. Geh. 4 M.

# China.

Skizzen von Land und Leuten

von

**A. H. Exner,**

vorm. Delegirten der Deutschen Bank im Deutschen Eisenbahnconsortium für China.

Mit einem Portrait in Stahlstich, 6 in lithographischem Farbendruck ausgeführten Bildern, 17 autotypischen Illustrationen, einem Plane der Stadt Peking u. s. w.

In eleg. Leinwandband 20 Mk.

# Japan.

Skizzen von Land und Leuten

von

**A. H. Exner,**

Direktor der Leipziger Bank.

Mit einem Portrait in Stahlstich, vielen in lithographischem Farbendruck ausgeführten Bildern, ca. 20 autotypischen Illustrationen, 6 Lichtdrucken, einem japanischen Lackbilde, einem Plane der Stadt Tokio u. s. w.

In eleg. Leinwandband 20 Mk.

# Aus Sibirien.

Von

**Dr. Wilhelm Radloff.**

Mit farbigem Kostümbilde, einer Karte und 35 Bildertafeln.

Geheftet 14 Mk. Gebunden 16 Mk.

K.u.K. HOF-
& UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG
R. LECHNER WILH. MÜLLER
WIEN, GRABEN 31.

Stanford University Libraries
3 6105 126 606 420

| DATE DUE | | | |
|---|---|---|---|
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004